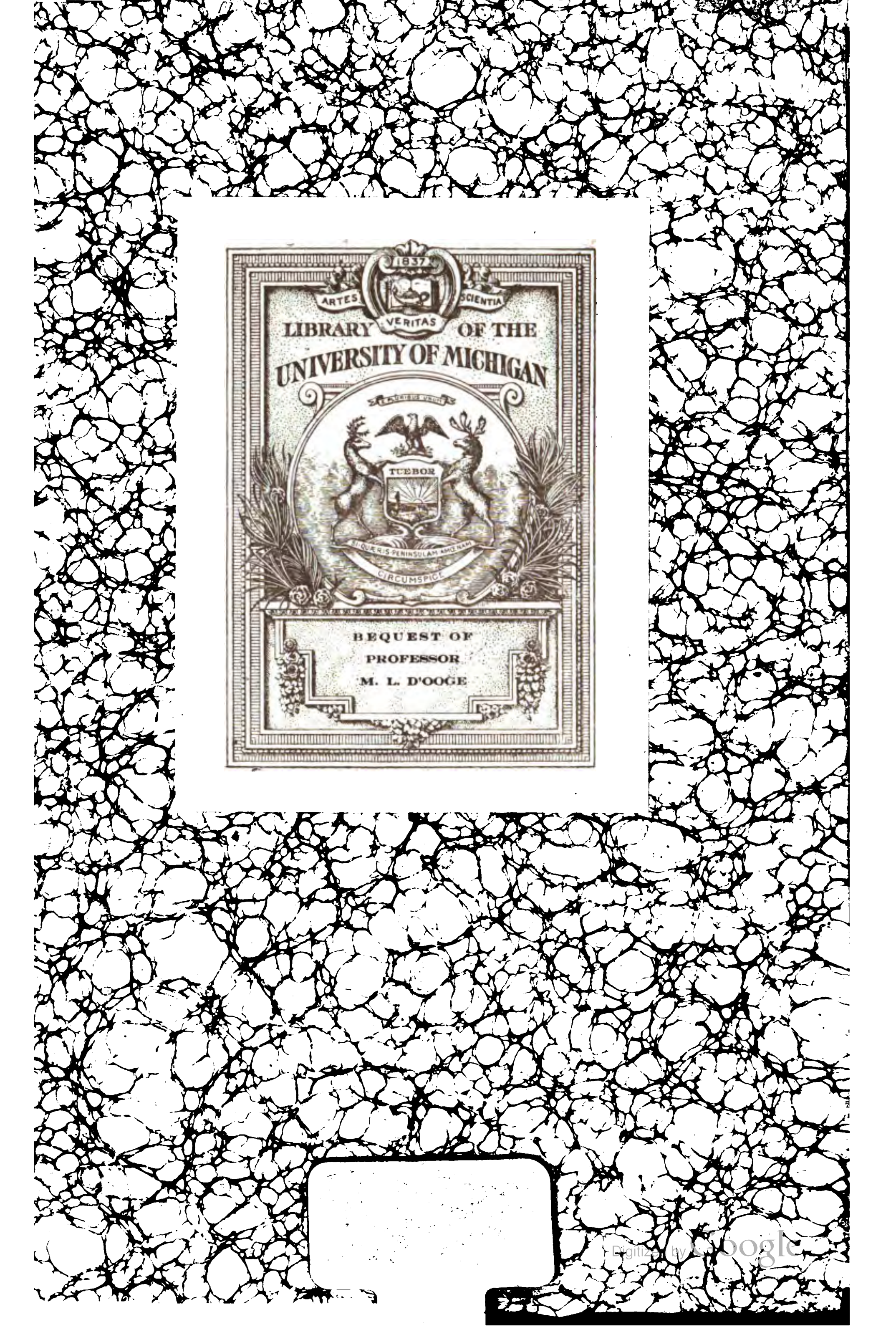
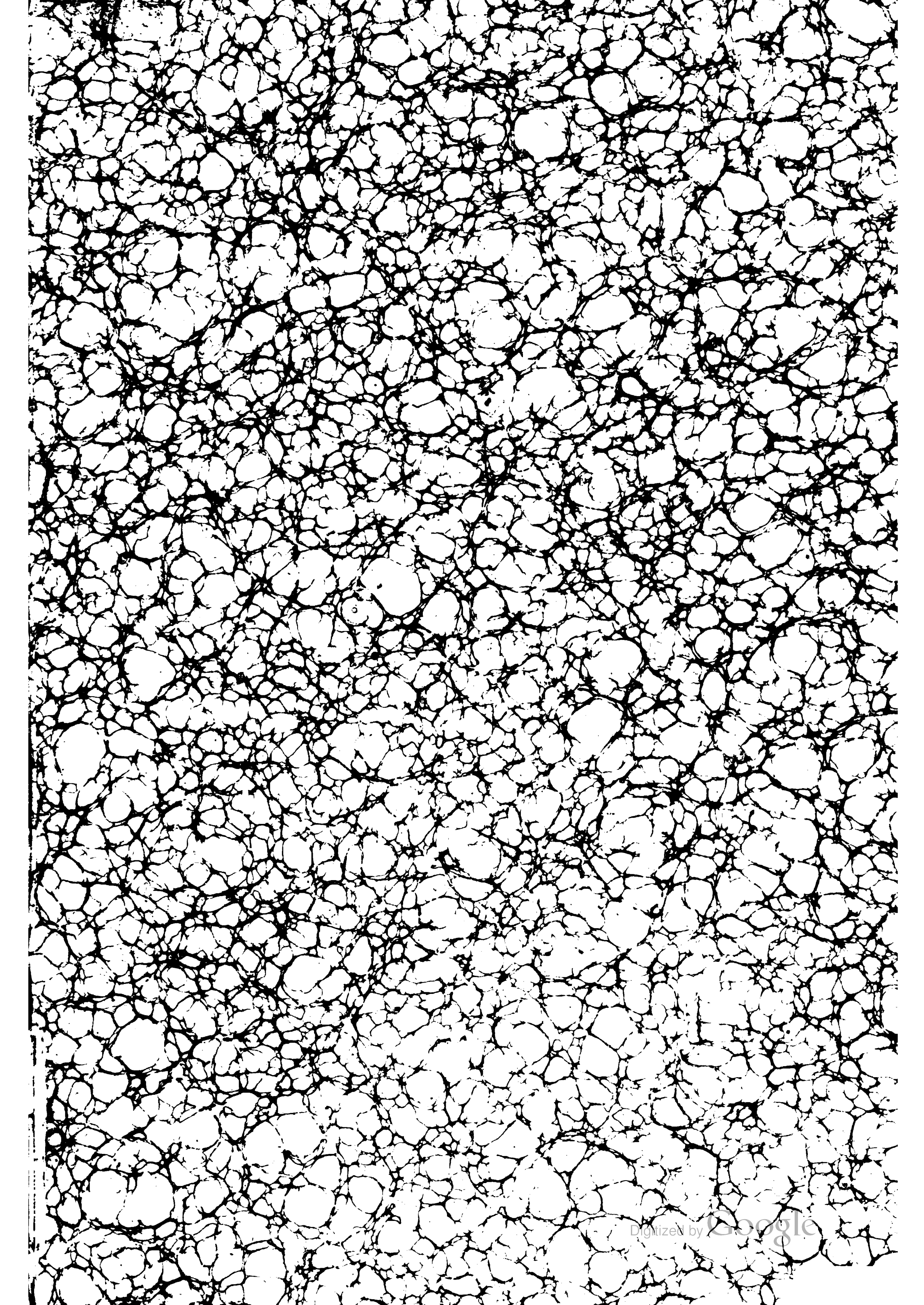

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE
BEQUEST OF
PROFESSOR
M. L. D'OOGE



M. L. D'Ooge.
Athens. 1887.

Griechische Frühlingstage.

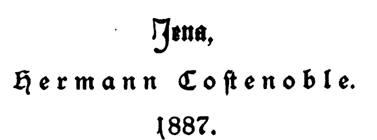


Griechische

Frühlingstage.

Von

Eduard Engel.



Jena,
Hermann Costenoble.
1887.

Der Verfasser behält sich das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen vor.

Vorbemerkung.

Dieses Buch ist nicht eine Sammlung von Reisebriefen.

Es handelt nicht überwiegend von Griechenlands Altertümern, sondern weit mehr von des Landes neuen Menschen und Dingen. Selbst dem großen Publikum ist alles Wichtigste über Althellas bekannt; vom neuen Griechenland wissen selbst Gebildete weniger als von Afrika.

Die orientalische Frage wird demnächst eine griechische Frage werden. Da ist es vielleicht nicht ohne Interesse, zu erfahren, welcher Art das Volk, das jetzt seine Ansprüche auf die griechische Türkei geltend macht.

Sollte gegen meine Darstellung dieses Volkes eingewendet werden, ich beurteilte es zu günstig, ich kennte es nicht genügend, so erwidere ich: zu einem lobenden Urteil über ein fremdes Volk berechtigt selbst eine kurze Bekanntschaft; zum Tadel vielleicht kaum eine langjährige. Wo mir glänzende Eigenschaften des griechischen Volkes begegneten, da habe ich ihnen meine Bewunderung nicht versagt; wo mir etwas nicht gefiel, da habe ich mein Mißfallen nicht gleich zu einem allgemeinen Verdammungsurteil erweitert. Eingehendere Beobachtung hat mich häufig

gelehrt, daß mein anfängliches Mißfallen aus nicht genügender Kenntnis der Bedürfnisse des Landes hervorging. Ein Volk von so erstaunlich mäßigen, anspruchslosen Menschen, wie das griechische, kann nicht wetteifern mit anderen Völkern in den Errungenschaften einer oft genug reinäußerlichen Kultur.

Ich bin durchs Land gereist und bin aus ihm geschieden mit dem Glauben, daß die Zeit nicht fern ist, da Griechenland eine beachtenswertere Stellung im Orient einnehmen und sich größerer Anerkennung seiner Kulturleistungen bei Europa erfreuen wird, als bisher.

Gegen Griechenland besteht zur Zeit eine Verschwörung der Unwissenheit mit der Böswilligkeit. Auch ist es so wohlfeil und klingt so geistreich, zu spotten über die „entarteten Nachkommen des Themistokles, Perikles, Phidias", zumal wenn man sie gar nicht kennt. Vielleicht dient dieses Buch dazu, an seinem bescheidenen Teil wenigstens anzuregen zur näheren Kenntnis von Griechenland. Alle Freunde des schönen Landes und die Griechen selbst sind der Ansicht: wenn man es nur kennte! — die Urteile würden besser lauten.

Am meisten sollte mich der Erfolg beglücken: recht viele Leser zu einer Reise nach Griechenland angeregt zu haben. Wer nicht mit der Absicht hinreist, den Tissot zu spielen; wer sich zuweilen auf der Reise erinnert: dieses Land ist erst seit 50 Jahren ein Staat, — der wird manche Mängel entschuldigen, sich über viele Fortschritte verwundern.

Mir ist auf der ganzen Reise nichts als Liebes vom griechischen Volke widerfahren. Wie sollte ich da anders als mit Liebe vom Volke reden? Ich wünsche jedem Leser, es möge ihm auf seiner Reise durch Griechenland ebenso gut und besser ergehen!

Griechische Namen und Sprachproben habe ich überwiegend nach der wirklichen Aussprache geschrieben. In dem letzten Kapitel findet der Leser einige der Gründe, aus denen ich die Aussprache des Griechischen, wie unsere Gymnasien sie lehren, für vollkommen verkehrt halte. Die nähere philologische Begründung der Richtigkeit der neugriechischen, der Verkehrtheit der neuhochdeutschen Aussprache des Altgriechischen behalte ich einer demnächst erscheinenden Schrift vor.

Berlin, Oktober 1886.

E. E.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Vom Reisen in Griechenland.

Ich denke, von Mark Twain, dem lustigsten Reisebeschreiber beider Welten, rührt jenes tiefsinnige Wort her: „Der Mensch erfährt nie, welch ein erstaunlicher Esel er werden kann, ehe er nicht eine Reise macht.“ Er hätte hinzufügen dürfen: „oder ehe er sie nicht beschrieben.“ Bei keiner Gattung von Schriftstellerei, auch nicht bei der Lyrik, läuft man eine größere Gefahr, sich lächerlich zu machen, als bei der Reisebeschreibung, zumal bei der mit den hergebrachten kulturgeschichtlichen Randglossen und Verallgemeinerungen.

Das war nicht immer so; erst die neueste Zeit mit ihrer schönen Erfindung der „Touristen“ hat die Gattung der lächerlichen, ja der hassenswerten Reisebeschreiberei erzeugt. Die *Kunst* des Reisens nimmt in dem Maße ab, wie die Zahl der Reisenden zunimmt und die Leichtigkeit des Reisens steigt. Die besten Reisebeschreibungen stammen aus den Tagen der Postkutsche; die *allerbeste* aus der Zeit, wo das Wort „Post“ kaum bekannt war: wer hat besser als Herodot zu reisen und zu beschreiben verstanden? —

Ein *Tissot* ist früher nicht möglich gewesen. Hätte auch jemand so viel Bosheit aufgetrieben, wie jener Schweizer, so viel

Dummheit und Unwissenheit zusammen hätte er nicht mitgenommen auf eine so wichtige Reise, wie die durch das große, fremde Deutschland. Eine weite Reise — und welches Land lag damals nicht im weiten? — trat man erst an, nachdem man sich gebührend sprachlich vorbereitet hatte. Die Reise bildete einen tiefen Einschnitt in das ganze Leben des Reisenden; sie war der Traum der Jugend, die Sehnsucht des Mannesalters gewesen, und ihre endliche Verwirklichung wurde das folgenreichste Ereignis, ein Gewinn für immer.

In jenen glücklichen Reisezeiten lernte man auch etwas von den fremden Völkern kennen. Man sah nicht bloß Hotelwirte, Kellner und Hausknechte; nicht bloß Eisenbahnbeamte, Steuerbeamte und Museumdiener; — sondern man verkehrte mit dem Bauern, dem Handwerker, dem Gelehrten des fremden Landes, in das man sich nicht ohne gute Empfehlungen begab.

Die Reisenden von ehedem waren auch liebevoller gegen das Land, in dem sie reisten, oder doch vorurteilsloser. Sie hatten nicht so erschrecklich viel darüber vorher gelesen, besaßen ja auch keinen Bädeker. Nein, sie kamen mit dem Vorsatz hin, sich zu belehren und gut zu unterhalten; jedenfalls nicht mit der nörgelnden Kritikasterei, die heute aus den meisten reisebeschreibenden Reisenden eine Art von wandernden Untersuchungsrichtern macht. Das möge jeder deutsche Reisende, der über ein fremdes Land tadelnd schreibt, sich gesagt sein lassen: wer mit bösem Willen durch Deutschland reist, der braucht gar nicht einmal ein Lügner, ein Tissot zu sein, um ein dickes Buch mit den dicksten Schmähungen Deutschlands zu füllen. Er braucht eben nur die Augen zu verschließen gegen das mannigfache Gute auf seinen Wegen und sie boshaft grinsend zu öffnen dem vielen Schlechten, dessen wir selber uns schämen.

Freilich, durch die jetzige Entwickelung des Reisens wird es immer schwerer, zu einem vernünftigen Urteil über ein fremdes Land und Volk zu gelangen. Vor lauter „Besichtigungen“ sieht

man nichts Rechtes mehr. Auch weilt man ja in den Hauptreiseländern überwiegend in Städten oder doch in ländlichen Luxushotels; — wie soll man da ans Volk hinan?

So schießt denn allenthalben, durchaus nicht allein in Frankreich, die Tissotiasis internationalis stupidissima, wie ich dies Giftpflänzchen benennen möchte, aufs üppigste ins Kraut und trübt die Blicke und verschließt die Herzen der Völker gegen einander.

Bei den großen Kulturländern kann wenigstens der eine Tissot durch den andern kontrolirt werden, und am Ende hat's der Leser leicht, beiden auf die Finger zu sehen. Schlimm aber steht es um jene kleinen Länder, die zu kennen wohl lohnt, die zu bereisen aber zu schwer erscheint, und bezüglich derer man schutzlos jedem Zufalltouristen preisgegeben ist, der taubstumm und dummblind einhergetrottelt, ohne Kenntnis der Landessprache, ohne persönliche Bekanntschaften, ohne Liebe und ohne Verständnis für Land und Leute.

Griechenland weiß ein Lied zu singen von dieser Sorte der Reisebeschreiber. Die meisten der Griechenlandwandrer haben auf der Schulbank Griechisch gelernt, viele lange Jahre hindurch, und dennoch sprechen und verstehen sie vom heute gesprochenen Griechisch kaum ein Wort. Das hat indessen noch keinen, der sich zum Reisebeschreiber berufen fühlte, von der Verfertigung eines Buches über Griechenland abgehalten, worin allerhand weise Betrachtungen über Charakter und Sitten, über Gegenwart und Zukunft des Landes im Tone größter Bestimmtheit angestellt werden.

Hellas, das neue, das lebendige, ist viel schwerer durch einen Fremden zu beurteilen, als irgendein anderes europäisches Land gleicher Kulturentwickelung. Man kann alle seine Hafenstädte gesehen, kann besonders wochenlang in Athen gelebt haben, und kennt Griechenland nicht. Die bäuerliche Bevölkerung überwiegt so sehr an Zahl die der Hafenstädte, daß man durchaus im Innern

gereist sein muß, um an den Kern des Volkes zu kommen. Und ohne Kenntnis des gesprochenen Griechischen nützt selbst eine Reise durchs Innere des Landes noch nicht viel, denn dem Fremden, der auch sprachfremd bleibt, erscheint der griechische Bauer wie ein ganz anderes Wesen, und zwar ein weniger angenehmes, als er in Wahrheit ist.

Obenan stelle ich deshalb den Satz für jeden Hellasreisenden: willst du über die Neugriechen mitreden, willst du nicht wie ein Taubstummer reisen, so lerne Neugriechisch! Es geht nun einmal nicht anders. Du magst dir Korfu und Patras, Olympia und Phigalia, die Akropolis von Athen und das Schatzhaus des Atreus in Mykenä ansehen und zu den Myriaden schon vorhandener archäologischer Meisterwerke ein neues darüber schreiben, um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen. Nur thu den Mund nicht auf über das Volk, welches du nur mit den Augen gesehen; nur schilt es nicht, denn du kannst ja nicht einmal seine Vertheidigung verstehen.

Bist du gar ein braver Deutscher — und Deutsche wandern ja zumeist nach Griechenland —, so sei doppelt vorsichtig: denk' an Tissot und seine Sippe und erinnere dich, welche entsetzliche Eseleien durch sie begangen wurden. Denk' auch gelegentlich daran, daß jenes kleine, durch Europa gewiß nicht verhätschelte Volk denselben Namen trägt, welchen das dir gewiß teure Volk der alten Hellenen getragen; daß es dieselben Stätten bewohnt, deren Klang dich an die holdesten Tage schuljungenhafter Begeisterung gemahnt, an Marathon, Salamis, Thermopylä; — daß diese geschmähten Neugriechen sich ihr bischen Freiheit nach vierhundertjähriger Knechtschaft durch einen heldenhaften Krieg gegen die Barbaren errungen, der zu seiner Zeit viele deiner besten Dichter mit heller Bewunderung erfüllte. Und bist du gar ein deutscher Philologe — ein wenig seid ihrs doch alle, die ihr nach Griechenland pilgert, nicht bloß touristisch bummelt —, so lausche scharfen

Ohrs auf die Sprache, die um dich tönt. Magst du auch eine noch so schauderhafte Aussprache des Altgriechischen erlernt haben, — du wirst doch solche heiligen, uralten Wörter heraushören, wie theós, patris, agápi und agapó.

Man liebt Deutschland in Hellas; dies ist vielleicht das einzige Land Europas, wo man es nicht haßt. Die Griechen haben uns sogar unsern Fallmerayer verziehen, zumal nachdem wir selber in ihr Verwerfungsurteil über jenen dürftigen Philologen und leidenschaftlichen Geschichtsforscher eingestimmt. Möge nie ein zweiter deutscher Name in dem zukunftreichen kleinen Lande sich die gleiche verdiente Verachtung zuziehen! Einige Vorkommnisse der letzten Jahre, ja der letzten Monate, reiseschriftstellerische Leichtfertigkeiten deutscher Orientbummler, ganz so unverzeihlich wie die des Tissot, haben genug böses Blut bei den Griechen gemacht, die sonst für Deutschland und sonderlich für Deutschlands Gelehrte die herzlichste Achtung hegen.

Mir war ein langer Aufenthalt in Griechenland nicht vergönnt; die folgenden Blätter erheben deshalb keinen höheren Anspruch, als die starken Eindrücke einer mit offenen Augen ausgeführten Wanderschaft quer durchs Land getreu wiedergeben zu wollen. Es darf aber ohne Unbescheidenheit versichert werden, daß ich eine mehr als einjährige Vorbereitung für den geistigen Teil der Reise mir auferlegt hatte, sowie daß ich eine leibliche Übung im Reden und Verstehen der wirklich gesprochenen Sprache mitnahm.

Sonst weiter nicht viel. Namentlich keine schwere archäologische Wissenschaft; darum auch keinen Pausanias, den ich für um so überflüssiger halte, als man ihn von jedem gebildeten Griechen unterwegs leihen kann. Als gutes Reisebuch, neben dem trefflichen Baedeker, empfehle ich — Homers Odyssee, besonders für den Besuch der jonischen Inseln. Ich habe daraus

mehr von Griechenland, und in Griechenland mehr von der Odyssee begriffen, als je auf Schulbänken oder unter dem Professorkatheder.

Die Vorurteile ließ ich, so gut man das kann, zu Hause, mit Ausnahme des einen: das Volk, welches vor 60 Jahren mit Strömen von Blut die Erde von Hellas befreit, welches in 60 Jahren aus dem Nichts, aus dem Ärgeren als Nichts: aus Trümmern — ein geordnetes Staatswesen geschaffen, das kann nicht ausschließlich oder überwiegend aus Räubern, Betrügern, Falschkartenspielern und sonstigem Gesindel bestehen.

Ich bin durch einen großen Teil Griechenlands gewandert, geritten und gefahren; alle Provinzen des Festlandes und alle Inseln kenne ich nicht: dazu gehört ein halbes Menschenleben. Nie habe ich unterwegs vergessen, daß die Länder, in denen man reist, doch nicht so sehr für den Fremden, als für den Einheimischen da sind, — vielleicht mit Ausnahme der Schweiz. Ich verlangte weder, noch erwartete ich, daß die Art der Griechen zu essen und zu trinken, zu arbeiten und zu schlafen, genau dieselbe sein sollte, wie die mir behaglichste. Sodann sagte ich mir manchmal, daß die Gastfreundschaft auch vom Gast Pflichten erheischte, und ein Gast, nicht ein Strafrichter ist doch jeder Reisende. Griechenland wird wahrlich noch immer von so wenigen Fremden besucht, daß man es den Neuhellenen nicht verargen darf, wenn sie ihr Leben zunächst nach ihren Bedürfnissen und Gewohnheiten einrichten, z. B. den Kaffee noch immer nicht so klärlich und harmlos kochen, wie die Dresdener, oder wie die süddeutschen Nachbarn der herrlichen Zichorienfabrik Ludwigsburg. Ich habe übrigens die Ehre, den berühmtesten Sohn Ludwigsburgs zu kennen, und der zieht merkwürdigerweise den Kaffee der Griechen der Suppe Ludwigsburgs vor, wohingegen ein anderer deutscher Reisebeschreiber Griechenland jede Zukunft abspricht wegen seiner „winzigen Schalen voll kohlschwarzer, lehmartig schlammdicker Kaffeebohnenbrühe“. — Bei dieser passenden Ge-

legenheit sei bemerkt, daß zu der großen Kunst einer Hellasreise auch die Kleinkunst gehört, den idealen Kaffee der Griechen mit Verstand nnd Geschicklichkeit zu trinken.

Daß ein fremder Reisender den Gesetzen des Landes, durch welches er reist, Gehorsam schuldet, sollte sich eigentlich von selbst verstehen. Auch das wird von manchen Reisenden vergessen. Ein berühmter deutscher Botaniker, der zu seinen wissenschaftlichen Zwecken jüngst Griechenland bereiste, hat mit seinen Beschwerden über „griechische Barbarei" leichtgläubige Leser geschreckt, weil — die Zollbeamten in Patras seine mitgebrachten deutschen frischen Pflanzen vor seinen Augen verbrannten. Daß die Einfuhr frischer Pflanzen auch in Deutschland verboten ist, weiß jene Säule der botanischen Wissenschaft so wenig, wie das Warum des Verbots in beiden Ländern. Griechenland, bis jetzt von der furchtbaren Heimsuchung durch die Phylloxera verschont, wollte sich selbst durch einen noch so berühmten deutschen Botaniker nicht unermeßlichen Schaden zufügen lassen. Die Zollbeamten in Patras haben ihre Pflicht erfüllt, und jener Botaniker ist ein Mißachter fremder, höchst verständiger Gesetze.

Nach meinen Erfahrungen mit gebildeten Freunden darf ich dreist behaupten: Griechenland ist im allgemeinen unbekannter als manche Gebiete Ostafrikas. Über die Sprache, den Kulturzustand, die Sitten, die Tugenden und Gebrechen des Volkes herrschen selbst bei Höchstunterrichteten die allerverworrensten Anschauungen, — wenn überhaupt so etwas wie eine „Anschauung" sich gebildet hat. Solange es sich nur um grobe Unwissenheit über neugriechische Sprache und ihre Stellung zum Altgriechischen oder über andere Fragen von geistigem Interesse handelt, schadet sie wenigstens dem Lande nicht viel. Geradezu sündhaft aber wird der Irrtum,

wenn es sich um solche Dinge handelt, die zu den unentbehrlichsten Voraussetzungen jedes modernen Staates gehören. Habe ich zu viel gesagt, indem ich Griechenland für weniger gekannt hinstellte als Afrika, wenn ich auf das unausrottbare Geschwätz über die „Unsicherheit in Griechenland“ hinweise? Wer sich zu einer Reise nach Griechenland, ins Innere des Landes, ohne Schutz und Begleitung anschickt, der muß sich auf die ängstlichen Gesichter von Freunden und Verwandten gefaßt machen. Mir ist es nicht anders ergangen: einviertel scherzhaft, dreiviertel bitterernsthaft wurde die Frage an mich gerichtet, ob ich auch für Lösegeld gesorgt hätte? Man sah mich schon gefangen, in einer finstern Räuberhöhle des Lösegeldes harrend, welches mir den unversehrten Besitz meiner beiden Ohren und meiner Nase sichern sollte, — oder ohne diesen Schmuck, ein verstümmeltes Opfer griechischer Räuberei, in die Heimat zurückkehren.

Darauf habe ich weiter nichts zu sagen, als daß ich noch in keinem andern Lande mit so vollkommenem Sicherheitsgefühl wochenlang allein oder nur mit einem Pferdeknecht, am leichten Stabe oder auf Pferdesrücken gereist bin, wie gerade in Griechenland. Baedeker, der ganz richtig schreibt: „Die öffentliche Sicherheit läßt jetzt nichts mehr zu wünschen übrig“, warnt dennoch vor dem Reisen nach Sonnenuntergang. Auch diese Warnung habe ich unbeachtet gelassen: ich bin in nächtlicher Dunkelheit den Pentelikon hinaufgeklettert und habe im Peloponnes manchen Ritt bei zitterndem Mondeslicht gemacht, — eine Gefahr durch Menschen hat mir nie gedroht. Ich hatte einen Revolver mitgenommen, — ich werde es nicht zum zweiten Male thun: außer einem guten Echo habe ich nur Beschwerlichkeit davon gehabt.

Es giebt in Griechenland heute, und schon seit langer Zeit, keine Räuber „von Beruf“, besonders keine Räuberbanden. Eine Reise in Griechenland mag recht beschwerlich sein; doch aben-

teuerreich wird sie nicht mehr. Edmond Abouts „König der Berge" ist heute ein unterhaltender Roman ohne wahre Lokalfarbe.

Im Anfang meiner Reise, aber auch nur am ersten eigentlichen Wandertage, wurde ich ein wenig aufgeregt, wenn plötzlich hinter einem Oleanderbusch oder einem Felsenvorsprung einer oder zwei der schwarzbärtigen, finster blickenden Peloponnesier hervortraten und festen Schrittes mir entgegen kamen. Wie höflich aber haben sie mir den Morgengruß geboten, oder den meinigen mit dem schönen griechischen Gegengruß erwidert: „Kalós orissate!" (Seid willkommen!). Und wenn ich sie um den Weg oder die nächste Wegeschenke befragte, — wie fremdenfreundlich haben sie, die vermeintlichen Räuber, mir in längerer, wohlgesetzter Rede Auskunft erteilt oder gar mich ein Stücklein begleitet.

Was jene schwarzbebuschten Schäfer, Pferdehirten, Bauern, — jene ganz wie die Räuberhauptleute im Melodrama aussehenden Kerle mir Liebes erwiesen, das vergess' ich ihnen mein Lebtag nicht. Sie haben oft ihr bischen Brot und Wein mit mir geteilt, wie ich mit ihnen Tabak und Zigarretten, und keinen Dank, keinen klingenden Lohn dafür verlangt. Ihr verdientet wenige Drachmen des Tags in elender Kupfermünze, und ihr wußtet, daß dieser „Lordos" zur Reise durch euer Land ein gut Stück Geld im Beutel mit sich führen müßte. Doch nie ist euch der Gedanke gekommen, daß der Pfad einsam, der Wald dunkel, und daß nicht Hahnenschrei noch Hundeblaff dem Totschlag eines solchen hergelaufenen Fremden folgen würde. Nie habt ihr mich auch nur angebettelt; ich euch desto häufiger um allerlei kleine Liebesdienste.

Wie es an der Nordgrenze, gegen die Türkei zu, mit der öffentlichen Sicherheit stehen mag, zumal nach der kriegerischen Aufregung der letzten achtmonatlichen Heeresrüstung, das weiß ich aus eigener Wahrnehmung nicht; indessen hat man von Räubereien auch aus jenen Bezirken nichts gehört.

Das Gerede vom griechischen Räuberwesen stammt aus Tagen,

die vergangen sind. Es hat Räuber und Räuberbanden in Griechenland gegeben, just so wie in Deutschland nach dem dreißigjährigen Krieg, dem siebenjährigen Krieg und selbst bis ins 19. Jahrhundert hinein Räuberbanden gehaust haben, und wie sie noch heute in Sizilien hausen. Man bedenke aber, daß Neugriechenland erst seit 50 Jahren ein Staat ist, und — daß seit 17 Jahren nicht ein einziger räuberischer Anfall auf Reisende dort vorgekommen ist! Der letzte Anfall vom Jahre 1870 hat auf ein Menschenalter hinaus dem Lande seinen bösen Ruf der Unsicherheit verschafft, und Jahrzehnte vollkommener Sicherheit genügen offenbar nicht, das Urteil über Griechenlands Zustände zu ändern.

Was war es mit jenem letzten Raubanfall? Auf dem Schlachtfeld von Marathon wurden vor 17 Jahren mehrere reisende Engländer und ein Franzose von Räubern gefangen und fortgeschleppt. Auf die Kunde davon drang der damalige englische Gesandte in Athen in die griechische Regierung, sie sollte die Räuber durch Soldaten verfolgen lassen. Vergebens lehnte der griechische Ministerrath die Verantwortung für das Leben der gefangenen Reisenden ab, falls die Räuber durch militärische Verfolgung zum äußersten getrieben würden, erklärte sich dagegen zur Zahlung des Lösegeldes bereit. Der verblendete Engländer bestand auf seiner Forderung und wollte die Verantwortung auf sich nehmen. Die Folge war: die durch Soldaten umstellten und gehetzten Räuber ermordeten ihre Gefangenen, um schneller zu fliehen und sich gegen Verrat ihrer Schlupfwinkel zu schützen. Der englische Gesandte wurde aus Gram über seine Mitschuld wahnsinnig und hat sich bald darauf erhängt. — Natürlich war die Gefangennahme der Reisenden nicht geschehen in der Absicht, sie zu massakriren; man wollte von ihnen ein gutes Lösegeld erpressen, und wäre das rechtzeitig eingetroffen, so hätte man den Gefangenen kein Haar gekrümmt.

Damals aber hatte die letzte Stunde griechischen Räuberwesens geschlagen. Mit der härtesten Entschlossenheit, mit blutiger Grausamkeit sogar schritt das Ministerium Deligeorgis gegen alles der Räuberei auch nur entfernt verdächtige Gesindel ein, und zum ersten Mal seit langen Jahren erhielten die Henker von Nauplia wieder Blutarbeit. Sämtliche Mitglieder der Bande von Marathon wurden geköpft, — beiläufig meist Albanesen, nicht Griechen, wie auch der Bandenhäuptling kein Grieche war, ja nicht einmal griechisch sprach, sondern durch einen albanesischen Dolmetsch vor Gericht vernommen werden mußte. — Viel unschuldiges Blut soll damals vergossen sein; doch ist eine gute Saat daraus emporgewachsen.

Um indessen auch für die Folge der Bandenbildung vorzubeugen, wurde ein Ausnahmegesetz zustande gebracht, welches noch heute in Geltung ist, zum Glück aber nicht mehr zur Wirksamkeit kommt: das Hehlerwesen der durch Räuber eingeschüchterten Dorfbewohner wurde durch Konfiskation der Güter und Zwangsansiedelung in den entlegensten Gebieten Griechenlands bestraft. Wehe der Gemeinde, in welcher ein Räuber oder eine Bande Unterstand oder Vorschub fände! — Das hat geholfen und hat Griechenland den Segen gebracht, daß es heute, ohne philhellenische Voreingenommenheit, mit vollem Recht als eines der sichersten Länder Europas bezeichnet werden muß.

Gegen einen vereinzelten Raubanfall, gegen den Zufallsräuber, giebt es freilich nirgends vollkommene Sicherheit, und ich wage nicht zu behaupten, daß dergleichen nicht auch in Griechenland vorkommen könnte, so gut wie in der Umgebung von — Berlin, Paris und London, zu schweigen von Rom, Neapel und Palermo. Aber selbst ein solcher Zufallsräuber hat seit 1870 sich an keinen Fremden in Griechenland gewagt.

Man vergißt, wenn man vom griechischen Räuberwesen liest und spricht, mit einer merkwürdigen Gedankenlosigkeit das Räuber-

wesen der civilisirtesten europäischen Staaten. Will man wissen, wie viele Verurteilungen wegen Raubanfällen in Preußen in dem einen Jahre 1881 (dem letzten, über welches der Bericht erschienen) vorgekommen sind? Nach der amtlichen Statistik des preußischen Justizministeriums: 308. Dabei zählt Preußen doch mit in erster Reihe unter den sicheren Staaten Griechenland mit seinen 1 800 000 Einwohnern könnte demnach jährlich 20 Raubanfälle aufweisen, ohne daß man es für ein unsicheres Land halten dürfte! Erwägt man überdies die Einsamkeit der Bergwege, die geringe Dichtigkeit der Bevölkerung die häufige Beunruhigung des Landes durch die Mobilmachungen, so muß man staunen über den musterhaften Sicherheitszustand Griechenlands.

Wer wissen will, was Unsicherheit heißt, der gehe nach den noch unter der Türkenherrschaft seufzenden Provinzen Epiros und Makedonien. Mord und Raub am hellen Tage, fast in jeder Woche, und die türkischen Behörden im Bunde mit dem Raubgesindel. An der griechischen Grenze aber lauern die wackeren hellenischen Bergjäger und schießen erbarmungslos jeden räuberischen Hallunken nieder, der seine Streifzüge auch auf hellenisches Gebiet ausdehnen möchte. Thessalien, vor der Annexion durch Griechenland ein furchtbares Räubernest, ist heute nach 6 Jahren griechischer Verwaltung so sicher wie die Straßen Athens.

Ich habe meine Reise in den beiden letzten Monaten vor der Blockade gemacht, also zu einer Zeit, wo das ganze Land sich in den Fieberschauern des drohenden Krieges befand. Wie viel Elend durch das Brachliegen aller geschäftlichen Thätigkeit, durch die Behinderung der Feldbestellung war in Häuser und Hütten eingezogen! Und während jener stürmischbewegten Tage bin ich zwei Wochen lang zu Fuß, zu Pferd und im Wagen durch die arkadischen und messenischen Wälder, über die lakonischen Berge und vorbei an den Schluchten der

Maina gewandert, ohne je von begegnenden Menschen etwas anderes als einen freundlichen Gruß oder einen kleinen Liebesdienst zu erfahren. Ähnliches ist mir von allen Reisenden bestätigt worden, die ich im Peloponnes oder nach vollendeter Reise in Athen befragt habe. Das schönste und wahrste Wort über das Reisen in Griechenland hat mir eine Dame, eine Engländerin, gesagt, die in kleiner Damengesellschaft eine Reitpartie quer durch den Peloponnes gemacht hatte. Sie meinte von den griechischen Bauern: „Sie waren allesamt Gentlemen", — im Munde einer Engländerin ein doppelt gewichtiges Urteil.

Nach meiner Heimkehr habe ich mir das traurige Vergnügen bereitet, aus deutschen Zeitungen gelegentliche Notizen über die Sicherheit unserer Landstraßen zu sammeln. Ich habe die Arbeit bald eingestellt, weil der Stoff mir unter den Händen so anschwoll, daß ich doch nichts damit hätte anfangen können. Drei kleine Ausschnitte will ich ohne jeden Kommentar hersetzen zur Warnung für deutsche Reisende mit Neigung zur Tissotiasis —:

Berliner „Vossische Zeitung" (26. Juni 1886):

— „Die Sicherheit der Landstraßen in der nächsten Umgebung Berlins läßt noch immer zu wünschen übrig. Die verehelichte Arbeiter Koepke, in Schöneberg in der Bahnstraße wohnhaft, befand sich am Mittwoch Nachmittag auf dem Felde, in der Nähe des sogenannten Priesterweges, welcher von Schöneberg nach Südende führt und nur wenig von dem Publikum benutzt wird. Sie befand sich ganz allein und kein Mensch war in Sicht, als sich ihr plötzlich ein gut gekleideter Mann näherte und unter entsetzlichen Drohungen Geld von ihr verlangte. Die fast zu Tode geängstigte Frau erklärte zwar, daß sie kein Geld habe; als der Räuber aber dringender wurde und noch gräßlichere Drohungen ausstieß, gab sie endlich ihr 15 Pfg. enthaltendes Portemonnaie heraus." U. s. w.

Kölnische Volkszeitung (26. Juni 1886):

„Schlägereien und Messerstiche bilden den stereotypen Inhalt der täglichen Polizei-Berichte; namentlich sieht es mit der Sicherheit für Leben und Eigentum in der Umgebung Kölns recht bedenklich aus. Nicht weniger als drei Raub-Attentate sind in den letzten acht Tagen vorgekommen: auf

dem Wege von Ehrenfeld nach Nippes, am Duffesbach in der Nähe des Forts IV und zwischen Bayenthal und Köln. Es ist so weit gekommen, daß viele Bewohner der Vorstädte ohne Revolver oder sonstige Waffen des Abends nicht mehr ausgehen.

Münchener „Allgemeine Zeitung“ (26. Juni 1886):

— „Vom Schwurgerichte zu Augsburg wurde vorgestern eine gefährliche Räuberbande von drei Personen unschädlich gemacht: der erste Angeklagte wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus, der zweite zu 15 und der dritte zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt.“

Es fällt mit Recht niemandem ein, wegen solcher Zustände Deutschland ein Räuberland zu nennen. Wehe aber Griechenland, wenn ähnliches von der Umgebung Athens, Korfus oder Korinths erzählt würde.

Selbst der böswilligen Verleumdung ist es nicht gelungen, aus den letzten Jahrzehnten Fälle von Unsicherheit Griechenlands vorzubringen. Das Ärgste, was in dieser Hinsicht geleistet worden, hat ein gewisser Heinrich Vierordt, ein lyrischer Dichter, jüngst in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ verübt. Nicht weil seine Darstellungen griechischen Lebens irgendwie der Rede wert wären, führe ich dies Beispiel böswilliger Dummheit an, denn ins Innere des Landes ist jener deutsche Tissot eingestandenermaßen nicht gedrungen. Aber typisch für eine gewisse Art von Reiseschriftstellerei ist der Fall; er diene also zur Abschreckung. — Nachdem er sich in einem seiner Artikel bitter beklagt, daß die Dampfschiffagenturen in Athen nicht zu jeder Stunde des Tages geöffnet seien, knüpft er die entrüstete Bemerkung daran: „Ist es da ein Wunder, daß in solchem Lande alles schwer darniederliegt, ja daß man damals in den Zeitungen lesen konnte, im Golfe von Salonichi trieben sogar wieder Seeräuber ihr Unwesen?“ — Hu, wie das klingt! Nur daß man nicht recht den ursächlichen Zusammenhang zwischen den verschlossenen Dampferagenturen und einer beliebigen

Zeitungs-Räubergeschichte begreift. Daß aber Salonichi und sein Golf gar nicht zu Griechenland gehören, weiß jener lyrische Reisebeschreiber nicht. Wenn das ein Franzose geschrieben hätte, wie würde man ihn wegen seiner „echtfranzösischen Geographie-Unwissenheit“ verhöhnt haben!

Zweites Kapitel.

Korfu.

Der schönste, wenn auch nicht der kürzeste, Weg aus Deutschland nach Griechenland führt über Triest nach Korfu. Auf bequemem Lloyd-Dampfer durchfährt man in 40 Stunden ohne Halt das adriatische Meer, je nach der Windrichtung näher der italienischen oder der istrischen und albanischen Küste. Albanien, vom Meere aus gesehen, ist das ödeste Gestade, das man sich vorstellen kann. Kein Baum, kein Strauch, keine menschliche Wohnung wird sichtbar. Nichts als dunkelgrauer Fels, um dessen Fuß weißschäumend die Brandung donnert. Nördlich von Korfu hat das adriatische Meer noch nichts von jener Bläue, die man beim bloßen Namen der Jonischen Inseln zu sehen glaubt. Die leuchtet erst auf, wenn man sich der schmalen Durchfahrt zwischen Korfu und dem türkischen Festland nähert.

Bei klarem Wetter erblickt man auf der Fahrt vom Norden, etwa sechs Stunden vor der Ankunft in Korfu, das erste Stück griechischer Erde: das Inselchen Othoni (italienisch Fano). Ein hoher, nach allen Seiten schroff abfallender Felsenklotz, so steigt das griechische Eiland aus dem Meere herauf, zuerst für Korfu gehalten und freudig begrüßt.

Von da ab wird die Fahrt für den Hellaspilger zur herz-

klopfenden Aufregung. Jeder Name, den er jetzt hört, klingt hellenisch, am Festland wie auf dem Meer. Zur Linken schimmert das türkische Strandnest Hagia Saranda (Heilige Vierzig, italienisch: Santi Quaranta) herüber, wohin die Griechen die nördliche Grenze von Epiros verlegen möchten. Westlich von der Insel Othoni schwimmt die noch winzigere Erikusa auf den erblauenden Fluten, und wie ich einen alten griechischen Weinhändler, der während der stürmischen Seefahrt unsichtbar geblieben, um den Namen des langen, dunkeln Streifens Erde im Süden befrage, erwidert er: „Afti ine Kérkira, i patris mu“ (das ist Korfu, mein Vaterland), mit fast denselben Worten, die ein Grieche im 5. vorchristlichen Jahrhundert gebraucht haben würde.

Man mag sich noch so lange und fleißig auf solche Reise vorbereitet haben und sich leidlich Herr der Sprache fühlen, — es trifft einen dennoch wie ein Ruf im Traum, da man zuerst angesichts griechischer Erde aus griechischem Munde griechische Worte vernimmt. Ich habe es mir ja vorher gesagt und mich darüber gefreut: Griechisch ist gar keine todte Sprache, ist nie eine gewesen; es wird von lebendigen Menschen gesprochen, nicht bloß geschrieben und gedruckt. Es nützt mir nichts: das Wunderreich der griechischen Sprache hat mich umfangen und läßt mich fortan bis zum Ende meiner Hellasfahrt nicht mehr aus dem Banne seines unheimlichen Zaubers.

Noch bin ich auf dem sicheren Boden des europäischen Schiffes; noch ertönt um mich überwiegend Italienisch und Deutsch. Was wird das werden in der nächsten Viertelstunde, sobald wir nur um diesen letzten Felsenvorsprung gesteuert sind, der uns Rhede und Stadt Korfu verbirgt?

Wer wirft jetzt noch einen Blick auf die rauhe türkische Küste, dieweil höher und höher, den Fuß umgürtet mit prangenden Gärten, Korfus Bergriese, der Pantokrator, sich über unserm

langsamer fahrenden Schiff aufthürmt? Schon hier umgibt uns klassisches Land und Gewässer. Den Gipfel des Pantokrator hat der Dichter der Odyssee vor Augen gehabt, als er die Verse schrieb (Gesang V, 278 ff.):

„Siebzehn Tage befuhr er die ungeheuren Gewässer,
Am achtzehnten erschienen die fernen, schattigen Berge
Von dem phäakischen Lande, denn dieses lag ihm am nächsten,
Dunkel erschienen sie ihm, wie ein Schild, im Nebel des Meeres."

Und um jenen Vorsprung herum, der die Bucht von Korfu im Süden abschließt, sind die Schiffe der Nachkommen der Phäaken zusammen mit denen der Athener zur Seeschlacht gegen die Korinther bei den Sybota-Inseln gesegelt, zum unheilvollen Anfang des peloponnesischen Bruderkriegs.

Überragt von seinen beiden Festungsfelsen, venetianischen Schutzwerken, erscheint wie mit einem Schlage die Stadt Korfu, um die dunkelblaue Bucht gelagert. Zu dem Wirrwarr auf dem Schiff, wie er jeder Landung nach langer Fahrt folgt, gesellt sich im nächsten Augenblick der Angriff vom Lande. Der Schwarm der griechischen Hafenhaie, der Barkenführer, hat unser Schiff „Ettore" umzingelt, und ehe noch der Anker rasselnd gefallen, ist die Rotte an Ketten, Tauen und Falltreppen aufs Deck geklettert. Den Fez oder die zerlumpte Schiffermütze auf dem schwarzlockigen Kopf; mit Hosen, die halb aus Löchern, halb aus Flicken bestehen; die nackten braunen Füße in Schuhwerk, von dem man nicht glauben kann, daß es je heil gewesen. So habe ich mir immer, als ich des Kapitäns Marryatt herrliche Seegeschichten las, das Entern durch Piraten vorgestellt.

Das Schiff ist vollkommen in der Gewalt dieser friedlichen Seeräuber. Die Mannschaft überläßt die Reisenden ihrem Schicksal. Einen Tarif gibt es selbstverständlich nicht, und gäbe es einen,

was hülfe er den hülflosen, sprachunkundigen Fremdlingen, die nun mit ihrem Gepäck ans Land gefahren sein wollen?

Das Gepäck! — Wo es nur geblieben ist? Taschen, Schirme, Koffer — alles verschwindet über Bord, die Treppe hinunter, in irgendeines der Dutzende unten schaukelnden Boote hinein. Wer dumm ist, der versäuert sich gleich in diesem ersten Augenblick die ganze Reise. Er vermißt den „Schutzmann“, der ordnungsmäßig die Droschkenmarken an die Ankömmlinge verteilt und über die kostbare Person und Habe des Fremdlings wacht. Er vermißt noch vieles andere. Aber wer dergleichen vermißt, der reise nicht nach Griechenland!

Wer bei dieser Szene des Verlassens des Dampfers, der schlimmsten Viertelstunde der ganzen Reise — die Seekrankheit nicht ausgenommen —, seinen Humor nicht verliert, der hat gerade durch sie einen der stärksten Genüsse. Durch den festen Willen, mir unter keinen Umständen durch solche Lappereien meine unsägliche Reisefreude verärgern zu lassen, habe ich es bald dahin gebracht, daß mir gerade die sonst so gefürchtete Schreckenszene der Landung in jedem griechischen Hafen zu einer der aufregendsten Belustigungen wurde. So oft ich an meine nächste Griechenlandreise denke, freue ich mich im Stillen auf den ersten Kampf mit jenen griechischen Hafenhaifischen.

Die meisten Reisenden, die von Griechenland weiter nichts gesehen als Korfu, Korinth und Athen, haben aus ihren Begegnungen mit den griechischen Bootführern das Wesentlichste ihres Urteils über den „Charakter der Griechen“ geschöpft. Ich habe einen solchen gründlichen Reisenden in Korfu getroffen, der mir ganz entrüstet die Schandthaten der korfiotischen Barkenführer ausmalte. „Nein, diese Saugriechen!“ — wörtlich. Der Mann, aus der biederen Fiakerstadt Wien gebürtig, hatte nämlich für die Besorgung seines sehr umfangreichen Gepäcks vom Bord ins Boot, für die Fahrt von der entfernten Rhede

ans Land, für die Landung seines Gepäcks, Verbringung zur Zollbude, Überführung nach dem Hotel — für all das zusammen die ungeheure Summe von vier Papierdrachmen (2 Mark 60 Pfennig) sich „abgaunern" lassen müssen. Während seines ganzen Aufenthalts auf Korfu kam er deshalb aus dem ekeln Geschimpf auf „diese Saugriechen" nicht heraus. Ich fragte ihn kühl: wie viel er wohl für alle jene Dienste in seinem billigen Wien hätte bezahlen müssen? — aber dieser naheliegende Vergleich rührte ihn nicht.

Die Barkenführer der griechischen Häfen sind durchaus nicht ärger als solch Volk in anderen Ländern. Das Gepäck ist bei ihnen in sicherer Hut, und einmal in ihrem Boot, wird man höflich, wie durchweg in Griechenland, behandelt. Hat man am Bord des Dampfers einen Preis mit ihnen vereinbart, so zahlt man diesen, und weiter nichts. Die Trinkgeld-Sklaverei ist in Griechenland noch nicht eingeführt, es sei denn in den Gasthäusern und Restaurants nach europäischem Trinkgelder-Zuschnitt. In den meisten Fällen — mir wenigstens ist es nie anders ergangen — wird der Barkenführer bei der Landung auf die sofortige Zahlung verzichten und sie bis aufs Verlassen des Hafens sich vorbehalten. Er sichert sich dadurch seinen Barkengast auch für die Rückfahrt, und der Reisende hat an ihm einen aufmerksamen Mahner gewonnen, der ihm rechtzeitig die Ankunft des Schiffes zur Weiterreise meldet.

Ich hatte in Korfu bei der Landung keinerlei Beschwerde; die ausbedungenen wenigen Drachmen wurden mit freundlichem „Avrion!" (morgen) abgelehnt; der Bootführer trug selber meine paar Sächelchen in das kleine, prächtig gelegene „Hotel de l'Orient", und da war ich in Korfu.

Es hat eine Weile gedauert, ehe ich zum vollen Bewußtsein des Glückes kam, griechischen Boden zu stampfen. Zuvörderst hat man genug zu thun, sich bei gesunden Nerven und Sinnen zu erhalten

gegenüber dieser Flut neuer, fremder, bunter Eindrücke. Es ist nicht die niegesehene Stadt, — es sind die Menschen, die mich zu allererst packen. Diese Stadt habe ich schon irgendwo gesehen; manche Ecke in Venedig sieht so aus wie dieser Marktplatz zwischen Hafendamm und Stadtthor. Auch einen Platz wie die hoch über aufgemauerten Terrassen aufs blaue Meer hinausschauende „Spianata" beherbergt meine Erinnerung an Italien in irgend einem Winkel. Die Häuser sind ein Gemisch aus venetianischer und bolognesser Bauart, mit einem pikanten Zusatz orientalischer, malerischer Zerlumptheit. — Aber diese Menschen! Das Reich der Farben hat begonnen, in Gesichtern wie in der Kleidung. Leider verschwindet in der Stadt Korfu mehr und mehr die Volkstracht und dringt die langweilige, diesen Menschen besonders schlecht stehende Allerweltsbekleidung vor. Doch sorgt die Exochi („Campagna") von Korfu noch lange dafür, daß der nordische Fremdling gleich beim Betreten griechischen Bodens vollfarbiges Griechentum erblicke.

Die erste Fustanella! Da steht neben dem hölzernen Zollgitter, durch das man gebückt die erste griechische Stadt betreten muß, ein zusammengeschnurrtes Männlein mit weißem Haar, ein scheckiges Ziegenfell um die mageren Schultern geworfen, die Beinchen in schwarzen Gamaschen; auf dem Kopf den roten Fez, diese Verstümmelung der phrygischen Mütze, — und um die Hüften, unter dem Ziegenmantel, ein kurzes, über den Knieen endigendes weißes Weiberröckchen in unzählige Falten gekniffт. Ich weiß, du hast es mir verziehen, braver alter Pallikare, daß ich bei deinem Anblick trotz Silberhaar und dürren Beinen sehr heiter wurde. Du sahest genau so aus wie eine unserer heimischen Ballettänzerinnen, genau so ehrwürdig und dabei kurzröckig.

Er spielte mit einem Schnürchen, daran elfenbeinerne Küglein aufgereiht waren, und während er mich fremden Menschen mit neugierfunkelnden Blicken anstarrte, schoben seine Knochenfinger

hurtig hurtig Küglein auf Küglein die Schnur entlang. Ei, du gedankenlos frommer, Vaterunser-entlangschiebender Griechengreis, dachte ich und hatte über der Betrachtung dieses Männleins all meine Reisevorstudien reinweg vergessen. Erst als er, vor Neugier es nicht mehr aushaltend, mit mir zu schwätzen, nach Woher? Wohin? und Wer? zu fragen begann und nach wie vor rastlos seinen Rosenkranz hantirte, fiel mirs ein: dies ist ja gar kein Rosenkranz, sondern das griechische Fingerspielzeug der Männer, womit sie die zuckende Ruhelosigkeit ihrer Hände niederhalten und sich so zur maßvollen Beherrschung ihrer angebornen Gestikulationswut zwingen.

Der Weg vom Hafen nach der Spianata, an welcher die „europäischen" Hotels stehen, führt durch das echtgriechische Korfu, und das ist ein Glück, denn sonst würden die meisten flüchtigen Besucher aus dem Norden nichts davon zu sehen kriegen. Durch ein turmhohes venetianisches Thor, unter dessen gewölbten Hallen die Geldwechsler und Verzehrzöllner ihre Sitze haben, gelangt man geradeaus auf den Gemüsemarkt; mit einer Wendung nach rechts in die Markthalle der Fleischer und Fischer. Die Waren liegen ganz sauber auf blanken Marmorplatten; die Fische und anderes Meergetier überspült mit reichlich fließendem Seewasser. Tintenfische scheinen hier die Lieblingsspeise der Fischesser zu bilden; ich sah kaum ein anderes Seetier auf den Fischbänken oder auf den Speisekarten von Korfu.

Zwischen den feilschenden Käufern hindurch — nur Käufern, keinen Käuferinnen — huschen flinke barfüßige Jungen mit großen und kleinen Körben überm Kopf oder auf dem Arm. Wie ich an einen Fruchthändler hinantrete, um mir die ersten griechischen Portokalia (Apfelsinen) zu kaufen, schlüpft einer jener helläugigen „Pädia" an meine Seite und bietet sich mit seinem Korbe an: er hat mich für einen im großen einkaufenden soliden Wirtschafter angesehen, bei dem er Dienstmagd spielen will. Ich

mache mir den Spaß, ihm mein Dutzend Apfelsinen aufzuladen, die in dem Riesenmarktkorb verschwinden. Da habe ich nun richtige griechische Portokalia, deren jede noch ihren Stengel mitsamt einigen saftiggrünen Blättern trägt, und ein echtgriechisches Pädi, welches zu meiner Freude kein Italienisch spricht, ein seltener Fall in der Stadt Korfu. Ganz ernsthaft schreitet mein Pädi Dimitraki durch die krummbuckelige Hauptstraße neben mir her bis zur Spianata und beantwortet meine im schüchternsten Griechisch gewagten Fragen so deutlich, wie ich es nur wünschen kann. Mit jedem griechischen Wort mehr, das ich spreche oder verstehe, webt sich das holde Netz dichter um Herz nnd Sinne, wird mir die längst erkannte Wahrheit fühlbarer, daß es ein lebendiges Griechisch gibt, von dem unsere Schulmeister sich nichts träumen lassen. Kein „Gemisch aus einigem verderbten Griechisch und sehr viel Albanesisch, Türkisch, Slawisch, Italienisch“, wie man sich gewöhnlich das Neugriechische denkt, wenn man es weder gesehen noch gehört hat.

Für die Kupferdekara (10 Lepta-Stück), die ich dem kleinen Korbträger vor meinem Hotel reiche, habe ich eine griechische Viertelstunde bei ihm genommen, in der ich mehr mit den Ohren gelernt, als während all meiner Vorbereitungszeit. — Die leidigen ungriechischen Ohren! Wie müssen die jetzt umlernen oder sich alles Gehörte in Gesehenes, Gelesenes zurückübersetzen! Wie ärgere ich mich über die sieben Gymnasiumjahre mit ihren reichlich tausend griechischen Stunden, aus denen man nicht einmal eine für den Verkehr mit den lebendigen Griechen brauchbare Aussprache mitbringt.

Die Hauptstraße vom Markt nach der Spianata über dem Meer ist ein prächtiges Stück echten Griechenlands in venetianischem Rahmen. Solch einen Schuhladen wie hier giebt's in Italien nicht; ein schwarzlederner Schuh gehört zu den Seltenheiten, findet sich nur in den vornehmsten Geschäften. Alles

Schuhzeug ist rot mit gelben Nähten, die Spitzen phantastisch emporgeschnäbelt. Besonders lustig sehen die Kinderschuhchen mit ihren roten Verschnäbelungen aus. Ich habe diese Bauart des Schuhwerks erst später durch Erfahrungen auf griechischen Felsenwegen in ihrer vollen Zweckmäßigkeit erkannt, leider zu spät. Die griechischen Schuhe (Zaruchia) sind streng nach darwinischen Kostümgesetzen enstanden; durch Anpassung an die Lebensbedingungen, wobei die tauglichste Form übrig blieb.

In dieser Hauptstraße mit ihren engen Verästelungen nach allen Seiten sind die Korfioten ganz unter sich. Die „Europäer" — so nennen die Griechen alle europäische Nichtgriechen — verirren sich nur selten hierher. Für die besteht Korfu eigentlich nur aus dem Hotel Saint-Georges mit seinem Spaziergang: dem Riesenplatz der Spianata. Hier herum stehen hohe Steinpaläste, befinden sich die besseren Kaffehäuser, zum Teil mit französischer Aufschrift und der Lockung: „Salle des Billards".

Ich wohne nicht im Hotel Saint-Georges, weil ich nach Griechenland nicht gereist bin, um den ganzen modernen Hotelkram weiter zu erdulden, mit Frackkellnern, falschfranzösischer Speisekarte und sonstigem Zubehör. Das obengenannte Hotel de l' Orient, nur zwei Schritte von dem Absteigequartier der Engländer gelegen, ist ein sauberes, ja elegantes griechisches Gasthaus ohne Kellner, bedient von einer fleißigen alten Frau mit ihrem Pädi. Während man im Heiligen Georg zur Zwangspension verurteilt ist, bleibt man im Gasthaus zum Orient ein freier Mann, bezahlt drei billige Papierdrachmen für sein Schlafzimmer mit Salon, hat die Aussicht, ebenso schön wie die von dem stolzen Nachbarhause, umsonst und speist, wo es einem behagt, am besten in dem „Estiatorion Afthonia" (Ristorante dell' Abbondanza).

Korfu ist ein Paradies für geistig übermüdete Menschen.

Die Luft hat etwas sanfteinschläferndes, und bleibt man längere Zeit, ja auch nur mehr als zwei Tage hier, so nimmt uns die heilkräftige Langeweile, aber eine angenehme, nicht ärgerliche, in ihren Schooß. Mir ist es so vorgekommen, als wenn das Klima von Korfu für Europäer etwas gemüthlich Verdummendes habe. Die Sprungfedern des Denkens verlieren unter seinem Hauch, zumal unter dem des häufigen Scirocco, etwas von ihrer Spannung, eine nicht genug zu rühmende Wirkung für abgehetzte Kopfarbeiter.

Die steinernen „Sehenswürdigkeiten" von Korfu brauchen dem frohgemuten Wanderer keine Sorge zu machen; sie gehören alle zu jenen Dingen, die auch der gewissenhafte Bädeker-Sklave überschlagen darf. Auf die Wälle und den Thurm der Fortezza vecchia wird Jeder von selber hinaufsteigen, denn diesen Felsenzwinger hat man sich schon bei der Annäherung vom Meere aus als besten Aussichtsplatz erkoren. Den großen, äußerlich schäbigen Königspalast, früher die Residenz des englischen Generalgouverneurs der Jonischen Inseln, wird ohnehin Niemand von innen zu betrachten wünschen. An dem alten Grabdenkmal des Menekrates aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. kommt man auf manchem Schlendergange vorüber, und in dem „Museum" des Gymnasiums werden sich nur Archäologen eine Stunde lang mit einigen argzerbrochenen, unbemalten Vasen nnd Grabsäulen unterhalten. Eine Gemäldegallerie giebt es auf Korfu so wenig, wie irgendwo sonst im schönen Griechenland; damit ist denn eine der so ergiebig fließenden Quellen für jene schlimmste Sorte von Kopfweh: Museummigräne, glücklich verschüttet.

Auf Korfu kann man die eines freien Mannes würdigste Art des Reisens lernen: das Schlendern. Das Schönste, was hier zu genießen ist: Himmel und Meer, schöne bunte Menschen, prangende Fruchtbaum-Haine, herrliche Berglinien, — das alles

sieht man auch beim zwecklosen Schlendern, ja beim Träumen unter den Ölbäumen vor der Stadt.

Die alte Wirtin Eleni vom Gasthaus zum Orient hat mich vorsorglich mit Kupfergeld versehen. Ich habe eine Zehndrachmennote bei ihr gewechselt und dafür erhalten: eine in der Mitte durchgeschnittene halbe Zehndrachmennote, die nun fünf Drachmen gilt, und reichlich ein Pfund Kupfer in Papierdüten. Mit frohem Mut und recht viel Kupfergeld kommt man allerwärts in Griechenland durch. Wenn nur das böse Kupfergeld nicht wäre! — ich reichte schon mit dem andern. Aber es geht ohne das nicht, seitdem durch die Kriegsrüstungen das goldene 20-Frankenstück auf 26 Drachmen und der Silberfrank auf $1^1/_4$ Drachme gestiegen, und für die griechischen Banknoten der Zwangsumlauf gesetzlich angeordnet ist. Jede Zahlung unter 5 Drachmen, der kleinsten Note, muß in Kupfer beglichen werden; Gold und Silber sind nur beim Wechsler für 25 bis 35% Aufgeld zu haben.

Mir hat dieses Münzelend Griechenlands eine ausgezeichnete Gelegenheit geboten, mich täglich, wenn nicht stündlich, über den Grad geschäftlicher Ehrlichkeit der „Saugriechen" zu belehren. Um das Zahlungs- und Zählungsgeschäft mit den 10 Pendaren oder 10 Dekaren zu erleichtern, die zu einer Drachme gehören, rollen die Kaufleute, Postbeamten, Dampfschiffagenten, Kellner u. s. w. in den Mußestunden ihren Kupfervorrat zu Rollen von 1, 2, $2^1/_2$ und 3 Drachmen zusammen, die alsdann ungeprüft von Hand zu Hand gehen. Die Griechen vertrauen offenbar der Ehrlichkeit der Zahler, denn nie habe ich eine solche Rolle nachzählen sehen. Aus ethnologischer Gründlichkeit habe ich wohl Dutzende von Malen meine eben erhaltenen Kupferrollen nachgezählt: bis auf eine einzige Ausnahme fehlte niemals ein Obolos an dem Schatz, und jene Ausnahme bestand darin, daß ich einmal in Athen zwischen den 40 Pendaren einer Zweidrachmenrolle

auch eine schäbige türkische Kupfermünze von gleicher Größe und gleichem Werte fand. — Ich möchte in manchem andern Lande feinerer Kultur nicht unter ähnlichen Münzverhältnissen leben. In jenen Hochkultur-Ländern fälscht man ja fast jeden Bissen und Schluck Nahrung, den man uns verkauft; was für zivilisirte Menschlichkeiten würden da erst mit den Kupferrollen auf Gegenseitigkeit sich ereignen! — Beiläufig: in der Kunst der Lebensmittelfälschung sind die Neugriechen die vollkommenen Barbaren und haben noch alles von uns zu lernen.

An einem der hunderte von Tischchen auf dem ungepflegten Rasen der Spianata bestelle ich die erste Tasse griechischen Kaffes und gebe mich dem ersten griechischen Lustro (Stiefelputzerknaben) in Bearbeitung. Das Schlimmste am griechischen Kaffe ist, daß er so ausnehmend gut schmeckt: sein Genuß kann zum Laster führen. Ich habe erst nach wochenlanger Schlaflosigkeit bemerkt, welch gefährliches Laster er für mich geworden war. Man trinkt ihn aus ganz kleinen Täßchen in zwei Hauptformen: sehr süß (jlikó), oder „mittel" (métrio). Das Geheimnis seiner vorzüglichen Bereitung steckt in der Kaffemühle, die ich praktisch erst in Argos handhaben lernte. Eine richtige griechische Kaffemühle zermahlt den Kaffe zum feinsten Pudermehl, während die europäischen Mühlen es nur bis zum feinen Kaffegries bringen. Das Kaffepudermehl wird dann gekocht wie etwa Chokolade, und der daraus bereitete Trank ohne Sieb eingegossen. Läßt man ihn einige Sekunden stehen, so kann man ihn in leidlicher Klarheit trinken. Der Preis für eine Tasse stärksten Kaffes ist durch ganz Griechenland 10 Lepta, (6½ Pfennig), immer ohne „Trinkgeld"; nur in den vornehmsten Kaffehäusern von Athen zahlt man 15 Lepta.

Der Stiefelputzerjunge gehört zu den wichtigsten Straßenfiguren Griechenlands. Ich habe kleine Städte im Peloponnes gesehen, die weder ein Gasthaus noch einen Polizisten besaßen.

— aber sicherlich ein Dutzend Stiefelputzer. In meinen Träumen höre ich noch immer außer dem Ruf: „Warka, Kirie?“ (Eine Barke, Herr?) jenen andern: „Lustro, Kirie?“ und ich sehne mich danach, diesen immer fleißigen, immer zu tollen Streichen gegen einander aufgelegten kleinen Straßenarabern wieder zuzusehen, wie sie mit der nie verglimmenden Zigarrette zwischen den blinkenden Zähnen ihr nützliches Gewerbe verrichten. Man liest vielleicht eine Zeitung oder trinkt den Kaffe und achtet der Hantirung des Lustro nicht. Da, — ein gebieterisches Klopfen mit der Bürste auf das hölzerne Fußgestellchen: es bedeutet: „her mit dem andern Fuß!“ — Dann zwei Schläge: „fertig, Herr.“ — Ich gebe ihm eine Dekara. Mein Lustro, ein Büblein von 12 Jahren, greift in seinen Gürtel, worin er Mundvorrath, Schweißtuch, Tabak, Zigarrettenpapier und sein Kupfergeld aufbewahrt, legt mir daraus eine Pendara auf den Tisch, grüßt und geht. — Da habe ich wieder etwas Nützliches mit Angenehmem zugleich gelernt: das Schuhputzen kostet nur eine Pendara, und nicht alle griechischen Lustri sind Betrüger. Mein Kreis griechischer Bekanntschaften aus den Klassen der Nicht-Saugriechen erweitert sich zusehends.

Ich folge dem Strom der Sonntags-Bummler, der sich von der Spianata auf der ausgezeichneten Fahrstraße am Meeresufer entlang in südlicher Richtung zur Stadt hinaus bewegt. Die vornehmen Korfiotinnen lustwandeln hier oder fahren in altmodischen Kutschen der Vorstadt Kastrades zu und von dort nach „der Kanone“. Bescheiden forschend schaue ich die Damen von Korfu auf ihre berühmte Schönheit an. Gewiß, manch hübsches Gesicht, eine eigenthümliche Mischung aus venetianischem mit jonischem Schnitt, ohne rechte Einheitlichkeit des Ausdrucks.

Doch was soll man mit diesen verrückten Trachten anfangen? Es sind dieselben, die man aus der lieben Heimat kennt — aber wie ins Lächerliche, Groteske verzerrt! Liegt es an der Verständnislosigkeit der Korfiotinnen für unsere europäische Vermummung, oder an der Widerspänstigkeit ihrer natürlich schönen Formen gegen die Verhöckerung hinten und vorn durch Tournüre und Puffungen, — genug, diese vornehmen Kerkyräerdamen erscheinen mir, verglichen mit den reizenden Bauernmädchen aus der Exochi von Korfu in ihrer Volkstracht, wie sonntäglich aufgedonnerte Küchenmägde neben einem Nymphenreigen.

Zwischen Hecken blühender Rosen, von denen jeder Spaziergänger nach Belieben pflückt, — in der ersten Hälfte des April! — unter blühenden Oelbäumen und noch jetzt früchtebeladenen Portokalihainen führt eine Chaussee, so glatt, daß man in Ballschuhen darauf tanzen könnte, nach jener Bucht, die auf der Karte durch ein Pünktchen mit der Benennung „Odysseusklippe" genügend bezeichnet ist. Hier landete der viellistige Ithakesier unter dem gnädigen Schutz des Schleiers der Leukothea. Und diese „Odysseusklippe" ist das heutige Schiff der Phäaken, d. h. der Korfioten, welches den Gast des Königs Alkinoos nach Ithaka getragen uud zur Strafe dafür durch den zürnenden Poseidon bei der Heimkehr versteinert wurde. Wer's nicht glauben will, braucht nur nach Korfu zu fahren und sich das reizende Felseninselchen hart vor der Einfahrt in die südliche Bucht anzusehen, wie es, mit einem Klösterlein und einigen Zypressen links und rechts bestanden, daliegt, einem antiken, hochgebordeten Schiffe ganz wohl vergleichbar.

Ein steiler Pfad führt von dem, „Kanone" geheißenen Vorsprung dieser Bucht hinab zum Meeresstrand; nach wenigen Ruderschlägen landet die Barke am Odysseusfelsen. Hier muß man Homer zu Rathe ziehen, wenn man sich aus dem neuen Griechenland ins alte zurückträumen will. Beim Feuerglanz der

Spätnachmittagsonne lese ich unter den rauschenden Zypressen des zierlichen Klosters die Gesänge V bis VIII der Odyssee.

Der Barkenführer hat mir nur seinen zehnjährigen Buben, einen Ausbund südlicher Knabenschönheit, mitgegeben, und das reizende nacktbeinige Kerlchen setzt sich unverfroren neben mich auf die Steine des Uferdamms und schickt sich an, auf die Fischjagd zu gehen. Reichlich zehn Fuß lang ist sein Fischerstecken, und unten sitzt ein Vierzack dran, womit das Phäakenbüblein unglaublich behende einen Fisch nach dem andern aufspießt, wie ein junger Meergott zwischen den Uferkieseln umherspringend. Da er genug hat zum Abendessen für seine ganze Familie, setzt er sich wieder neben mich und guckt mir ins Buch. „Ich kann auch lesen." — „So? dann lies einmal hier." — Und der Knabe liest mir aus der Odyssee die Verse griechisch vor:

„Aber Odysseus schwang sich empor aus dem Schwalle der Brandung,
Schwamm herum und sah nach dem Land, abhängiges Ufer
Irgendwo auszuspähen und sichere Busen des Meeres.
Jetzo hatt' er nun endlich die Mündung des herrlichen Stromes
Schwimmend erreicht. Hier fand er bequem zu landen das Ufer,
Niedrig und felsenleer und vor dem Winde gesichert.
Und er erkannte den strömenden Gott und betet' im Herzen . . ."

Gelesen hat er die Verse sehr brav, aber — „Den katalawäno ola" (Ich verstehe nicht alles). Das glaub' ich dir, mein Junge, der du vielleicht von jenen phäakischen Schiffern abstammst, so den schlummernden Odysseus nach Ithaka heimführten. Den homerischen Dialekt haben auch die athenischen Knaben vor 2000 Jahren eigens erlernen müssen, und dir kleinem Jonier nützt es nichts, daß Homer im „jonischen" Dialekt gedichtet.

Aber er versteht so viel davon, daß er fragt: „Das ist wohl die Beschreibung von „Kanone"?" Er hat die Wörter *λιμένας* (Hafen, Busen), *θαλάσσης* (des Meeres) *ποταμοῖο* (des Stromes) und einige andere verstanden. Auf

meine Frage, ob er ein Fischer werden will, antwortet er keck: „Ochi, didáskalos," (nein, ein Lehrer). Da wird also bald die Zeit für dich kommen, wo du die homerischen Verse ebenso gut oder besser verstehen wirst, als dein Schutzbefohlener aus dem hyperboräischen Lande.

Das Ufer fällt weiter draußen, nach dem Meere zu, überall steil nieder; nur am Eingang dieser Bucht flacht es sich wie zu sanften Stromwiesen ab, und nichts hindert uns, Homers Anwesenheit auf Korfu anzunehmen und diesen Punkt als den in den obigen Versen geschilderten.

Auch die Folge des Zornes des Poseidon gegen den göttlichen Dulder Odysseus ist deutlich zu erkennen. Ich sitze ja eben auf dem „Schiff der Phäaken", schreibe diese Zeilen und suche zwischendurch nach den homerischen Belegstellen mit der „Lokalfarbe". — Da stehen die Verse (VIII, 146 ff.):

„Drauf erwiderte jenem der Erderschüttrer Poseidon:
Jetzo will ich das schöngezimmerte Schiff der Phäaken,
Das vom Geleiten kehrt, im dunkelwogenden Meere
Plötzlich verderben, damit sie sich scheun und die Männergeleitung
Lassen; und rings um die Stadt will ich ein hohes Gebirg ziehen."

Wie gedroht, so gethan. Poseidon —

„ging gen Scheria hin, dem Lande der stolzen Phäaken.
Allda harrt' er: und bald kam nahe dem Ufer das schnelle,
Meerdurchgleitende Schiff. — Da nahte sich Poseidaon,
Schlug es mit flacher Hand, und siehe! plötzlich versteinert,
Wurzelt es fest am Boden des Meeres —"

Das steinerne Schiff ist da, und das hohe Gebirge zu beiden Seiten der Bucht ist da, und wie sehr die Beschreibung des Fruchtsegens des Phäakenlandes mit dem Duft und der Pracht um mich herum zusammenstimmt, das lese ich auf dem Heimwege

zur Stadt aus der Herrlichkeit neben und über mir und aus der gleichgebliebenen Wahrheit der homerischen Verse (VII, 112 ff.);

„Außer dem Hofe liegt ein Garten, nahe der Pforte,
Allda streben die Bäume mit laubichtem Wipfel gen Himmel,
Voll balsamischer Birnen, Granaten und grüner Oliven,
Oder voll süßer Feigen und rötlich gesprenkelter Äpfel —
An dem Ende des Gartens sind immerduftende Beete,
Voll balsamischer Kräuter und tausendfarbiger Blumen —“

Der sanfte Abendwind, der mir um die Schläfen weht und die Blätter meines Homer umschlägt, — ach wie fegt er auf einmal von den homerischen Versen auch den ganzen muffigen Schulstaub, womit man uns in des Lebens schönsten Jahren die schönste Dichtung des Altertums bedeckt! Und wie dankt man hier dem über alles Verdienst gütigen Geschick, welches einem beschieden hat, diese innere Waschung auf dem geheiligten Boden selber vorzunehmen und fortan fürs ganze Leben einen Hintergrund zu gewinnen, aus dem die homerische Dichtung hervortritt, umflossen von allem Zauber ferner Gegenwart und überirdischer Wirklichkeit. Auf dieser Erde, unter diesen Ölbaumkronen lernt man, selbst gegen manche historischen und philologischen Gründe, so fest an die Echtheit der Odyssee glauben, wie an das viele andre Schöne, das sich nie und nirgends hat begeben, und das man dennoch gesicherter im Herzen trägt als die sichtbare und hörbare Gegenwart.

Ich hatte eine Empfehlung an den Direktor des Gymnasiums und machte um so lieber davon Gebrauch, als ich bei der Hitze des nächsten Vormittags mich nach dem kühlen Schatten der klösterlichen Räume sehnte. Die Thüren aller Klassenzimmer sind weit geöffnet, desgleichen die Fenster: ein Schultag im Süden ist

für die Schüler nicht halb so erdrückend wie bei uns im Norden zur Sommerzeit. Der Herr Direktor unterrichtete gerade in der Tertia des vierklassigen Gymnasiums, und zwar lasen die kleinen Burschen von 12—15 Jahren des Demosthenes Rede „Um den Kranz“, bei uns eine harte Nuß für bejahrte Primaner. Da ich unangemeldet ihn besuchte, so konnte er, selbst wenn er gewollt hätte, keine der bei ähnlichen Gelegenheiten üblichen Paradevorstellungen zum besten geben. Er fuhr ganz unbefangen im Unterrichte fort; auch die schwarzäugigen Jungen ließen sich durch den fremden Gast wenig anfechten. Wohlgezogen willfahrten sie meiner Bitte, möglichst langsam zu sprechen, damit ich folgen könnte. Ich war erstaunt über die Geläufigkeit des Übersetzens aus dem Altgriechischen ins Neue und über die Bekanntschaft mit den sachlichen Erklärungen. Ein schlanker Junge, aus Benizze bei Korfu gebürtig, erbot sich zum Übersetzen ins Deutsche: er hatte auf eigene Faust Stunden im Deutschen genommen und sprach es erträglich. Sein Antlitz, strahlte, als ich ihm vor der ganzen Klasse ein ehrliches Kalá (gut) zurief; er wird gewiß Nachahmer unter seinen Mittertianern finden.

Von besonderem Interesse für mich war es, einmal zu erproben, wie weit die vollkommene Beherrschung des Neugriechischen diese kleinen Jonier befähigte, aus dem Stegreif das Altjonische Homers zu verstehen. Der Direktor sagte mir, die Schüler hätten nur die ersten beiden Bücher der Ilias gelesen. Dennoch durfte ich beliebig in der Ilias blättern, Buch und Vers angeben, um sofort von jedem der Jungen eine hurtige, bis auf wenige speziell homerische Wörter richtige Übersetzung ins Neugriechische zu hören, wobei die Zwischenfragen des Direktors über homerischen Dialekt, über alte Mythologie, ja über gewisse sprachliche Beziehungen zu Latein und zu Italienisch (auf Korfu Hauptfach des fremdsprachlichen Unterrichts) schlagfertige und kluge Beantwortung fanden.

Selbstverständlich sprachen sie die homerische Sprache **nicht** deutsch, sondern griechisch, „neugriechisch" aus und betonten **alle** Wörter nach ihrem richtigen Accent, nicht nach der **grund**=falschen, widersinnigen Accentverrenkung, welche die deutsche **Art des** Hexameter=Hämmerns an den armen griechischen Wörtern vornimmt. Es kommt ihnen gar nicht in den Sinn, in einem Vers wie

Ὣς εἰπὼν ὤτρυνε μένος καὶ θυμὸν ἑκάστου

gegen alle sichtbare Accente zu lesen, otrine statt ótrine, **menós** statt ménos, thimon statt thimón, so unglücklich darüber **auch** ein deutscher Gymnasiallehrer sein würde. Die Griechen können eben nicht einsehen, daß ein Wort in der Poesie soll vollkommen anders betont worden sein, als in der Prosa. Ein vernünftiger Deutscher darf ihnen das nicht übel nehmen, sintemalen **keine** Kultursprache, deren poetische und prosaische Aussprache wir kontroliren können, es anders macht. Was würden wir dazu sagen, verlangte man von uns, in der Poesie „gégeben, vérlieren, Liebé, muthig" zu betonen? —

Ich hatte mich prächtig mit diesen jonischen Tertianern amüsirt. Nun aber sollten auch sie ihren wohlverdienten Spaß an mir haben. Der Herr Direktor, ein in Deutschland philologisch gebildeter Schulmann, wohlbekannt mit deutschem Unterrichtswesen, und — dazu ein wenig Schalk, bat mich, seinen Schülern doch einmal eine Ahnung zu geben von der sogenannten „altgriechischen" Aussprache, die auf unseren Gymnasien für die „richtige", die „klassische" gilt, und auf deren zauberischen Wohlklang wir so schulstolz sind.

Ich fürchtete mich ein wenig vor dieser Probe, denn ich ahnte, was mir bevorstände. Indessen auf einen so ungezügelten Ausbruch tollster Lustigkeit war ich nicht gefaßt. Zuerst wußten die Jungen gar nicht, was für Gesichter sie schneiden sollten, als ich ein paar Verse der Ilias so las, wie man sie auf deutschen

Schulen lesen lernt: nämlich so, als seien sie Neuhochdeutsch. Wie sie aber merkten, daß dies Griechisch vorstellen sollte, da folgte ein Gelächter, ein Füßestrampeln, ein Geglucksе und Gejohle, daß der Direktor und ich selber widerstandslos mit einstimmen mußten in die ungeheuere Heiterkeit. Auch jetzt noch bei kaltem Blut, kann ich es jenen korfiotischen Tertianern keinen Augenblick verdenken, daß sie mich — und in mir den ganzen deutschen Philologendünkel und Gymnasialzopf — gründlich ausgelacht haben. Sie hatten dazu genau dasselbe Recht, wie es eine deutsche Tertia haben würde, der ein Franzose den Anfang des Nibelungenliedes mit französischer Aussprache vorläse und dazu behauptete, dieses sei die „richtige", die „klassische" Aussprache des Mittelhochdeutschen.

Drittes Kapitel.

Eine nächtliche Kriegsfahrt mit den Korcyräern.

An den Stamm einer der Platanen gelehnt, welche die Spianata in Korfu umsäumen, schaue und höre ich dem Gedrill der griechischen Rekruten zu. Es geht dabei her, wie auf allen europäischen Übungsplätzen, nur wird hier weniger geschimpft als in zivilisirteren Ländern. Die korfiotischen Rekruten haben heute großes Publikum um sich: ein österreichischer Extra-Lloyddampfer mit mehr als hundert Mitgliedern des Wiener „Wissenschaftlichen Vereins" ist vor einer Stunde aus Triest eingelaufen, um morgen weiter nach Tunis zu dampfen. Der Aufenthalt von weniger als 24 Stunden auf griechischer Erde hat einigen jener Vertreter österreichischer Wissenschaft genügt, ein abschließendes Urteil über ganz Griechenland mit seinen „Saugriechen" zu fällen, wie das in Reisebriefen großer Wiener Zeitungen zu lesen war. Besonders schlecht fuhren in diesen Berichten der Vertreter der Wissenschaft die armen korfiotischen Bauernjungen im Soldatenrock, an denen „militärische Strammheit" schmerzlich vermißt wurde.

Der Axiomatikós (Offizier), welcher die Drillerei durch den Feldwebel überwacht, lehnt Zigarretten rauchend mit mir an dieselbe Platane. Wie er hört, ich sei aus Preußen, wird er

ängstlich-neugierig, mein Urteil über seine Leute zu vernehmen, denn daß jeder Preuße ein militärischer Sachverständiger, unterliegt für ihn keinem Zweifel. Ich bekenne ihm offen, daß die Beine der Gedrillten noch gar nicht recht heimisch in den blaßblauen Tuchhosen erscheinen, und daß auch die dunkelblaue Jacke sich fremd auf Rücken und um Schultern fühlt. Ungeschickter und dickköpfiger aber als meine geliebten landsmännischen Rekruten aus Pommerland oder die Oberschlesier kämen mir diese korfiotischen Epistrati (Rekruten) auch nicht vor.

„Sehen Sie," sagt der Offizier, „diese Jungen stecken erst seit acht Tagen im Soldatenrock. Alles, was wir an ausgebildeten Mannschaften besitzen, haben wir schon im Februar an die thessalisch-türkische Grenze geschickt. Wollen Sie tüchtige Soldaten sehen, so reisen Sie nach Larissa, Tirnavos, Trikkala. Was hier das Gewehr halten lernt, das hat noch in der vergangenen Woche den Pflug geschoben und das Rebmesser geschwungen. Zurückgeblieben ist nur ein kleiner Stamm zur Ausbildung der Epistrati: Unteroffiziere, Feldwebel und ein paar Offiziere, darunter ich Unglücksmensch. Wenn's morgen an der Grenze losgeht, bin ich nicht dabei, Diáwole!"

Er erklärt mir die Kommandoworte, die natürlich griechisch sind, — so gutes Griechisch, wie nur je zu den Soldaten von Marathon und Platää gesprochen wurde. Mit „En, dio, tria!" (Eins, zwei, drei) wird das Gewehr aufgenommen; mit „Para poda!" (wörtlich: „bei Fuß!") niedergesetzt. Nur „Arm" (Gewehr auf!)*) „Alt!" und „Marsch!" sind ungriechisch; die beiden letzten noch Überbleibsel der bayrischen Zeit und beibehalten, weil im Griechischen keine einsilbigen Kommandoworte dafür sich finden. —

Horch, ein lautes Geschrei von den Kaffehäusern an der

*) z. B. auch in „Ep' omu arm!" (Gewehr auf Schulter!) — „Parusiaste arm!" (Präsentirt das Gewehr!)



Spianata her! Die Efimeridopolae (Zeitungsjungen) rennen an allen Kaffetischen mit ihrem gellenden Ruf vorbei: „To psifisma tis wulis!“ (Die Abstimmung der Kammer), „große Mehrheit für den Krieg!“ — Mein freundlicher Axiomatikós läßt „Gewehr ab!“ und „Rührt euch!“ blasen; die Drillstunde wird unterbrochen; alles rennt hinüber dorthin, wo schon dichte Gruppen schreiender, diskutirender Menschen mit den neuesten Depeschen herumstehen.

Erste Depesche: „Die Kammer hat mit einer Mehrheit von 43 Stimmen gestern Nacht dem Ministerium Delijannis sein Vertrauen votirt und es zur Fortsetzung der Kriegsrüstungen aufgefordert.“ — Zweite Depesche: „Das Bataillon von Kerkyra hat sich marschbereit zu halten, um noch heute (12. April) mit dem Dampfer „Elpis“ nach der Insel Leffas (Santa Maura) abzugehen!“

„Sito i Ellas! — Sito o pólemos!“ (Es lebe Griechenland! Es lebe der Krieg!) — so tönt der tausendfache Ruf die Spianata entlang, und mein Axiomatikós drückt mir vor Freude beide Hände. „Kommen Sie mit nach Leffas!“ — Ja, darf ich denn? — „Gewiß, die „Elpis“ ist ein Personendampfer, nimmt außer unserm Bataillon auch Reisende mit; kommen Sie nur!“

Zunächst aber einen Kaffe nebst Raki (einem milden Schnaps) und einem Lukumi (Gummibonbon mit Rosenwasser angemacht). Und nun geht das Politisiren los, ohne das man jetzt überhaupt keinen Schritt in Griechenland thun kann. Daß es schon in den nächsten Tagen Krieg giebt, ist Allen zweifellos. Das korfiotische Bataillon wird ja nach Leffas geschickt, um von dort über „Fort Punta“ bei Vonitza die türkische Festung Prévesa anzugreifen und so die Einfahrt in den Golf von Arta auch nordseits griechisch zu machen. „Haben wir erst Prévesa, so geht's in drei Tagemärschen, verstärkt durch das Armeekorps bei Arta, auf Joánnina los, und ist Joánnina unser, dann gehört uns ganz Epiros.“

Mir fällt die Beschreibung ein, die Thukydides von dem Eroberungstaumel der Athener giebt, als die Ausfahrt der Flotte nach Sizilien stattfinden sollte. Sind wir auch nicht in Athen, sondern auf einer der alten athenischgesinnten Inseln, — das Griechenblut ist dasselbe geblieben. Mein tapfrer Axiomatikós von Kerkyra ahnt so wenig, wie ich oder wie sonst jemand es damals ahnen konnte, daß all dieser Kriegslärm eitel Wind ist, angestiftet von dem unfähigsten aller griechischen Staatsmänner, von Delijannis, — der wirklich auf deutsch „Toller Hannes“ heißt —, um den Großmächten Angst vor dem drohenden Kriege einzuflößen und sie so zu einer neuen, Griechenland günstiggesinnten „Berliner Konferenz“ zu zwingen. Dieser Befehl an das korfiotische Bataillon, auf Prevesa loszufahren, ist nur einer der vielen Posaunenstöße in Europas Ohren: „Gebt uns Epiros und Makedonien gutwillig, oder —!“ Daß Herr Delijannis vom Anfang seiner Kriegsrüstungen bis zu ihrem und seinem schmählichen Ende niemals daran gedacht hat, aus dem „oder“ im Notfall Ernst zu machen, das wurde dem armen, von einem Narren am Narrenseil geführten, kampfmutigen Lande erst nach einem vollen Monat klar.

Um 5 Uhr Nachmittags soll die „Elpis“ planmäßig abfahren. Die Depesche ist aber so spät in Korfu eingetroffen, daß die Vorbereitungen zur Einschiffung der 700 Soldaten bis dahin nicht beendet sind. Alle Plätze der ersten Klasse sind im voraus für die Offiziere belegt; mit genauer Not erwirkt mein befreundeter Axiomatikós mir ein Bett in der zweiten Kabine. Ich hätte ebenso gut in der dritten Klasse fahren können, denn ich habe nicht eine Stunde von meinem Lager Gebrauch gemacht: man fährt nicht alle Tage mit griechischen Soldaten in den Türkenkrieg, und ich habe heute besseres zu thun als zu schlafen.

Nebenan in meinem Xenodochion (Gasthaus) wohnt der Herr Platzkommandant. Wie ich meine Sachen zusammenpacke und mich zur Einschiffung fertig mache, höre ich ihn im Nebenzimmer dröhnenden Schritts auf und nieder gehen und laut deklamiren. „Stratiotä!“ (Soldaten) fängt er an, — dann stößt er den schweren Schleppsäbel auf die Dielen und sucht nach der Fortsetzung: er lernt seine Rede an die Soldaten auswendig, die er am Nachmittag beim Abschied von Korfu „aus dem Stegreif“ halten wird.

Die Spianata wimmelt von Soldaten, umringt von Städtern und Bauern, von Vätern, Müttern und Bräuten. Aber vom Süden her schnaubt ein Unheil verheißender Scirocco-Sturm; das heute früh noch so spiegelglatte Meer fängt an hohl zu gehen, und die schaumgekrönten Sturzwellen spritzen unten gegen die Terrassenmauern, über denen die Spianata mit dem Drillplatz sich erhebt.

Wie ich die Treppe hinuntergehe, um nach einem Träger zu suchen, grüßt mich ein junger Soldat mit stramm-militärischem Gruß. „Kaliméra! (Guten Tag) — bist du der Bursche des Herrn Kommandanten?“ — „Nein, Herr, ich bin Nikolaos, dein Barkenführer, und bin gekommen, dir zu sagen, daß ich dich nicht zur Elpis rudern kann.“

Der „Haifisch“ ist über Nacht in die Uniform gesteckt worden; sie haben ihm den Krauskopf militärisch glatt geschoren, und ich habe ihn in dieser Verkleidung nicht erkannt.

„Mein Bruder Spiridon wird dich fahren; den magst du auch für beide Fahrten bezahlen.“ — Du kommst nicht mit nach Lefkas?“ — „Nein, Herr, ich muß erst marschiren lernen; wenn ich's kann, wird der Krieg wohl aus sein! — Glückliche Reise und Kalin patrida!“ (Glückliche Heimkehr! eigentlich „gutes Vaterland!“ ein gewöhnlicher Gruß der Griechen an den Fremden).

Da ich die begeisterte Abschiedsrede des Herrn Frurarchos

schon durch die Zimmerthür im Entstehen belauscht habe, brauche ich sie mir nicht unter freiem Himmel anzuhören. Auch die weinenden Judenmütter von Korfu — die christlichen haben sich zu Hause von den kriegerischen Söhnen verabschiedet — machen mir das Verweilen auf dem Drillplatz nicht angenehmer. Dazu pfeift der regenschwere Südwind immer bedrohlicher durch die Wipfel der Platanen, und wie ich gegen 4 Uhr ins Boot steige, um zur Elpis zu fahren, hat sich der Himmel mit nächtlichem Dunkel überzogen, so daß am Hafen und auf dem Dampfer die Laternen angezündet werden.

Solch eine sturmschwangere Rabenfittichnacht muß man plötzlich an dem heiteren jonischen Himmel, über diesem leuchtendblauen Meer heraufziehen sehen, um Homers Sturmschilderungen zu verstehen. Nur ein erzürnter Gott, so dachten die alten Griechen, nur Poseidon, der Erd- und Meererschütterer, kann so plötzlich dem glänzenden Frühlingstage die winterliche Sturmnacht folgen lassen. Wie oft hat Odysseus das erfahren müssen auf seinen Irrfahrten gerade in diesen Gewässern. Ein Wetter wie das heutige hatte dem göttlichen Dulder die Fahrt nach Scheria*) zu einer fast todbringenden gemacht, denn Poseidon

„schüttelte zürnend sein Haupt und sprach in der Tiefe des Herzens:
„Himmel, es haben gewiß die Götter sich über Odysseus
Anders entschlossen, da ich die Äthiopen besuchte!
Siehe, da naht er sich schon dem phäakischen Lande, dem großen
Heiligen Ziele der Leiden, die ihm das Schicksal bestimmt hat!“
Also sprach er, versammelte Wolken und regte das Meer auf
Mit dem erhobenen Dreizack, rief jetzo allen Orkanen,
Aller Enden zu toben, verhüllt in dicke Gewölke

---

*) Kerkyra wird von den Neugriechen nahezu wie „Tschertchira“ ausgesprochen; die Ähnlichkeit dieses Klanges mit dem des homerischen S-cheria ist offenbar.

Meer und Erde zugleich; und dem düstern Himmel entsank Nacht.
Unter sich stürmten der Ost- und der Süd- und der sausende Westwind,
Und der hellfrierende Nord, und wälzte gewaltige Wogen."

Von hohen Wellenkämmen hinunter in die Wellengründe mit dem Boot gestürzt, erreiche ich mit knapper Noth, wenigstens von oben trocken, die Einsteigtreppe des heftig an den Ankern reißenden Dampfers. Dann aber bricht das volle Unwetter los: Blitz und Donnergekrach, und klatschender Regen dazwischen, und immer finsterer wird die frühe Nacht.

Sieben volle Stunden, unter fast unaufhörlichen Gewittergüssen dauert die Einschiffung der 700 Soldaten. In Korfu wimmelt es von Barken; trotzdem besorgten nur fünf Fahrzeuge das ganze Geschäft, unzählige Male zwischen Dampfer und Ufer hin und her rudernd. Geduldig harren die armen Jungen in ihren nassen Mänteln, die blaue Kapuze übern Kopf gezogen, in Sturm und Regen am Hafendamm, und nicht minder geduldig einquartiren sich die an Bord Gebrachten auf dem sprudelnassen Verdeck. Zu allem Ungemach hat die Dampfergesellschaft ganz wie auf gewöhnlichen Fahrten Passagiere aufgenommen. Namentlich die dritte Klasse, d. h. das eigentlich für die Soldaten bestimmte Deck, war lange vor deren Ankunft an den geschütztesten, wärmsten Stellen belegt von ganzen Bauernfamilien aus Korfu, albanesischen Arbeitern, Montenegrinern, die nach Korinth zum Kanalbau reisten; — dazwischen Weiber und Kinder, halberwachsene und noch saugende, in Menge.

Wie unter solchen Umständen junge, übermütige Soldaten in andern Ländern sich benommen haben würden, das wage ich nicht zu behaupten; besser gewiß nirgends als auf diesem griechischen Marterdampfer. — Die Griechen sprechen meistens in einer so hohen Tonlage und so erregt, daß man meint, sie zanken sich, und so kann man sich das Getöse des Durcheinander-

schreiens jener 700 naßgeregneten, obdachlosen, müden Soldaten vorstellen, die einander suchen, rufen und zurechtweisen. Doch kein wirkliches Gezänk entsteht, kein Geschnauze der Vorgesetzten gegen die Gemeinen, kein Geschimpfe der Soldaten über ihre wahrhaft nichtswürdige Unterbringung. Mit dem kurzen Schmerz der Trennung von der weinenden Verwandtschaft und Liebschaft, also gleich bei der Ankunft an Bord, war auch die unverwüstliche Laune der braven Jungen wieder da.

Unvergeßlich ist mir die Gestalt eines keckschnurrbärtigen, untersetzten Schwarzkopfs geblieben, wie er lachend aufs Deck sprang, unter einem Arm das Gewehr, unterm andern einen großen lebenden Truthahn, zur Atzung auf Leskas von einer besorgten Mama dem Söhnchen mitgegeben. Der entsetzliche Anblick des vollgepackten Decks — er war einer der zuletzt Eingeschifften — lähmte den eben noch so lustigen Jungen dermaßen, daß er den zappelnden Truthahn aus dem Arm gleiten ließ und ausrief: „Ti oräo katástroma!" (Welch ein schönes Verdeck). Der Truthahn flatterte mit schlechtgebundenen Flügeln auf dem ganzen Vorderdeck umher, gescheucht und geängstigt von der lachenden, haschenden Soldateska. Einer zu Lachthränen rührenden Jagd des Besitzers über Beine und Leiber der Kameraden hinweg gelang es endlich, den Flüchtling einzufangen. Aber das Gezappel des wildgewordenen Truthahns nahm nicht eher ein Ende, als bis — als „erstes Opfer des Krieges", wie der Posaunenbläser des Bataillons zu mir bemerkte — der Schiffskoch gerufen, und unter allgemeinem Halloh die Opferung vorgenommen wurde.

Ach, nicht alle waren so gut „von Muttern" für den Türkenkrieg ausgerüstet, wie der glückliche Truthahnbesitzer. Die meisten hatten nichts mitgebracht als ein Stück Brot oder ein paar Orangen und einen Schluck Wein in der Feldflasche, dazu die unvermeidlichen schwarzen, verschrumpften Oliven. Keinem aber

fehlte das Blechbüchschen oder Ledertäschchen voll guten griechischen Tabaks und Zigarettenpapiers. Das Bischen, was sie an Zehrung mit hatten, teilten sie mitleidvoll mit den Weibern und Kindern der Passagiere dritter Klasse.

So, jetzt hat der Regen aufgehört, um die zehnte Abendstunde; aber die Finsternis ist die gleiche geblieben, denn kein Mondstrahl erhellt den Nachthimmel. Auch die hundert und aberhundert Glühpünktchen der brennenden Zigarretten auf dem Schiff sind erloschen: die Soldaten sind durch das schon sechsstündige Gewühl so müde geworden, daß sie die Mäntel über sich gebreitet und sich zum harten Schlaf auf feuchtem Deck niedergelegt haben. Wie sie so daliegen, die häßliche moderne Uniform unter den Mänteln verborgen, machen sie die Täuschung vollkommen. Wer vermag durch diesen nächtlichen Schleier noch zu erkennen, daß es ein Dampfschiff ist, auf dem wir der Abfahrt harren? Wer darf sagen, daß die Worte, die rundum erklingen, nicht gutgriechische sind? Und wer sieht vom Schiffsrande hinüberstarrend nach dem schwacherhellten Uferdamm, daß dort drüben Korfioten des 19. Jahrhunderts in Hosen und Aermelröcken, mit Regenschirmen, und Korfiotinnen mit Korsetten und Tournüren stehen? Wieder und wieder erliege ich dem unentrinnbaren Zauberbann der lebendig gebliebenen griechischen Sprache, und ohne die Augen schließen zu müssen, ist mir's als führe ich auf einem mächtigen Fünfrudrer mit reisigen Kerkyräern den Korinthern entgegen zur Seeschlacht bei den Syboten, an denen wir ja wirklich in der ersten Stunde dieser Nachtfahrt vorübersteuern werden, oder zu irgend einem berühmten Abenteurerzuge des 5. vorchristlichen Jahrhunderts. —

Keiner der Offiziere bekümmerte sich um seine Leute. War zum Glück auch gar nicht von nöten, denn die Soldaten wußten sich schon selber in den spärlichen Deckraum zu teilen, und wie dieser bis auf den letzten Zoll über und über vollgepackt ist, da steigen die Neu-

ankömmlinge ohne Murren in den vollends finstern Schiffsraum hinab.

Schlag 11 Uhr zischen drei Raketen gen den rabenschwarzen Himmel empor: das Zeichen der Abfahrt für die dichtgescharte Menschenmenge am Ufer. Außer Rufweite, unfähig mit den Abziehenden noch einen letzten Gruß zu tauschen, dem Auge durch die völlige Dunkelheit entzogen, so haben sie zu Tausenden geduldig bis zum letzten Augenblick ausgeharrt. Die Dampfpfeife schrillt, dicker Rauch brodelt aus dem Schlot, — wir fahren. Da — „Chärete!“ braust es tausendstimmig übers dunkle Wasser; „Chärete!“ zurück vom Schiff zum Lande; — wir fahren.

Wenige Minuten später stampft und rollt und schlingert das mittelgroße Schiff, gepackt von den kurzen Stoßwellen des Meeresarmes zwischen Korfu und Epiros, und das Elend der Mannschaften wächst aufs entsetzlichste. Kaum 50 Menschen bleiben von der Seekrankheit verschont. Es ist ein Wimmern und Stöhnen und — Schlimmeres ringsumher, auf Deck und in Kabinen, daß wir paar Gesunden vor Mitleid und Ekel uns nirgendhin zu retten wissen. Meine Schadenfreude hatte ich an den Herren Offizieren: sie waren samt und sonders krank, vom Herrn Tagmatarchis (Major) hinab bis zum jüngsten Leutnant; sie hatten nichts besseres um ihre Leute verdient.

Im Salon der zweiten Klasse erscheint auf einmal, aus einer der Kabinen heraustretend, ein beturbanter Türke; er reiste über Patras und Athen nach Smyrna. Hochgewachsen, fast um eines Hauptes Länge die meisten der zierlichen Offiziere und Muttersöhnchen überragend, saß er im Salon am Eßtisch und sah verloren in den leeren Raum, eine Zigarrette an der andern entzündend. Die ganze griechische Kriegswirtschaft war für ihn nicht da; kein Blick fiel auf die ihn ausforschenden Gesichter. In langen Falten umschloß seinen Leib ein braunseidner Kaftan; über den Hüften umgürtete ihn ein vielfach umgeschlungenes weißes

Kaschmirtuch, derselbe Stoff, wie der seines hohen, wulstigen Turbans. — Wie sehr vollkommene Gleichgültigkeit zu imponiren vermag, das habe ich an diesem Türken und den griechischen Soldaten gesehen: keiner wagte ein spöttisches, herausforderndes Wort gegen ihn; keine Geberde, die ihn hätte beleidigen können, wenn er sie überhaupt gewahrt hätte. — Vielleicht erinnert sich mancher Leser noch der unheimlich ruhigen Figur eines Türken, der vor etwa 10 Jahren als Schachautomat in ganz Europa herumgeschleppt wurde. „Ajeeb!“ mußte ich unwillkürlich denken, da ich diesen muselmännischen Riesen so ins Leere stieren sah.

Nach einer Weile bekam er Hunger; das Ächzen aus allen Ecken verdarb ihm nicht die Essenslust. Unbekümmert um die ihn beobachtenden, neugierigen Menschen, zog er aus seinem Reisesack — einem zusammengenähten, prächtig gemusterten Teppich — sein Abendbrot samt dem Geschirr, schnitt sich Brot zurecht, legte es auf das eigene bunte Tellerchen, häufelte einige Oliven und ein Stückchen harten Schafkäse drauf, holte zwei gekochte Eier hervor und begann sein schlichtes Mahl. Sich vom Kamarótos (Steward) etwas von der Speise der Giaurs, ja nur ein Stück ihres Geschirres geben zu lassen, — undenkbar. Lieber verzichtete er während der ganzen Reise (bis nach Korinth) auf die so unentbehrliche Tasse Kaffe, als daß er sie von dem bedienenden „Griechenhund“ sich ausbat. Daß er weder arm noch geizig war, bewies seine reiche Kleidung und der große funkelnde Brillant an seinem breiten Fingerring.

Nach dem Abendessen will er natürlich wieder rauchen; aber er hat keine Streichhölzer mitgenommen. Auf dem Tisch steht Feuerzeug: Streichhölzer und das griechische Kohlenpfännchen; doch nicht einmal ihres Feuers sich zu bedienen, will er die Griechen würdigen. Trotz dem draußen wütenden Wetter steigt er aufs Deck und kommt bald mit der glimmenden Zigarrette zurück:

unter den Albanesen in der dritten Klasse befanden sich mehrere Muselmänner, von denen er sich Feuer erbeten hatte.

Lange war in der dumpfen Luft unter Deck nicht meines Bleibens. In den Regenmantel gehüllt lege ich mich zwischen das zusammengerollte feuchte Tauwerk am Bugspriet, wo sich bald eines der Muttersöhnchen aus der zweiten Klasse zu mir gesellt. Der Grieche ist selten schüchtern; er redet den Fremden ohne weitere Umschweife an, mit einer Zutraulichkeit, die ebenso weit von Unterwürfigkeit wie von Aufdringlichkeit entfernt ist. Über das in Griechenland fast ausschließlich geltende „Du", auch zwischen Gebildeten, darf man sich nicht wundern; der byzantinische Plural der Anrede widerstrebt dem Geiste der Sprache.

Ohne Fremdenscheu begann der korfiotische Kriegsmann mit mir ein flottes Gespräch. Er war der Sohn eines reichen Bankiers der Stadt Korfu; ein wohlgebildeter, dabei schneidiger Jüngling; erst seit vier Monaten in der Uniform, aber ganz wie ein altgedienter Soldat sich ausnehmend. Zu meinem Glücke sprach er, außer seinem verwirrend schnell hervorgesprudelten Griechisch, auch einige Brocken Italienisch.

Seine erste Frage war: wie mir die griechischen Truppen gefielen? Ich gestand ihm, daß ich sie an Mannszucht und Ausdauer bei Strapazen gleich hinter die deutschen Soldaten setzte, soweit ich nach dem heutigen lehrreichen Beispiel urteilen könnte; was sie im Felde, im Feuer leisteten, das wüßte ich nicht.

Von den Offizieren schwieg ich; aber nun schüttete mir der korfiotische Stratiotis über sie sein Herz aus. Es waren nicht die Klagen des wohlhabenden Bürgersohns, der sich durch die ungewohnten Entbehrungen beschwert fühlt und seinen Groll darüber an den Offizieren ausläßt. Er klagte auch nicht über schlechte Behandlung durch die Offiziere; dergleichen käme in der griechischen Armee äußerst selten vor, und in Ausnahmefällen machten die Soldaten unverzagt Gebrauch von der ihnen einge-

schärften Verpflichtung, sich über ungebürlich rohes Benehmen von Unteroffizieren oder Offizieren an höherer Stelle zu beschweren.

Nein, er klagte über die moralische Verlotterung der griechischen Offiziere. Sie seien schlecht, sehr schlecht bezahlt und möchten doch gern die vornehmen Herren spielen. Söhne reicher Leute würden selten Offiziere, und so seien denn viele tief verschuldet. „Es werden jetzt manche Juden für das Leben der Herren Offiziere zittern," meinte der korfiotische unfreiwillige „Einjährige".

Die Mannszucht sei eine gute. Natürlich, sagte mein Nachbar, darfst du nicht die Strammheit erwarten, wie ich sie in Triest, Graz und Wien gesehen habe. Man kann aber ein leidlicher Soldat sein, ohne daß man beim Anblick eines Offiziers zu einem steifen Stock erstarrt; das ist uns Südländern nun einmal nicht gegeben. Außer dem Dienst fühle sich auch der Soldat als Mensch, selbst seinen Vorgesetzten gegenüber, — wiewohl immer in den Grenzen schicklichen Anstands. Im Dienste sei der Soldat willig und anstellig, wenn man ihn freundlich behandle. Die Offiziere ließen sich hierin selten etwas zuschulden kommen; eher schon die Unteroffiziere und Lochiä (Feldwebel). Im schlimmsten Falle zahlten ihnen die mißhandelten Soldaten blutig heim, und mancher betreßte Leuteschinder sei von einem Spaziergang außerhalb der Garnisonstadt nicht lebend wieder zurückgekehrt.

„Komm einmal nach unten mit; da will ich dir zwei schöne Beispiele zeigen." — Wir gingen in den Salon der zweiten Klasse, wo sich inzwischen die Gesundgebliebenen um den Tisch gesetzt hatten und um Pendarastücke Karten spielten, das wohlbekannte Ikossiéna (Vingt-et-un). Der Herr Feldwebel, ein prachtvoller, an den Schläfen halbergrauter Kriegsknecht mit langem, pechschwarzem Kinnbart, hielt die Bank, und es ging zwar

sehr lustig, aber augenscheinlich sehr ehrlich zu; Gewinner wie Verlierer lachten und scherzten um die Wette.

Rundum in den Ecken standen die Pulverkisten des Bataillons, notdürftig in zerschlissenes Wachstuch gehüllt. Die Zigarrettenasche stäubte umher, und der Herr Bankhalter legte beim Kartenmischen ganz gemütlich seine gleich einer Zigarre dickgewickelte Zigarrette auf die eine Pulverkiste.

„Sieh dir den Feldwebel an," flüsterte mein korfiotischer Freund. „Ein guter Kerl außerm Dienst; beim Drillen nicht besonders hart, aber auch nicht besonders freundlich. Er schimpft just nicht mehr, als andere auch; nur schimpft er mit ekligen Wörtern und treibt namentlich Mißbrauch mit dem im Peloponnes ganz gewöhnlichen Scheltwort Keratás*), welches auf den Jonischen Inseln, zumal auf dem Lande, für einen unverzeihlichen Schimpf gilt.

„Nun sieh dir auch einmal den Braunen an, gerade dem Feldwebel gegenüber, — ja wohl, derselbe, der ihm eben Feuer reicht. Er steht seit dem Februar beim Bataillon, stammt aus Gasturi (einem $1^1/_2$ Stunden von Korfu gelegenen Dorf) und ist seit dem November mit einem der hübschesten Mädchen von Gasturi Mann und Frau. Als er eingezogen wurde, war er sehr unglücklich: er hatte eine junge Frau, ein nettes Weingütchen, eine alte Mutter, deren einziger Junge er ist — na, er that seinen Dienst bei allem guten Willen nicht zur Zufriedenheit des Feldwebels, ließ den Kopf hängen, war zerstreut, und so setzte es denn — wenn auch keine Püffe, denn die giebt's bei uns garnicht —, so doch manches harte Wort. Unser Janni aus Gasturi ertrug alles geduldig: er hatte ja selber Schuld an des

*) Wörtlich: „der Gehörnte", also gleichbedeutend mit italienischem cornuto und französischem cocu; aber auch „Teufel" (den Gehörnten) bedeutend.

Feldwebels Unzufriedenheit. Wie er aber eines Tages beim Gewehrladen wieder einen falschen Handgriff thut, schnauzt ihn der Feldwebel an: „Keratás“ und zeigt ihm den richtigen Griff. Janni richtet sich seine sechs Fuß hoch auf und sieht auf den Feldwebel hinab, hebt die Büchse mit dem Bayonnet dran, läßt sie aber gleich wieder sinken und sagt keinen Ton. Wir hatten alle gesehen, daß mit ihm etwas los war.

„Richtig, nach dem Dienst geht er dem Feldwebel nach, wie der auf Kastrades losspazirt, und stellt ihn plötzlich. Der Feldwebel herrscht ihn an: „Was willst du? -- Scheer dich deiner Wege!“ — „Feldwebel,“ sagt unser Janni, „jetzt ist kein Dienst, und hier sind wir allein. Du hast mir vorhin ein Wort gesagt, das ein verheirateter Mann, wie ich, sich nicht gefallen läßt, von Keinem! Du schuldest mir dafür eine Genugthuung, und ich bin dir nachgegangen, um sie von dir zu fordern.“ —

„Der Feldwebel ist kein böser Mensch, trotz seinem langen schwarzen Bart. Er mochte wohl selber einsehen, daß sich dem Janni gegenüber sein Lieblingswort am allerwenigsten schickte. Aber natürlich konnte er nicht gleich klein beigeben, sondern sagte dem Janni: wenn er sich nicht sofort wegpackte, so würde er dafür sorgen, daß er ihm so bald nicht wieder den Weg verstellte. Was jenes Schimpfwort angehe, so sei das nicht so bös gemeint gewesen; es sei so ein „Einschiebsel“, das er sich nun mal angewöhnt habe. „Bei uns in Gortynia (Bezirk von Arkadien) schimpft sich alle Welt so, und wir sind doch brave Kerle.“

„Das ist mir ganz gleich,“ sagt Janni, „hier sind wir nicht in Gortynia, sondern auf Kerkyra, und hierzulande ist es nicht der Brauch, daß man einen verheirateten Mann Keratás schimpft.“ Ob er abbitten wolle oder nicht? und zwar in Gegenwart von Kameraden! — Der Feldwebel weigert sich. — Janni grüßt, sagt weiter nichts und geht schnurstracks in die Stadt zurück.

„Zum Obersten geht er, der vor dem Kaffehaus an der

Spianata sitzt. Janni tritt an ihn hinan und sagt: ‚Herr Oberst, ich möchte dich sogleich einmal sprechen, mit deiner Erlaubnis.‘ — Der Sintagmatarchis sitzt mit einigen Offizieren zusammen und antwortet freundlich: ‚Was willst du, Jannaki? sag es nur.‘ — ‚Ich muß es dir unter vier Augen sagen, Herr Oberst, mit deiner Erlaubnis.‘ — Der Oberst steht auf, geht mit Janni unter die Platanen, und dieser verklagt beim Obersten den Feldwebel wegen des Schimpfworts. Der Oberst verspricht die Sache zu untersuchen, und verhalte sich alles so, wie Janni gesagt, so solle der Feldwebel seiner Strafe nicht entgehen. — ‚Das ist nur so, wie es der Kanonismós (das Kriegsrecht) vorschreibt, Herr Oberst; aber der Feldwebel schuldet mir eine Genugthuung von Mann zu Mann.‘ — ‚Ja, dazu kann ich nichts thun, Jannaki; die mußt du dir von ihm selbst erbitten.‘ — ‚Das soll geschehen mit deiner Erlaubnis, Herr Oberst‘, — und grüßt und geht.

„Der Feldwebel spazirt richtig auf drei Tage in Arrest. Wie er heraus kommt, ist er wie umgewandelt; das Wort „Keratás“ fällt nicht mehr von seinen Lippen, oder er unterbricht es stets nach dem Ker-r-r. Janni thut gewissenhaft seinen Dienst, lauert aber auf eine Gelegenheit, wo er den Feldwebel allein erwischt. Die bietet sich ihm bald, und nun wiederholt sich dieselbe Szene wie jene erste mit Frage und Antwort:

‚Ich habe drei Tage Arrest um dich gehabt: damit ist die Sache abgemacht.‘

‚Damit ist die Sache zwischen uns Männern noch lange nicht abgemacht. Ich verlange, Feldwebel, daß du mir vor zwei Zeugen aus dem Lóchos (Kompagie) Abbitte thust.‘

‚Das thu ich nicht, und damit gut.‘ Wie der Feldwebel das gesagt hat, springt Janni ihm an die Kehle, wirft ihn zu Boden und würgt ihn, daß er nicht schreien kann. Mit der Linken zieht er dann sein Brotmesser aus dem Ledergurt und setzt die Spitze auf des Feldwebels Hals —: Wenn du mir jetzt nicht

sofort versprichst, Abbitte zu thun, wie ich es verlange, so stech ich dir den Hals durch, wie einem Schwein. Und versprichst du es jetzt, thust es aber dennoch nicht, sondern gehst hin und zeigst mich an, sodaß ich nach dem Palamidi*) komme, so ersticht dich ein Andrer aus Gasturi: das schwöre ich dir beim heiligen Johannes, meinem Prostátis (Schutzpatron)' — und läßt die Gurgel des Feldwebels ein bischen lockerer, damit der sprechen kann.

„Nun, der Feldwebel merkte wohl, daß es dem Janni blutiger Ernst war; so sagte er denn: ‚Ich verspreche es dir bei der Panagia (Muttergottes)", — und Janni läßt ihn aufstehen, wischt ihm auch mit dem Sacktuch den Staub vom Waffenrock. Dann gehen beide stumm neben einander in die Stadt zurück und ins Kaffehaus „Ewropi" hinein, wo Soldaten von der Kompagnie sitzen, rufen zwei Landsleute aus Gasturi heraus, und in deren Gegenwart bittet der Feldwebel den Janni um Verzeihung für das Schimpfwort. Wie sie mit der Geschichte im Reinen sind, gehen sie hinein, trinken zwei Tassen miteinander, und seitdem sind sie die besten Freunde.' —

Gegen 1 Uhr nach Mitternacht dampft die Elpis an den beiden Paxo vorüber. Der Sturm hat nachgelassen, eine feine Mondsichel blinkt hinter schwarzen, ausgeregneten Wölkchen hervor, und das Meer wird ruhiger. Den armen seekranken Soldaten auf Deck und im Raum kehrt sogleich ihre Lustigkeit wieder, und wie nun eine kräftige Männerstimme eines der alten Kleftenlieder aus dem Türkenkrieg anstimmt, da fallen hunderte von Stimmen auf Vorder- und Mitteldeck ein, und aus dem Unterraum des Schiffes erheben sich aberhunderte, und der schwermütige Gesang übertönt Wind und Wetter, den Lärm der Maschine und das Rauschen der Wellen —:

---

*) Militärgefängnis in Nauplia für Schwerbestrafte.

„Wie schwarz kommt dort die Wolke her, so schwarz ist sie wie Raben!
Ist es Kaliwas, der sich naht? ist es Lewendojannis?
Nicht ist's Kaliwas, der sich naht, nicht ist's Lewendojannis;
Omer Wrióni ist's der kommt, und mit ihm Achtzehntausend,
Als Diákos solches Wort vernahm, da wurde er verdrießlich,
Erhob die Stimme laut und sprach zum Protopallikaren *):
„Auf, sammle meine Truppen schnell, ruf meine Pallikaren,
Verteile Pulver unter sie, gieb ihnen reichlich Kugeln;
Mach' hurtig! und dann ziehen wir hinab nach Alamana,
Wo stark verschanzte Posten sind und eine feste Stellung!"
Die leichten Säbel nahmen sie und ihre schweren Flinten,
Nach Alamana zogen sie und rückten in die Posten.
„Mut, Kinder," rief er, „faßt nur Mut, laßt alle Furcht, ihr Herzen,
Steht wacker, wie es Griechen ziemt, steht fest wie die Hellenen!"
Doch Furcht ergriff sie, und sie flohn und bargen sich in Wäldern.
Held Diákos blieb allein im Kampf mit achtzehn Pallikaren.
Drei Stunden kämpfte er allda allein mit seinen achtzehn.
Da sprang die Flinte ihm entzwei und barst in lauter Stücke.
Er zog den Säbel nun heraus und ging damit ins Feuer,
Hieb Türken nieder ohne Zahl und sieben Bulukpaschas.
Doch sieh, sein Säbel sprang entzwei dicht überm Griff geborsten,
Und lebend fiel Held Diákos da den Feinden in die Hände.
Voran ihm gingen tausend Mann, zweitausend folgten hinten,
Und Omer Wrióni insgeheim ihn fragte auf dem Gange:
„Willst, Diákos, werden Türke nicht und deinen Glauben ändern?
Statt in die Kirchen zum Gebet, in die Moscheen treten?"
Doch jener drauf erwiderte und sprach in Zornesmute:
„Ihr Hunde geht zum Teufel mir mit eurem Hundeglauben!
Ein Grieche ward geboren ich, ein Grieche will ich sterben.
Doch wenn ihr tausend Gulden wollt und tausend goldne Mahmuds,
So lasset fünf, sechs Tage nur mich noch am Leben bleiben,
Bis daß Odysseus **) kommt heran und Athanasi Vajas.

---

*) Unterfeldherr.

**) Odysseus, der Rächer des Diákos, Sieger in der Schlacht bei Gravia (Mai 1821). — Diákos selber, einer der gefeiertsten Helden des griechischen Volksliedes, erneuerte das Opfer des Leonidas, indem er mit nur 500 „Palli-

Als Chalilbei dies Wort vernahm, da rief er aus mit Thränen:
„Auch ich geb' tausend Beutel euch, ich geb euch noch fünfhundert,
Daß ihr Diakos tödten sollt, den fürchterlichen Kleften,
Der sonst der Türken Land verheert und ihre Macht vernichtet."
Da faßten sie Diakos schnell und steckten an den Pfahl ihn,
Und stellten ihn gerad' empor; er aber lachte höhnisch,
Und ihres Glaubens spottet' er und schimpfte laut sie: „Hunde!"
„Habt ihr mich auch gepfählt, was thut's? ein Grieche ging zu Grunde;
Und geht es nur Odysseus wohl und glücklich dem Nikitas:
Die werden stürzen die Türkei und eure Macht vernichten'"

Ich habe mir Mühe genug gegeben, die Melodie zu behalten; es ist mir diesmal wie später, da ich griechische Volkslieder singen hörte, nicht gelungen. Ein endloses, durch Schluchztöne unterbrochenes, näselndes Rezitativ in Moll, von dem mir's unbegreiflich ist, wie hunderte von Soldaten wohl eine halbe Stunde dran herumsingen können, ohne einander aus den Ohren zu verlieren.

Um 2 Uhr auf Deck zwischen den Taurollen eingeschlafen, werde ich schon um vier durch den Lärm des bevorstehenden Aufbruchs geweckt. Die Gewitterwolken des gestrigen Tages sind zerflattert; vom Osten her, über den akarnanischen Schneebergen, schwimmt am aufdämmernden Himmel der Morgenstern, der Morgenröte vorauf, — und wie uns der erste Strahl der Sonne trifft, fährt die Elpis auf Kanonenschußweite vorüber an der türkischen Küste. Die weißbekalkten Mauern der Festung Prévesa werden deutlich sichtbar, bald darauf die etwas abseits von ihr gelegene Türkenstadt gleiches Namens. Dann taucht die Nordspitze von Leukas auf; der Dampfer steuert in den ganz schmalen Meeresstreifen

---

karen" gegen 9000 Türken unter Omer Wrioni den Übergang über den Spercheios und den Weg zu den Thermopylen verteidigte. — Vgl. Hertzbergs „Geschichte Griechenlands", Band 4, S. 72 ff. — Es giebt wohl keinen Griechen, der nicht das obige, 1821 entstandene Lied sänge.

zwischen Insel und Festland und läßt vor dem Städtchen Amaxiki die Anker niederrasseln.

Hals über Kopf wollen die Soldaten ans Land. So wenig wie in Korfu für die Einschiffung, ist in Leskas für die Ausschiffung zweckmäßig gesorgt. Auf drei Barken, deren jede vielleicht 30 Mann aufnehmen kann, müssen die 700 Soldaten ans Land geschafft werden. Die Sonne steht schon hoch am Himmel, ehe die letzte Barke vom Dampfer abstößt, in ihrer Mitte der Major mit dem Fahnenträger. Die blauweiße hellenische Fahne flattert im Winde. Vom Lande her schallt ein „Hellas lebe!" von dem in Parade aufgestellten Bataillon; dann stimmt die Musik die griechische Volkshymne des Solomos an, und alle Soldaten, die am Lande und die in den drei schwimmenden Barken, dazu die auf dem Dampfer zurückgebliebenen, weiterfahrenden Passagiere und die Schiffsmannschaft fallen ein in den Gesang:

„Vaterland, dich kenn' ich wieder,
Wie du stark die Schwerter schwingst,
Wie du mit dem Blitz der Augen
Über Meer und Lande dringst! — —

Viertes Kapitel.

Im Reiche des Odysseus.

Mit schneeweißer, silberblitzender Schaumfurche eilt die erleichterte Elpis durch das immer tiefer erblauende Jonische Meer. In welchem Zustand nach einer solchen Nacht das Schiff von den Soldaten zurückgelassen, ist nicht zu beschreiben. Eine dicke, weißbraune Schicht von tausenden weggeworfener Zigarrettenenden bedeckt die Planken; der Fuß gleitet bei jedem Schritt über Apfelsinenschalen aus: welch ein Glück, daß jetzt keiner der wissenschaftlichen Österreicher an Bord ist mit seinem schnellen Urteil über „Saugriechentum“! Freilich kann ein Schiff, das 700 Soldaten eine lange böse Nacht hindurch geschaukelt hat, selbst in Holland nicht viel besser aussehen.

Nun geht's an ein Begießen und Reinigen, daß man erst recht nicht weiß, wohin. Dabei ein so entzückendes Wetter, daß man keine Minute vom Deck hinunter mag. Aber auf griechischen Schiffen herrscht nicht solche Korporalstrenge wie auf denen nördlicher Gewässer: der Pliarchos lädt mich ohne mein Fragen ein, auf die Kommandobrücke zu steigen, und nun bin ich in bester Hut. Alles, was ich wissen will, wird mir hier von sachkundigster Seite mitgeteilt. Allerhand Sehfehler und historische Irrtümer werden berichtigt; so lerne ich namentlich, daß die gelben, wie nacktes

Felsgestein sich ausnehmenden Abhänge an der Westküste von Leskas bestes Erdreich für Rebenfelder sind, — und daß der Sprung der liebeskranken Sappho von jenem äußersten südlichen Felsenriff ins Meer „ganz und gar erlogen". Mein Kapitän hat offenbar kein poetisches Gemüt, denn es macht ihm Spaß, den „Irrtum" der Alten, daß ein Sprung vom leukadischen Felsen ins Meer von unerwiderter Liebe heile, mit topographischen Gründen zu widerlegen. „Es giebt gar keine Stelle am leukadischen Felsen, von der man gerade ins Meer hinabspringen kann; überall muß man vorher am Felsen unten zerschellen. Freilich vom Liebesschmerz ist man dann ebenso kurirt, wie wenn man sich die Zahnschmerzen durch einen Pistolenschuß in den Mund vertreibt." — O Pliarche, wie kann man nur so schönes Griechisch sprechen, wie du, und dabei so echt „buchhölzerne" Gedanken über den besten lyrischen Dichter der Griechen, über Sappho hegen!

Das gute Schiff ist eben am Kap Dukato vorüber, da ruft mir der Kapitän zu: „Da rechts, schauen Sie Ithaka!"

Meine heutige Fahrt gilt ja der Odysseusinsel, und wochenlang vorher habe ich aus Büchern und Karten mir's klargemacht, wo und wie man das berühmteste Eiland der Welt zuerst erblicken müsse. Alles umsonst: die Wirklichkeit, jene blauduftige Wirklichkeit im Osten, ergreift mich mit so bewältigender Überraschung, daß ich vor Freude zittre und — weine. Der Kapitän sagte kein technischkluges Wort dazu, sondern half mir mit freundlicher Belehrung, mich aus dieser Entfernung auf Ithaka zurechtzufinden. Er kennt seine Odyssee, denn er hat das Gymnasium in Syra besucht, und sein leichter Dienst in diesen vertrauten Gewässern läßt ihm Zeit, mit mir Dichtung und Wirklichkeit zu vergleichen.

Ob ein Odysseus gelebt, ob nicht? — müßige Frage. Kein andrer Name unter allen alten und neuen Beherrschern Jonischer Inseln ist uns auch nur entfernt so bekannt, wie der des letzten in der Odyssee genannten Bettlers. Und noch heute, nach wohl

3000 Jahren, fährt kein Feuerschiff mit Menschen aus entferntesten Ländern zwischen Kap Dukato und Kap Dafnudi vorüber, ohne daß alle Augen sich lenken nach jenen zwei fernen schroffen Bergspitzen, die Ithaka heißen, und alle Hände sich ausrecken, um zu zeigen: dort hat Odysseus geherrscht.

Sein Reich beginnt eigentlich schon hier am Kap Dafnudi, der nördlichsten Spitze der Insel Kefallinia (Cefallonia bei den Italienern). Von Ithaka aus hat er die Inseln ringsum regirt —:

„Ich bin Odysseus, Laertes' Sohn, durch mancherlei Klugheit
Unter den Menschen bekannt; und mein Ruhm erreichet den Himmel.
Ithakas sonnige Höhen sind meine Heimat; in dieser
Türmet sich Neritons Haupt mit rauschenden Wipfeln; und ringsum
Dicht an einander gesät sind viele bevölkerte Inseln,
Sami, Dulichion*) und die waldbewachsne Zakynthos.
Ithaka liegt in der See am höchsten hinauf an die Feste,
Gegen den Abend**); die andern sind östlich und südlich entfernet.
Rauh ist diese, doch nähret sie rüstige Männer; und wahrlich
Süßer als Vaterland ist nichts auf Erden zu finden."

„Ja ja, so sind die Ithakesier noch heute," sagte der Pliarchos. „Der Kochjunge da, ja wohl der mit dem einen Auge — das andre hat er sich durch eine Osterrakete ausgebrannt — kann's dir sagen. So oft wir hier vorbeidampfen, steht der Bengel eine halbe Stunde am Aschenschütter und blinzt mit seinem einen Auge nach den kahlen Bergen, denn dort ist er geboren."

„Halt, Kirie Pliarche, kahl?!" — und schlug ihm Buch XIII 233 ff. auf —:

---

*) Vom Festland aus betrachtet. Da Leskas im Altertum gar keine Insel war, so stimmt diese homerische Angabe von Ithakas geographischer Lage vollkommen.

**) Ein Bezirk Kefallinias heißt noch heute Dolichiu! Homer hat somit durch Dulichion und Sami zwei von einander entfernt liegende Teile Kefallinias als zwei verschiedene Inseln bezeichnet.



„Wie benennt ihr das Land, die Stadt und ihre Bewohner?
Ist dies eine der Inseln voll sonnenreicher Gebirge,
Oder die meereinlaufende Spitze der fruchtbaren Feste?
Ihm antwortete Zeus blauäugichte Tochter Athene:
Fremdling, du bist nicht klug, oder ferne von hinnen gebürtig,
Da du nach diesem Lande mich fragst! Ich dächte, so gänzlich
Wär' es nicht unberühmt, und sicherlich kennen es viele. — —
Freilich ist es rauh und taugt nicht Rosse zu tummeln,
Doch ganz elend auch nicht, wiewohl es an Ebnen ihm mangelt.
Reichlich gedeihet bei uns die Frucht des Feldes, und reichlich
Lohnet der Wein; denn Regen und Tau befruchten das Erdreich.
Treffliche Ziegenweiden sind hier, auch Weiden der Rinder;
Waldungen jeglicher Art, und immerfließende Bäche."

„Na, meinethalben, der alte Omiros (Homer) muß das besser wissen, denn der war ja dort geboren, ich aber bin noch nie auf Ithaka gewesen."

Ob auf Ithaka geboren oder nicht, — daß der Dichter der Odyssee Ithaka gesehen, gründlich gesehen und durchstreift hat, daran zweifeln heute nur noch Philologen, die sich die griechische Welt durch den Bibliothekenstaub daheim anschauen. — Indessen davon später, wann ich selber auf Ithaka angelangt und in des Dichters Fußspuren gewandelt sein werde.

An der Westküste von Kefallinia entlang, ums Kap Akrotiri herum, in den stillen Hafen von Argostolion, — das ist in drei Stunden vollbracht, und im blendenden Glanz der vollen Frühnachmittagsonne lande ich in Kefallinias Hauptstadt.

Keine großen geschichtlichen Erinnerungen umrauschen einen hier aus uralten Tagen. Kefallinia hat, wie Kerkyra, stets wacker zu Athen gehalten, im übrigen aber keine besonderen Heldenthaten aufzuweisen. Nur einmal noch lenkte die Insel Europas Blicke auf sich: damals als Lord Byron (im August 1823) auf seiner todbringenden Fahrt nach Messolongi hier mit seinem getreuen Freunde Trelawney zu einem vorbereitenden Aufenthalt

von vier Monaten landete. Auf jenem Abhange des „Schwarzen Berges", in dem Dörfchen Metaxata zwei Stunden oberhalb Argostolions, hat er stille Tage verlebt, Griechisch lernend und an seinem Don Juan-Torso weiterdichtend. Auf den Weinhügeln dieser sonnigsten aller Jonischen Inseln hat der Dichter gerade jene letzten uns geretteten Gesänge des Don Juan geschrieben, die im nebligen England spielen. Das Landhaus des Dichters ist noch leidlich erhalten.

Ich bringe an den trefflichsten aller Kefallinier, den früher türkischen und belgischen, jetzt österreichischen Konsul Herrn Calderari einen Einführungsbrief mit von dem besten lebenden Kenner Griechenlands, dem österreichischen Konsul auf Korfu, Herrn Baron von Warsberg, und sogleich werden meine Schritte über die Berge von Kefallinia und die „feuchten Wasserwege" nach Ithaka sänftiglich und klug geebnet. Baron von Warsberg, der Verfasser der ausgezeichneten „Odysseischen Landschaften", ist für das ganze Gebiet der Jonischen Inseln die beste mir bekannte Autorität, und die Griechen der odysseischen Eilande vergelten ihm seine Liebe durch die herzliche Aufnahme, die sie jedem von ihm Empfohlenen zuteil werden lassen.

Am liebsten ginge ich natürlich zu Fuß vom Weststrande zum Oststrande der Insel, von Argostolion nach Sami, dem durch Jahrtausende erhaltenen Städtchen Sami, nach welchem Homer ein großes Stück von Kefallinia benannt (vergl. die Verse auf S. 58). Es sind nur fünf Stunden auf guter, von den Engländern, den früheren Herren der Jonischen Inseln, hergestellter Fahrstraße. Aber vom Fußwandern will Herr Calderari — echtgriechisch — nichts wissen, sondern mietet für mich ein Wäglein mit zwei kleinen, aber tüchtigen Pferden. Was will ich thun? Eigensinnig auf der Fußwanderung bestehen? Mein griechischer Gastfreund würde keine ruhige Stunde haben, solange er mich auf meinen eigenen Füßen einherwandern wüßte. Nicht

aus Furcht vor Räubern, Gott bewahre; überhaupt aus keiner bestimmten Furcht. Nein, der Grieche begreift die deutsche Leidenschaft des Fußwanderns nicht; er selber reitet oder fährt, und er sieht den fremden Fußwanderer wie einen vollendeten Schafskopf an oder wie einen Unglücklichen, der am Sonnenstich leidet, den man somit menschenfreundlich so schnell wie möglich auf ein Pferd, auf ein Maultier oder in einen Wagen heben muß.

Nebst meinem Regenmantel aus Kautschuk, meinem Kompaß und meinem Liebig'schen Fleischextrakt hat auf meiner ganzen Reise nichts so gewaltiges Staunen, gemischt mit überlegenem Bedauern, hervorgerufen, wie meine Äußerung: ich wolle da- und dorthin zu Fuß gehen. — „Me ta podaria?!" (Mit den Füßen) rief einmal übers andere Groß und Klein, wenn ich ihnen mit dergleichen kam, und dann regelmäßig die Frage: „Ist es aber nicht besser, zu reiten?" Erwiderte ich, mir gefiele es besser, zu Fuß zu wandern, so folgte ein Köpfezusammenstecken, ein bedeutsames Lächeln und Tuscheln, bis ich mir — recht dumm vorkam. Wiederholt sich das Tag um Tag, und kommen allmählich die Erfahrungen mit griechischen Bergwegen hinzu, so hört die Leidenschaft deutschen Fußsports bald genug auf.

Trotz dem prächtigen chaussirten Wege und den feurigen kleinen Rossen geht's stundenlang im Schritt die steile Berglehne hinauf. Hier kann ich mich durch den Augenschein belehren, was es mit den „gelben Felsen" auf sich hat, die auch auf Kefallinia vom Meere aus sichtbar werden: die fettesten, eisenhaltigen Weinberge sind es, in deren tiefen Furchen die armdicken, schwarzen Reben- und Stafiden (Korinthen)- Stöcke stehen, erst seit einigen Tagen von zartem Blattwerk umsproßt.

Wie ein prangender Garten liegt die Ebene von Argostolion mit seiner stillen blauen Bucht unter mir. Nach Norden, parallel mit dem noch nicht sichtbaren Ithaka jenseits des Schwarzen Berges streckt sich lang hinaus, auf den leukadischen

Felsen zu, die Bergkette von Pylaron; südlich wird Zante dem bloßen Auge sichtbar. Westwärts giebt es keine Ländergrenze: funkelnd liegt das Jonische Meer im Glanz der sich abendwärts neigenden Sonne.

Bei einem Bakáliko (Wegeschänke, Magazin) halten wir eine Weile, um die Pferde zu füttern. Mein erstes Bakáliko und darum mit besonderer Deutlichkeit meiner Erinnerung eingeschrieben. Ganz einsam liegt die niedrige, außen und innen verräucherte Hütte am Wege, eine gute Stunde diesseits der Paßhöhe. Aus der Tiefe herauf bimmelt ein Klosterglöckchen zum Esperinón (Abendgebet); vom Kamm des Schwarzen Berges weht ein kühler Abendwind zum Meer hinab. — Der Wirt Nikolaos Neóphytos hilft meinem Kutscher die Pferde füttern und tränken und fragt erst dann nach meinen Wünschen. Wer das Fürchten nicht mitgebracht, der könnte es hier lernen: der alte Niklas sieht einem zur Ruhe gesetzten Riffpiraten nämlich so ähnlich, wie ein trüber Tropfen dem andern. Vom Gesicht ist nicht viel zu erblicken, alles schwarz bewachsen, und die kleinen zusammengekniffenen Äuglein lugen scheu zwischen dichtschattigen Brauen und Bartzotten hervor. Ich bin aber durch mein dreitägiges Griechischsprechen schon keck geworden, und vor den scheinbaren Räubergesichtern allerwegen fürchte ich mich nicht so viel. „Ich soll dir einen schönen Gruß vom Herrn Calderari bringen, Bruder*), und er läßt dir sagen, du mögest mich rechtschaffen bewirten. Ich gehe nach Sami und Wathy („Hauptstadt“ von Ithaka) und am Freitag komme ich wieder hier vorbei.“

„Kalós orissate!“ (seid willkommen), und ein fester Handschlag schließt unsern Freundschaftsbund. Was für edle Weine der alte Jonier in seiner niedrigen Rauchkammer an der schwarz-

*) „Bruder“ (Adelfó) und „Schwester“ (Adelfi) sind die gewöhnlichen und passendsten Anreden an griechische Landleute.

gebeizten Holzwand in Hammelschläuchen und hinter dem Schänktisch in bauchigen Fässern und Amphoren aufbewahrt! Resinirte (geharzte) und reine — ich mußte sie alle durchprobiren, anstoßend mit Wirt, Kutscher und einem unvermerkt angeschlichenen 90jährigen Laiengast des unter uns gelegenen Klosters.

Halbkindisch, aber noch körperlich rüstig, ist dieser neugierige Alte meinem Wagen nachgestiegen: er muß durchaus wissen, wer der fremde Lordos ist, der so spät noch über „seinen“ Berg fährt. Im Kloster geben sie ihm das Gnadenbrot, obwohl er nach des schwarzen Niklas Aussage reicher ist als das ganze Kloster; „der war noch mit dem englischen Milordos in Messolongi.“

Mit Lord Byron zusammen gewesen ist dieser Alte! Ganz sicher, denn kindisch wie er geworden, — meine Frage nach dem *Λόρδος Μπάϊρον**) versteht er; aber mehr als den Namen und Messolongi bringt er nicht heraus; „Trelawney“ weckt keinen Wiederhall in diesen müden Ohren. Dabei zeigt er, an dem offenen Eingang zum Bakáliko stehend, immer mit dem Knochenfinger nach Osten, nach der Richtung, wohin er mit dem größten Dichter dieses Jahrhunderts einst an einem Dezembertage des Jahres 1823, schon als reifer junger Mann, gesegelt ist: nach dem Fieberneſt und Kriegergrab Messolongi. Wäre es nicht schon halbdunkel, und stände ich auf der Höhe des Passes, ich müßte es, wenigstens mit dem Fernglas, recht wohl erblicken.

Nicht ein einziger „Lordos“ (allgemeiner Ehrenname für europäische Reisende) ist in diesem Jahr über den Berg nach Ithaka gezogen. Um so besser, da werde ich gewiß freundlich empfangen werden. Meine Ankunft ist schon von Argostolion aus telegraphisch dem Eparchos von Ithaka und einem Privatfreunde des Herrn Calderari gemeldet worden, und zwar mittelst

*) Die Griechen umschreiben den bei ihnen seltenen b-Laut durch *μπ*.

zweier „Staatsdepeschen“! Das offizielle Griechenland wacht über mich: ich werde gereist, mehr denn daß ich reise.

Mein vermeintlicher Riffpirat ist ein ganz ehrsamer Weingutsbesitzer, der daneben hier Herberge und Schänke hält. Für den Wein, dessen ich reichlich aus allen möglichen Behältern genossen, will er keinen Lepton; die ganze Zehrung für Kutscher, zwei Pferde und mich kostet eine Drachme (65 Pfennig), für Kaffe, Apfelsinen, Brot, Käse, Oliven, eine Okka Gerste für Mensch und Tier. Daß ich nur nicht an seiner Thür vorbeigehe, wann ich zurückkehre von Ithaka! — Gewiß nicht, Bruder Niklas, und gute Nacht! — Gute Reise! — Hinauf zum Paß geht die Fahrt. —

Daß wir heil nach Sami gekommen, ist ja unbestreitbar; wie aber mein Kutscher das Kunststück fertig gebracht, troß dem wahnsinnigen, funkensprühenden Galopp, womit er uns hinuntergejagt, das habe ich nicht begriffen, — um so weniger als ich zwei Tage darauf den halsbrechenden Weg zu Fuß von Sami hinauf machte und sah, an welchen gähnenden Abgründen vorüber die tolle Fahrt gerast hatte.

Um 9 Uhr Abends sind wir in Sami. Es ist hell genug, um einen Blick zur Akropolis von Sami hinaufzuwerfen. Die homerische Sami hat natürlich nicht hier unten am Meerbusen zwischen Kefallinia und Ithaka, sondern dort hoch am Burgfelsen gelegen, wohlgeschirmt durch dicke Mauern, deren Trümmer noch jetzt meterhoch über dem gewachsenen Gestein emporragen. Von den zehn Stellen der Odyssee, an denen Sami genannt wird, nennen es drei: „παιπαλόεσσα“, die Steile. Ich denke, Homer, oder wie sonst der Dichter der Odyssee geheißen, wird mehr als einmal von derselben Stelle, an der jetzt mein Wagen hält, auf schwarzgeschnäbeltem Schifflein nach jener dunkeln Felsenwand des Aëtos- (Adler) Berges hinübergefahren sein. Gelandet ist er ebenda, wo auch ich morgen in der heiligen Frühe zu landen

hoffe, und von wo jetzt ein schwaches Lichtpünktchen übers dunkelfarbige Meer blinkt: am Felsen, auf dem das Häuschen mit dem unterseeischen Kabel zwischen Kefallinia und Sami klebt.

Der Herr Dimarchos (Bürgermeister) von Sami weiß durch den Telegraphisten von meiner Ankunft und tritt grüßend an den Wagen. Er entschuldigt sich, ohne daß ich ihn um Unterkunft gebeten, daß er mir leider kein Nachtquartier im eigenen Hause anbieten könne: das obere Stockwerk werde umgebaut, und er selber müsse mit den Seinen im Magazin-Erdgeschoß wohnen; dazu sei nun auch plötzlich sein Sohn, der Offizier, aus Argostolion mit der Aushebungskommission herübergekommen und habe das letzte Bett gekriegt. „Es giebt aber ein Xenodochion hier, Euer Wohlgeboren (Ewjenia sas), ein recht gutes; der Herr Nomárchis (Provinzpräsident) und der Herr Próedros (Gerichtspräsident von Argostolion) sind dort auch abgestiegen, weil ich sie nicht aufnehmen konnte. Ti krima! (welch ein Pech)."

Im Xenodochion, einem saubern Häuschen dicht am Meer, mit einem eigenen Speisezimmer, ja sogar mit mehreren Stühlen, bin ich mit Hilfe des Dimarchos schnell untergebracht. Das Bett — wie immer in Griechenland mit eisernem Gestell — sieht einladend sauber aus; aber besser ist besser: ich will mich nicht umsonst mit meiner pfundschweren Büchse voll Insektenpulver geschleppt haben und sichere mir durch vorsorgliches Streuen eine sanfte Nacht. — Um es später nicht wiederholen zu müssen: was auch andere Reisende an graulichen Abenteuern mit allerhand griechischem nächtlichen Getier erlebt haben mögen, — dank meinem reichlichen, konsequenten Gebrauch von echtem persischen Insektenpulver bin ich ungebissen durch ganz Griechenland gekommen.

Die Aushebungskommission, die morgen früh nach Ithaka fahren will, sitzt im Speisezimmer beim Nachtmahl. Kaum habe ich mich an den Tisch gesetzt und mir ein Glas des köstlichen nichtsüßen kefallinischen Weines eingegossen, so erhebt sich der

jüngere der beiden hohen Herren, nähert sich mir mit einem Medizinfläschchen und — gießt mir ein halbes Liqueurglas einer dunkelbraunen Flüssigkeit in meinen goldigen Wein. Das benimmt mir die Fassung und mein Griechisch, und ich breche in ein ganz triviales, berlinisches: „Nanu?!“ aus. Solche Interjektionen scheinen aber in der ganzen Welt verstanden zu werden, denn er entschuldigt sich — er, der höchste Gebieter der vereinigten Provinz Kefallinia und Ithaka —: „Ich bin der Nomarchis, außerdem Arzt; du siehst etwas bleich aus, und dies ist Chinin.“ — Danke, Herr Nomarchis, für den guten Willen, aber ich bin ganz gesund.

Es sitzt sich urgemütlich in diesem Stübchen mit den vier Griechen: es hat sich nämlich noch der Pliarchos des Bootes für die morgige Überfahrt nach Ithaka, d. h. ein einfacher armer Fischer, zu uns gesellt. Er ist bescheiden gegen uns alle; von besonderer Unterwürfigkeit unter den Nomarchis, den höchsten Würdenträger der Provinz, keine Spur. Wir sind im Lande uralter, eingelebter Demokratie der Gesinnung und der Sitten. Es verkehrt sich auch so merkwürdig schicklich; an das „Du“ zu den Höchststehenden habe ich mich längst gewöhnt.

Wovon wir an jenem Abend gesprochen? Natürlich von Krieg und Kriegespreis: Epiros und Makedonien, „nebst allen Inseln“. Auch von Deutschland, vom Kaiser Wilhelm und von Bismarck. Der Herr Gerichtspräsident, dem weiß Gott wie einmal eine Nummer des Kladderadatsch in die Hände gefallen, fragt mich ernsthaft, ob es wahr sei, daß Bismarck nur drei Haare auf dem Kopf habe? — worauf ich ebenso ernsthaft erwidere: jetzt habe er gar keine mehr auf dem Kopf, sondern alle auf den Zähnen. Aus einer griechischen Zeitung hat er erfahren, daß Bismarck auch Griechisch spreche, denn jüngst habe er in der Jermaniki Wuli (Deutscher Reichstag) von einem „πρῶτον ψεῦδος“ gesprochen. Das mußte ich ihm zugeben, denn ich hatte es ja selber gehört.

Ich weiß nicht, wie die Rede auf Athen und das Parthenon kam; aber noch höre ich den Nomarchen, der neben seinem hohen Staatsamt allerhand schöne Allotria zu treiben schien, uns das Geheimnis der wunderbaren optischen Wirkung des Athenetempels auf der Akropolis erklären: wie die Stufen des Unterbaues nicht genau horizontal, sondern nach der Mitte zu leicht nach oben geschwellt seien, auch die Säulen in der Mitte ein wenig anschwellen, und die Ecksäulen überdies um eines Fingers Breite höher seien als die übrigen. Nicht jedes Wort dieser technischen Auseinandersetzungen habe ich verstanden; aber ergriffen hat mich dennoch dieses seltsame Gespräch hier zur fast nächtlichen Stunde, in dem Bauernwirtshaus auf Sami genüber Ithaka, während der Nachtwind ums Haus schnob und der wieder wachgewordene Rotfink im Käfig am Fenster laut zu schlagen begann. —

Morgens 5 Uhr: trüber, trüber Tag! Es hat die Nacht hindurch geregnet, und noch bläst es kalt und feucht vom Gipfel des Elatowuni herab. Auch der Adlerberg drüben auf Ithaka hat sich mit Nebelfittichen umhängt. Aber der Fink schmettert in den Morgen hinein, und das bedienende Pädi hat die hohen Herren geweckt. Während ich eine Tasse Kaffe nach der andern trinke, hält mir der Herr Oberpräsident im langen Nachthemd — sein Schlafzimmer mündet aufs Speisezimmer — einen Vortrag über die richtige Aussprache der griechischen Diphthongen! Ganz aus heiterem Himmel, denn er predigt einem Längstbekehrten, und ich habe ihm durch meine eigene Aussprache gewiß keinen Anlaß zu seiner donnernden Rede gegen die „erasmischen Barbaren und Banausen" gegeben. Ich glaube fast, der Gestrenge will nur Zeit gewinnen, um einen Wetterumschwung für die Überfahrt nach Ithaka abzuwarten. Er hat's nicht eilig: er steht, gerade so wie seine Kollegen in Europa, bei solchen Dienstreisen im „Tagelohn", nicht im „Accord", bei der Regirungskasse, bekommt für jeden

Reisetag 30 Drachmen Zehrgeld und wird sich hüten, die Rekruten von Ithaka trotz Regen und Sturm zu behelligen.

Ich kann auf die saumseligen Herren der Aushebungskommission nicht warten, denn mich zieht es mit stärkeren Banden nach Ithaka. Ehe sich diese Braven aus den Hemden in die Hosen geworfen, kann ich schon „schweben nahe der Insel im meerdurchwallenden Schiffe.“ Bring mir die Rechnung, Pädi, und ruf' mir den Pliarchos.

Hier ist die „Rechnung“, nach längerer Beratung mit dem Xenodóchos (Wirt) vom Pädi geschrieben. Ich setze sie als ein schönes „menschliches Dokument“ zweisprachig her:

Ἔξοδα

Φαγώσιμα	δρ	1.—
Τοῦ καροτσιέρη φαγητὸν καὶ βρώμην	„	0.95
Ὕπνον	„	1.—
	δρ	2·95

Zu Deutsch (wörtlich):

Ausgaben:

Essen	1.—	Drachme.
Des Kutschers Essen und Hafer . . .	0.95	„
Schlaf (d. h. Nachtquartier)	1.—	„
	Drachmen 2.95.	

„Als nun östlich der Stern mit funkelndem Schimmer emporstieg,
Welcher das kommende Licht der Morgenröte verkündet,
Schwebten sie nahe der Insel im meerdurchwallenden Schiffe — —
Gegen der Ithaker Stadt, wo zwei vorragende, schroffe
Felsenspitzen der Rhede sich an der Mündung begegnen.
Diese zwingen die Flut, die der Sturm lautbrausend heranwälzt,
Draußen zurück; inwendig am stillen Ufer des Hafens
Ruhn unangebunden die schöngebordeten Schiffe. —“

Einen so ruhigen Hafen wie den der Stadt Wathy auf Ithaka giebt es nirgends in dem mir bekannten Griechenland. Es

ist genau so, wie Homer sagt: zwei vorragende schroffe Felsenspitzen begegnen sich (fast) an der Mündung, und noch heute liegen die schöngebordeten Schiffe ohne Anker, wenn auch lose angebunden am festgegründeten Hafendamm von Wathy.

Ithaka ist von allen sieben jonischen Inseln die berühmteste aber zugleich die wenigst besuchte. Nur griechische Küstendampfer von Patras aus legen zweimal in der Woche in jenem weltverlornen Winkel an. Da ist es nicht zu verwundern, wenn die „Fremdenliste“ des einzigen kleinen Wirtshauses auf Ithaka: „O Párnassos“ kaum ein Dutzend fremder Besucher aus dem letzten Jahrzehnt aufweist. Er kennt sie noch alle, die bei ihm gewohnt haben, der brave Xenodóchos, und wir kennen sie auch so ziemlich alle: Karl Braun, „Mitglied des Reichstags“, wie der Vielgewanderte hinzufügt, — Alexander von Warsberg, der oben erwähnte Verfasser der „Odysseischen Landschaften“, Buchhändler Brockhaus aus Leipzig mit einem Freunde, und noch einige weniger bekannte Namen. Kein Franzose, kein Engländer. Ithaka gehört den Griechen und den Deutschen; nur die deutschen P h i l o l o g e n meiden es und begnügen sich mit der gedruckten Odyssee, weil sie sich so ausgezeichnet zur Verbeispielung des „homerischen Dialekts“ eignet. — Bädeker, wenigstens in der ersten Auflage seines „Griechenlands“, sagt nichts über Ithaka, außer daß man es im Vorbeifahren irgendwo vom Meere aus erblickt. Leider fahren die Lloydschiffe gewöhnlich in der Nacht zwischen Lefkas und Kefallinia vorüber.

Die Meisten halten Ithaka überhaupt für ein Ding der Fabel oder allenfalls für ein unbewohntes Felseneiland nahe dem griechischen Festland. Ithaka ist eine unleugbare Wirklichkeit, eine der holdesten, die es geben kann. Vorm Lärm der Welt geborgen, wie keine andere, Westeuropa so nahe griechische Insel, erscheint die Heimat des Odysseus einem selbst dann noch wie ein Traumgebild, wenn man festen Fußes auf ihr steht, mit den Bewohnern ver-

kehrt, an den Berglehnen herumklettert und die Ziegen dran herumklettern sieht. Ein unaussprechlicher Zauber duftiger Ferne umhaucht sie selbst in unmittelbarster Nähe.

Ich habe auch auf Korfu und Kefallinia nur Freundliches erfahren; aber so lieb und gut, wie auf Ithaka, ist man mir bisher noch nirgends in Griechenland begegnet. Wenige Stunden, nachdem ich an der Insel gelandet und im Triumphzuge nach Wathy geleitet worden, war ich das Adoptivkind der Insel: ich wanderte aus einer dienstwilligen Hand in die andere und rollte wie auf Federn auf dieser ohnehin so weichlebigen, stillen Insel einher.

Das ist sogar buchstäblich zu nehmen: es giebt nämlich auf Ithaka auch gute Federwägen, natürlich nicht dort zur Welt gebrachte, aber doch mit großer Sorgfalt am Leben erhaltene. Vielleicht hat ein Engländer sie zur Zeit der britischen Herrschaft über die Jonische Eptánisos auf seiner Yacht mitgeführt und nach einem kleinen Unfall zurückgelassen. Keiner ist jünger als 30 Jahre, aber die tüchtigen Pferdchen ziehen sie selbst über steile Abhänge — und andere giebt's auf Ithaka kaum — in unermüdlichem Trabe dahin.

Sturmsicher, aber nicht schläfrig liegt Wathy da. Es besteht eigentlich nur aus einer einzigen langen Uferstraße, die sich in weitgeschweiftem Halbkreise um die veilchenfarbige Meeresbucht hinstreckt und, von weitem gesehen, der Stadt ein höchst imponirendes Äußeres giebt. Trifft man es gut mit dem Wetter — und das meines Ankunftstages war das herrlichste geworden —, steigt man an einem wolkenlosen, goldblauen Frühlingtage von der Höhe des Sattels zwischen den beiden Bergen Neriton und Neïon hinab zum Strande von Wathy, so denkt man, dort drunten liegt eine Stadt von 30000 Einwohnern. Das Städtchen hat deren aber nur 6000, die freilich, wie die glücklichen Griechen fast alle, in eigenen sauberen Häuschen wohnen.

Der Name „Ithaka“ ist nachweislich nur während einer ganz kurzen Zeit im Mittelalter von der Odysseus-Insel gewichen. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts hat er „Thiaki“ gelautet im Volksmunde. Heute heißt er wieder „Ithaki“, gesprochen fast wie „Ithatchi“, — das th gleich hartem englischen th.

Auch die meisten homerischen Namen der einzelnen wichtigen Punkte haben sich unverändert bis auf unsere Tage erhalten, mit Ausnahme der Bezeichnung für die Meeresbuchten und der Nymphengrotte. Aber am Felsengestein der Insel sind solche Namen wie „Neriton“, „Neïon“, „Korax“ festgehaftet durch alle Jahrtausende. Ist auch gar nicht so gewaltig zu verwundern: die Stürme des Mittelalters und der Türkenkriege sind an diesen aus dem Meer aufragenden Felsspitzen vorübergebraust, — und daß auch die Flutwelle der nordischen Menscheneinwanderung nicht bis nach Ithaka gespritzt ist, das zeigt mir jeder Schritt am Strande und in den Bergen. Man setze meinem ithakesischen Bootsjungen Aléxandros Wlassópulos eine phrygische Mütze statt des Fez auf den Lockenkopf, und man hat einen Telemach, wie man ihn sich nicht „echter“ träumen kann. Und wer Odysseusköpfe, mitsamt dem bekannten schönen Odysseusbart, sehen will, der gehe ein Viertelstündchen auf die Platia (Platz) am Hafendamm, wann die Fischer vom Frühfang landen und ihre zappelnde Meeresbeute auf den weißen Marmorfliesen feilhalten.

Und nun die Ziegenjungen an den Bergen! Auf meinem Kletterweg zur Wohnung des „göttlichen Sauhirten“, eine Stunde über der Stadt, traf ich, halbverirrt, solch ein Kerlchen, 14 Jahre alt und noch durch keine Volksschule gezähmt. Ein zerschlissenes Hemd ohne Ärmel um den jugendschlanken, braungesonnten Leib; die Füße in Sandalen geschnürt; um die Beine zwei Zickleinfelle mit dem Rauchwerk nach außen. Warum soll ein Ziegenjunge zu Odysseus' Zeiten anders ausgesehen haben? Ich kann ihn mir

beim besten Willen nicht anders vorstellen. — Er sitzt unter einem gespaltenen Ölbaum auf einem thymianumwachsenen niedrigen Stein und schnitzt mit seinem Brotmesserchen an einem neuen Hirtenstock mit krummgeschweifter Krücke. Er bleibt natürlich sitzen, wie ich auf ihn losgehe, um ihn nach dem Wege zu fragen; nur greift seine Linke nach einem überhängenden Zweige des Ölbaumes, und so wippt er sich dran auf und nieder. — Wer hier ein Maler wäre! Aber unsere Maler haben ja noch nicht sämtliche Fischerjungen von Kapri und Sorrent gemalt, und ehe sie damit nicht fertig sind, gehen sie gewiß nicht nach Griechenland.

Es giebt ein Märchen von Andersen: „Die Galoschen des Glücks", worin der Träger gewisser Galoschen sich in vergangene Jahrhunderte zurückversetzt. Ähnlich geht mir's in meinen groben Bergschuhen: ich wandle am lichten Tage im zehnten Jahrhundert v. Chr. hier umher, und nichts, rein garnichts vermag diese vollkommene Täuschung zu stören, denn mich selbst in meiner unhomerischen Tracht kann ich ja zum Glück nicht sehen.

„Thi thélis?" (Was willst du?) redet mich der Ziegenhirt an, ohne meine Frage zu erwarten.

„Ton drómon tu Kórakos"*) (Den Weg zum Koraxfelsen) ist meine ebenso kurze Antwort.

Bis dahin hätte es zwischen dem eben gelandeten Odysseus, der seinen Freund Eumäos besuchen wollte, und einem Unterhirten des Schurken Melanthios nicht viel anders hergehen können. Ich lache immer in meinen Bart hinein, denke ich an die deutschen Schulmeister, die das Griechische für eine tote und nur darum so vornehme Sprache halten.

*) Der Junge lachte laut auf: ich hatte, ohne es zu wollen, einen griechischen Witz auf meine Kosten gemacht: die obigen Worte bedeuten nämlich auch: „Den Weg zum Teufel."

Es ist garnicht leicht dem Bürschlein zu folgen, wie es den Berghang hinauf springt, an einzelnen Ölbäumen vorbei, über frisch aufgehackte und gehäufelte Weinfelder, durch hohes, fast betäubend duftendes Salbeigesträuch. „Ist es noch weit?“ — „Tipote (nichts).“

Es ist derselbe böse Weg, den Odysseus gleich nach seiner Landung gestiegen (Gesang XIV, Anfang):

„Aber Odysseus ging den rauhen Weg von dem Hafen
Über die waldbewachsenen Gebirge hin, wo Athene
Ihm den trefflichen Hirten bezeichnete, welcher am treusten
Haus hielt unter den Knechten. — —
Sitzend fand er ihn jetzt an der Schwelle des Hauses, im Hofe,
Welcher hoch auf weit umschauendem Hügel gebaut war,
Rings umgehbar und groß.“

Diese Verse lese ich, während mein Ziegenjunge mit dem wolfzahnigen Schäferspitz spielt, am Arethusaquell, der aus dem Koraxfelsen leise tröpfelnd entspringt! Den Namen „Korax“ (Rabenfels) hat mein flinker Führer ohne weiteres Besinnen gewußt; von „Arethusa“ aber weiß er nichts. Da ich ihm nun den Quell im Felsen zeige und sage: „Dies ist die Arethusa,“ hebt er zur stärksten griechischen Verneinung den feinen Kopf mit hochgezogenen Brauen und sagt: „Ochi, Kirie, afto ine to Melánidro!“ — Nein, Herr, das ist das Melánidro — („Schwarzwasser“).

Ich verstehe dieses altertümliche Griechisch des Ziegenjungen erst, wie ich im XIII. Gesang der Odyssee (Vers 408 ff.) auf die Stelle treffe:

„Sitzend findest du ihn bei der Schweine weidender Herde,
Nahe beim Korax-Felsen, am arethusischen Borne.
Allda mästen sie sich mit lieblichen Eicheln und trinken
Schwarzes Wasser*), wovon das Fett den Schweinen entblühet.“ —

*) Im Urtext καὶ μέλαν ὕδωρ πίνουσαι. — Voß setzt: „Schattiges Wasser“.

Kein einziger Punkt der Insel paßt wie dieser auf die Beschreibung bei Homer. Es giebt überhaupt nirgends sonstwo hoch am nackten Felsen einen Quell, und nun gar einen Quell im Felsen, gesammelt in trogähnlicher Mulde, von außen für saufende Schweine zugänglich, wie ja auch heute die Ziegen daraus saufen. Ich beuge mich über den Eingang der Wasserhöhle: das Wasser scheint schwarz wie Tinte, und ich schöpfe beide Hände voll, um mich zu überzeugen, daß es kristallklares Trinkwasser ist.

„Warum nennt ihr diesen Quell Melánidro?" — Das weiß er nicht; er versteht diese altgriechischen Worte nicht; aber er kennt sie doch, fast unverändert wie sie sich durch drei Jahrtausende von Mund zu Mund weiter gesprochen haben. Daß ein Namen wie „Rabenfelsen" nicht etwa durch die Schule dem Volk auf Ithaka entgegengebracht wurde, ist klar; der erhält sich, wenn er ursprünglich gut gewählt war, ganz von selber, von Geschlecht zu Geschlecht.

Ja, Homer muß diese selbe Stelle gesehen haben, wo ich jetzt sitze, — wenn es einen Homer gegeben. An diesem schwarzumschatteten Quell, um den sich reichlicher Raum für Schweinekofen und sonstige Wirtschaftsgebäude ausbreitet, ist dem Dichter der Odyssee — und ich glaube an einen Dichter — die Schilderung des Stilllebens beim Eumaeos aufgegangen. Homer ist sonst durchaus kein sehr liebevoller Beschreiber von Örtlichkeiten. Hier jedoch hat er eine Fülle von Ortsangaben gemacht, wie man sie ohne eigene Anschauung so treffend nun und nimmer erzielt. —

„Was ist das droben auf dem Adlerberg für ein altes Gemäuer?"

„O Herr, du weißt es ja: ‚To Kastron tu Odisseos'" (Die Burg des Odysseus).

„Weißt du, wer das war, der Odysseus?"

Er lacht mit hellschimmernden Zähnen; keine Ahnung hat er vom Odysseus! Er hat ja nie die demotische Schule drunten in Wathy besucht, wo sie als Lesebuch eine Prosabearbeitung der Odyssee benützen.

In irgend einer Reisebeschreibung habe ich einmal gelesen, die Kinder auf Ithaka trügen fast nur odysseische Namen. Woher der Brave seine Kenntnisse hatte, weiß ich nicht; gewiß nicht aus dem Munde der Kinder selbst. Daß mein Ziegenjunge Lukás heißt, statt Telemachos, nur als ein Beispiel. Ich habe aber überhaupt so ziemlich alle Schulbuben und Mädel, denen ich in Wathy begegnete, nach ihren Namen gefragt und habe zwar Dutzende von Jorjis, Dimitris, Jannis, Panagiotis, Marias, Chariklias, auch eine Iphigenia und einen Aristides angetroffen; aber nicht einen einzigen Telemachos, nicht eine einzige Penelope! Es soll indessen einige ganz junge Sprößlinge mit homerischen Namen auf Ithaka geben: der Einfluß der Schule macht sich eben allmählich auch hier in der Richtung zur Altertümelei geltend.

Die älteren Leute auf Ithaka, soweit sie nicht höhere Schulbildung genossen haben, wissen von Homer und der Odyssee nicht das Geringste mehr, als mein Freund Lukas am Koraxfelsen. Wie sollten sie auch? Sie haben niemals die Odyssee gelesen und nur vom Hörensagen, aus Schulmeisters Munde oder aus einer Unterredung mit Reisenden, wie Schliemann und Warsberg, haben sie eine unverbürgte Kunde, daß auf dieser ihrer eignen kleinen Insel eine sehr hübsche Geschichte spielt von einem alten „Pallikaren“ Namens Odysseus, welche ein großer althellenischer Dichter geschrieben haben soll. Einer der ersten Kaufleute von Wathy, ein sonst nicht ungebildeter Mann und eine Blüte feiner, weltmännischer Lebensart, kannte nur den Namen „Odysseus“, wohl vom Kastron tu Odisseos her; aber weder „Penelope“ noch „Telemachos“ hatte er je gehört. Ich fiel

beinahe in Ohnmacht über solche Unwissenheit, auf Ithaka; er jedoch blieb sehr gelassen und meinte: „Das sind ja ganz alte Geschichten und nicht einmal wahr. Und der Mann, der sie geschrieben, ist stockblind gewesen, — was hat also der von Ithaka gewußt, he?!“

Nach der ersten Stunde, die man auf Ithaka zugebracht, überkommt einen das wohlige und doch wehe Gefühl: ach, könntest du bleiben! Wie ein Stück Geistesheimat anmutet es einen jeden ja durch den bloßen Namen, und das Meer, das sanften Schlages an den umfriedeten Strand wallt, atmet eine so selige Ruhe uns zu, als möchte man sich aus der Gegenwart hinausträumen. Wenn auf irgend einen griechischen Fleck Erde das Kosewort „gemütlich“ anzuwenden, dann auf Ithaka. Das ganze Städtchen Wathy ist wie eine Familie; Geheimnisse giebt es keine. Von zwei „Staats“-Depeschen, mit denen ich dort heimgesucht wurde, wußten meine ithakesischen Gastfreunde früher als ich. Aber das in allen Ehren, in der reizendsten Gemütlichkeit: gehört denn nicht zur Familie, wer nach Ithaka kommt? Weiß nicht jeder unsern Namen und Stand, unser Vaterland, Alter, Reiseziel, unsere Vermögensverhältnisse, die Zahl unserer Kinder, u. s. w., u. s. w., soweit wir für nützlich gefunden, das alles zu verraten? Gefragt danach worden sind wir gewiß mehr als einmal, denn dicht neben der unbegrenzten Gastfreundschaft der Ithakesier steht ihre kindliche Neugier, die allergriechischste Eigenschaft.

Wathy ist eines der saubersten, schmucksten griechischen Hafenstädtchen. Keine zerfallenden Häuser, wie zum Teil in Korfu; kein buckliges Pflaster, wie sonst fast überall. Bescheidene Wohlhabenheit und Zufriedenheit glänzen von den Schwellen und den heiteren Gesichtern: eine wahre Insel der Glückseligen. Sie gilt auch bei kundigen Griechen für eines der gesegnetsten Stückchen Erde, und ihre Einwohner gelten für die begütertsten des König-

reichs. Gottlob giebt es in Griechenland überhaupt noch kein Proletariat: man sieht auch hieraus, wie erschreckend weit zurück hinter dem zivilisirten Europa Neuhellas geblieben ist! Griechenland hat noch keinen Stand besitzloser Arbeiter, denn es hat so gut wie keine Fabriken mit Maschinenbetrieb. Ithaka vollends kennt nicht nur kein Proletariat, sondern es weiß nicht, was Armut ist; es hat nicht die Sorge um den kommenden Tag. Die 2500 — 3000 Familien, denen das Inselchen gehört, haben Speise und Trank in dem durch ihre Arbeit und des Himmels Milde sich immer erneuernden Selbstbesitz. Niemand ist so unbegütert, daß er nicht ein Weinfeld eignete, groß genug, um seinen Jahresbedarf hervorzubringen, und sogar reiche Leute habe ich mit Hacke und Rebmesser fleißig bei der Arbeit im eignen Weinberg gefunden. Da jeder ein Besitzer ist, fehlt es an sich verdingenden Lohnarbeitern. Nichts hat meinen ithakesischen Freunden so viel Spaß gemacht, als da ich sie, der Wahrheit gemäß, ein Volk von lauter kleinen Königen nannte.

Auch einen Ölbaum besitzt der Wenigstbegüterte, um Oliven und Öl für sich und die Seinen zur Genüge davon zu gewinnen. Wem es an Weizenland auf dem knappen, steinigen Felsboden gebricht, um sein eigen Brot darauf zu bauen, der fährt hinaus aufs Meer und fängt so viel Fische für die Tafel der Reichen, daß er sich sein Brot dafür einkaufen kann.

Die heranwachsende männliche Jugend, welcher die Weinfelder mangeln zur Begründung eines Hausstandes, werden darum noch lange nicht Tagelöhner und Proletarier. Sie haben einen unbesiegbaren Wandertrieb, dabei aber die treueste Anhänglichkeit an die Heimat. Die jungen Männer ziehen im Frühling hinaus in alle Welt und dienen als Schiffer, Lastträger, Speicherhüter in allen Häfen Griechenlands, des Schwarzen Meeres, an der kleinasiatischen Küste, in Konstantinopel, Alexandria und in den Hafenstädten Rumäniens. Im Sommer sind sie auf und

davon, gegen den Herbst kehren sie mit einem hübschen Stück Baargeld heim. Haben sie das ein paar Jahre so getrieben, dann kaufen sie sich ein Stück fertigen Weinlands oder einen sonnigen Streifen der bröcklichen Felswand über der Stadt und werden seßhafte, beweibte Weinbauern.

Der Wein von Ithaka ist die goldhaltige Quelle der Insel; eine gute Hälfte der Bevölkerung lebt vom Ertrage ihres Weinüberflusses. In Griechenland gilt der ithakesische für den besten aller griechischen Rotweine. Nach meinem schlichten, laienhaften Weinverstande kann ich in dieses Urteil nur begeistert einstimmen. Er ist blumig, voll, „rund“ und von einem milden Feuer durchglüht, wie bester alter Burgunder. Sein Duft erreicht an Stärke guten Rheinwein, ist aber ganz anderer Art. Herbigkeit und Süße durchdringen einander im ithakesischen Wein zu einer idealen Mischung. Es ist, als habe er alle besten Eigenschaften der berühmtesten Weine in sich; die Zunge erinnert sich beim langsamen Schlürfen an Rheinwein mit seinem starken Erdgeruch — „Bodengefährt“ nennt's der Süddeutsche —, an Tokaier mit seinem Weizengeschmack und an Franzwein mit seiner Geistigkeit. Über alledem schwebt noch ein gewisses Etwas, das sich nicht malen, sondern nur schmecken läßt.

Man geht jetzt in Wathy mit dem gescheuten Gedanken um, die direkte Ausfuhr des überschüssigen Weins, der bisher in Griechenland zu Spottpreisen verschleudert wird, nach Deutschland und von dort weiter ins Werk zu setzen. Bis dahin, daß die deutsche Weinpantscherei auch diesen Göttertrank „verbessert“ haben wird, könnte der rote Ithakesier zu einem richtigen deutschen Schulmeisterwein werden. In Wathy zahlt man jetzt für einen Liter vom Allerbesten 25 Lepta (16—17 Pfennig). Die Franzosen, die Hauptweinfälscher der Welt, kaufen ihn schon in großen Mengen: aus einem Liter Ithaka-Weins brauen sie ihrer drei „Chateau Larose“ und lassen sich von uns Deutschen dafür je 4—5 Franken bezahlen.

Die Insel bringt unendlich mehr Wein hervor, als ihre 12000 mäßigen Bewohner austrinken können, und immer noch wird Stück auf Stück des steinigen Felshanges in Weinland verwandelt. In den letzten zehn Jahren sind in dieser Beziehung so gewaltige Veränderungen vorgegangen, daß Homers Beschreibung kaum mehr auf den heutigen Charakter der Insel paßt. Mit Pulver und Dynamit wird das obenliegende Geschiebe losgesprengt, bis die eisengelbrote Scholle zutage tritt, und dann wird der Rebstock hineingepflanzt, um schon im nächsten Jahre reichlich zu tragen. Die Reben werden kurz gehalten, die reifenden Trauben möglichst nahe dem sonndurchglühten Boden, um sie zugleich von oben und unten gar zu kochen. — Die Weinfelder auf Ithaka ziehen sich schon hoch hinauf bis fast unter die Gipfel der beiden Gebirgstöcke, aus denen die Doppelinsel besteht, und mehr und mehr gewinnt auch Ithaka das Ansehen eines prangenden Gartens, wie es die jonischen Schwestern längst bieten. Da ist es kein Wunder, daß die Zahl der ithakesischen Millionäre kaum mehr an den Fingern der einen Hand zu zählen sein soll.

Für den Fremden giebt es vorzügliches Unterkommen in dem Gasthaus „Párnassos“. Es ist kein sogenanntes Bakáliko oder Chani, d. h. keine Dorfherberge mit einem elenden, ungedielten Zimmer im Obergeschoß und einer grunzenden Schweineherde darunter. Man findet im „Párnassos“ sauber getünchte Wände — Tapeten sind in ganz Griechenlaud, auch in Athen, wegen gewisser kriechender Scheusale verpönt, — ein sauberes Bett, saubere Dielen, einfachen, aber anständigen Hausrat, darunter einen kernfesten Tisch, den festesten, den ich in einem kleinen griechischen Wirtshaus je gesehen. Auf dem Waschtisch, einem wirklichen Waschtisch, — sonst eine Seltenheit — sind Dinge zu finden, die ich in vielen europäischen „Grandhôtels“ vermißt habe. Wer auf beschwerlicher Reise für seines Leibes Erquickung ein brauchbares Handtuch wünscht, der wird im ithakesischen „Párnassos“

seine Freude haben: ein menschenwürdiges Badehandtuch nach englischer Art, derbe Hausweberei, reichlich und flockig, nicht eines der langen schmalen Taschentüchlein, die man als „Handtuch“ der staubbeladenen reisenden Menschheit im zivilisirteren Europa hinzuhängen wagt.

Mark Twain, die Witzgeißel des europäischen Hôtellebens, spottet mehr als einmal über die Waschtische, auf denen nicht einmal Seife liege. Er ist eben nicht in Griechenland gewesen. Auch mit einer Kleiderbürste braucht man sich hierzulande nicht zu beschweren: in jedem Xenodochion ist eine saubere, große Bürste zu finden. Viele griechische Gastwirte treiben diese Rücksicht auf den Fremdling so weit, daß sie ihm gar einen guten Kamm und eine den Umständen nach reinliche Haarbürste hinlegen, und ich bin überzeugt, die meisten Griechen machen von dieser doch etwas bedenklichen Aufmerksamkeit sorglosen Gebrauch.

Immerhin versöhnen solche kleine Freundlichkeiten griechischen Herberglebens mit vielen Mängeln. Wie ich gar bei meiner Heimkehr vom Koraxfelsen auf dem Eß- und zugleich Schreibtisch einen herrlichen bunten Wasserkrug sehe, gute heimische Steingutarbeit, gefüllt mit einem weit überhängenden Strauß duftender Bergblumen, da komme ich mir unendlich viel „gemütlicher“ vor, als in einem mit allerhand Sesseln, auf deren keinem man je sitzt, und allerhand unbequemen Sofas, auf denen man nie liegt, verstellten Salon in einem der schablonenhaften Grandhôtels Europas.

Der Wirt des „Párnassos“ fühlt sich dem Gast gegenüber nicht bloß wie der Zimmervermieter und Ernährer, sondern wie der Pflegevater und verantwortliche Vormund des schutzlosen Fremdlings. Man muß es dem braven alten Knaben ganz deutlich sagen — er versteht auch ein bischen Italienisch —, daß man sich auf die gefährliche Straße der Männer auch einmal allein hinauswagen, einen Besuch bei guten Freunden oder in dem Leseklub von Wathy (der „Leschi“) machen will. Sonst folgt er wie ein ge-

treuer Pudel, damit einem um Gotteswillen kein Leid geschehe. Wie dies übrigens auf Ithaka ohne unausweichliche höhere Gewalt oder schweres Selbstverschulden möglich wäre, sehe ich nicht ein.—

Wie ich nach leider nur zweitägigem Verweilen meinen Weg zu Fuß wieder zurücklenkte nach der Westseite der Insel, von wo man im Segelboote nach Sami überfährt, begegnete ich der Hoffnung Ithakas: der ganzen Schule, Buben und Mädchen, die einander an den Händen haltend dahersprangen. Mich kannten sie schon und rissen nicht aus, wie am ersten Tage einmal. Sie trugen ihre zerlesenen und zerrissenen Schulbücher in die Nastüchlein eingewickelt und holten sie auf mein Begehr willig hervor. Die Prosabearbeitung der Odyssee war's, und auf offener Gasse hub ich ein kleines Examen an. Hei, wie das junge Volk Bescheid wußte mit dem Familienstande und Hausgesinde des Odysseus, wie auch mit der Fabel der Odyssee. Natürlich glaubten sie alle fest an die Wahrhaftigkeit der Geschichte, just wie an die der gleichzeitig gelernten „biblischen Geschichten“, — und ich war gewiß der letzte, ihnen den schönen Glauben zu stören. Warum sollten sie denn nicht dran glauben? Lebten sie nicht auf Ithaka? Sahen sie nicht das blaue Meer, dasselbe über welches Odysseus vom Phäakenlande heimgeschifft? Ragten nicht droben die Trümmer der „Odysseus-Burg“, und dunkelte nicht der Rabenfelsen hoch über den Weinbergen? — Noch ein Menschenalter ithakasischen Schulunterrichts, und den Philologen, die alsdann nach Ithaka reisen und Zweifel an der historischen Echtheit der Odyssee aussprechen sollten, wird es seitens der Einwohner ergehen, wie den Zweiflern an der Echtheit der Tellsage unter schweizer Landvolk am Vierwaldstätter See.

Dazu wird noch die Homer-Herme kommen, zu der ich meine Freunde in Wathy aufgestachelt habe. Ihre Errichtung ruht in Millionärhänden.

Fünftes Kapitel.

Übers Meer nach Elis.

Leider besitze ich keine Gasthausrechnung vom „Párnassos“, denn auf meine Frage nach der Schuldigkeit hat der ithakesische Wirt erwidert: „Oti agapate“ (nach Belieben) und war durchaus nicht zu bewegen, den Wert seiner Leistungen während der zweitägigen Beherbergung selber zu bestimmen. Für die ihm überreichte Zehndrachmen-Note bedankte er sich mit einem Eifer, der mir zeigte, ich hatte ungefähr das Richtige getroffen. — Ich habe später noch oft das „Oti agapate“ hören müssen, und meist war man mit *meiner* Schätzung zufrieden.

Aléxandros Wlassópulos, mein Bootsjunge von Ithaka, hat mich wieder nach Sami, also nach Kefallinia, zurückgefahren. — Er hat denselben Weg vor, wie ich: zu Fuß nach Argostolion, ich, um von dort nach Zante zu fahren; er, um wegen eines Erbschaftstreites vor dem Protodikion (erstinstanzlichem Gericht) morgen zu erscheinen. Tiefbetrübt blickt er auf den Fährlohn, den ich ihm genau nach Abrede bei der Landung in Sami gereicht. „Bist du unzufrieden, Aléxandre?“ — „Nein, Aféndi Telémache*); es thut mir gar zu leid, daß ich das alles meinem

*) „Afendi“ — woraus das türkische „Effendi“ entstanden — ist ein *griechisches* Wort, gebildet aus afthendis (αὐθέντης), eigentlich „Selbstherrscher“, dann abgeschwächt: „Herr“. Vom niederen Volk wird es häufiger als „Kirie“ gesagt.

„Telémache“ ist mein Spitzname, weil ich auch Aléxandros gefragt, ob er Bekannte auf Ithaka hätte, die Telémachos hießen!

Advokaten in den Rachen werfen muß.“ — „Nun, du trägst mir mein Tornisterchen und kriegst dafür in Argostolion noch eine Handvoll Extra-Dekaren.“

So wandre ich denn mit meinem ithakesischen Freunde unter unaufhörlichem Geplauder dieselbe Straße bergauf, die ich vor zwei Tagen in sausendem Galopp hinabgefahren.

Der Aléxandros steckt unter dem schiefgesetzten Fez ganz voll von Schnurren und Schelmereien. Daß er mich nicht anders als „Telémache“ benamst, ist noch die kleinste. Er erzählt mir aber auch allerlei Stadtklatsch aus Wathy und ist namentlich voll des Entzückens über — die „Operngesellschaft“, so da im vergangenen Winter Ithaka heimgesucht.

„Eine Operngesellschaft? Du bist toll, Aléxandre! Wie käme die nach Wathy?“

„Eine wirkliche und wahrhaftige Operngesellschaft, Telémache; ich habe sie ja selber singen gehört. Soll ich mal eins ihrer „Tragudia“ (Lieder) singen?“ Und nun beginnt er, der kein Wort Italienisch kann, aus irgend einem Liede oder einer Arie zu singen:

„e la Rosina muore d'amore — —“

weiter weiß er's aber nicht.

Die Operngesellschaft entpuppt sich bei näherem Forschen, wobei mich dieser Nachkomme eines der Untertanen des viellistigen Königs bestens zum Narren hält, als eine jener entsetzlichen Banden singender und klimpernder Böhminnen aus der Gegend von Pardubitz und Leitmeritz, die den Peloponnes und die Jonischen Inseln unsicher machen. Ganze zwei jener fahrenden Sängerinnen der levantinischen Länder waren auch nach Ithaka verschlagen worden, und Aléxandros schwärmt mir von ihrer Schönheit und ihren herrlichen Stimmen vor, — ganz wie ein Primaner von der großen Heldin an einem norddeutschen Meerschweinchen-Theater.

Mein Begleiter hat in Sami zur Wegezehrung ein großes rundes Brot gekauft und trägt's nun unterm Arm. Bis zum Bakáliko jenseits des Schwarzenberg-Passes ist es wohl drei Stunden weit, und wir haben beide Hunger: es sind vier Stunden, seit wir von Wathy aufgebrochen. Von rechts her rieselt ein klares Bächlein hernieder, das zwischen zwei am Abhang stehenden Feigenbäumen zu entspringen scheint: „Hier wollen wir rasten, Aléxandre, und essen; da sieh die schöne Quelle!“

Aléxandros bekreuzt sich dreimal und erwidert: „Hier nicht, Aféndi, weiter unten am Mühlbach.“

„Aber ich habe Hunger und Durst.“

„Ich auch, aber hier“ — und er spricht ganz leise — „hier oben wohnen die Neráïdes.“

„Die Neráïdes? Wer sind die?“ — Ich ahne irgend einen Aberglauben.“

„Du kennst die Neráïdes nicht?! Habt ihr denn bei euch keine?“

„Ich denke, nein.“

„Erst komm ein Stückchen weiter, daß sie uns nicht hören. — So, jetzt will ich's dir sagen. Da oben an den Feigenbäumen ist ein tiefes Loch, drin hausen die Neráïdes, die Kaläs Kirades (schöne Herrinnen), eine ganze Menge.“

„Was thun sie denn?“

„Allerlei. Sie hüten goldene Schätze, machen Musik und tanzen dazu.“

„Hast du sie auch schon tanzen gesehen, Aléxandre?“

„Ich nicht, aber mein Vater. Es ist ihm übel bekommen: geht er einmal, grade so wie wir beide, von Sami nach Argostoli, um die Mittagstunde, ganz allein; er wird müde und durstig und legt sich unter die Feigenbäume. Auf eins kriegt er einen kalten Schlag übers Gesicht und in den Rücken, daß er nicht aufstehen kann. Der Müller hat ihn am Abend gefunden und

nach Sami gebracht. Kein Wort mehr hat er gesprochen, als: „Neráïdes!“ und auf seinen Rücken mit dem Kopf gezeigt; die Arme konnte er nicht rühren. Die Woche drauf war er todt. Das sind die Neráïdes.“ Und wieder bekreuzt er sich dreimal.

Für ein paar Minuten ist das achtzehnjährige Gemüt ernst geworden; aber wie er am Mühlbach von seinem weißen Rundbrot zierliche Scheiben schneidet, lacht er wieder, und schon während er kaut, fängt er zu singen an:

„Wach' auf, des Eros Töchterlein, Geschwisterkind des Charos,
Deß Mutter eine Neraïd; du marterst mich zu Tode.“

„Ziehst du dich an und putzest dich mit Sonntagsfeierstaate,
So bist du fast so schön zu sehn wie eine Neraïde.“

Er will sich bei den Neraïdes, die an hübsche Burschen auch Gunst und Glück verschenken, in guten Geruch bringen.

Die Neraïdes sind natürlich die Nereiden. Das junghellenische Volk hat sogar die altertümlichste dorische Wortform aus dem Heidentum herübergerettet. Das heutige Wort für Wasser: neró, ist zweifellos — die Nereiden beweisen es — eines der ältesten Wörter griechischer Sprache.

Da klingelt's hinter uns die Straße herauf: die Post aus Ithaka und Sami. Ein Maultier, fast so hoch wie eins der niedrigen griechischen Bergpferde, und drauf der königlich hellenische Landbriefträger, ein Junge in des Aléxandros Jahren, barfuß, barhaupt, nur mit einem weißgewesenen Hemd und einer heilgewesenen Hose bekleidet. Der ist kein Ithakasier, das merkt man schon an diesem armseligen Aufzug, — sondern ein Kefallinier, und heißt Dimitrios Rassiás, wie er mit einem schönen Schnörkel sich in mein Taschenbuch eingeschrieben. Zwei leichte Briefsäckchen baumeln rechts und links von den Handhaben des hölzernen Samari (Sattels); er selber sitzt seitlings nach Frauenart auf einer buntwollenen Schabracke.

Vorbeireiten, ohne mit dem seltsamen Lordos einen kleinen Schwatz gepflogen zu haben? Unmöglich. So steigt denn der Dimitrios ab und gesellt sich zu uns. Wir sind den ganzen Weg nach Argostoli zusammen gewandert, und nicht eine Viertelstunde habe ich mich gelangweilt.

Da ist zuerst das Ausfragen des fremden Gastes. Die Hauptfragen lasse ich durch Aléxandros beantworten, der mich ja schon seit zwei Tagen kennt. Dann aber geht's in die Einzelheiten: ob Deutschland auch eine Maultierpost habe? — ob bei uns Öl- und Feigenbäume gedeihen? — ob wir sehr viel Geld haben? — wie viele Soldaten? — ob auch einen König, und was für einen? — es endet nimmer. Bis zu diesem Postboten ist selbst Bismarcks Ruhm noch nicht gedrungen, und auch vom letzten Franzosenkrieg hat er nur entfernte Ahnungen. Aber dumm? durchaus nicht! Er ist viel schlauer als mein naiver Aléxandros, der überhaupt von den Kefalliniern nicht viel wissen will: der urteilt nach dem einen argostolischen Advokaten, der ihm sein Geld abnimmt, mit derselben vorschnellen Verallgemeinerung, wie wenn er — ein Reisewerk über Griechenland schriebe.

Singen können beide alle Lieder, deren Anfänge ich im Kopf habe, — Kleftenlieder, Liebeslieder, lustige und traurige. Sie sind auch garnicht sonderlich erstaunt, daß ich mit dem Zeug Bescheid weiß: wer sollte denn solche weltbekannten, hochberühmten Tragudia nicht kenne?

„Kennt ihr auch Lieder vom Charos?"*)

„Gewiß, zwanzig und dreißig," erwiderte Dimitrios; „aber die darf man nicht auf der Landstraße singen, sonst kommt Er und packt uns."

„Uns junge Männer?"

---

*) Charos (der altgriechische Charon) ist der neugriechische Todesgott und Hüter der „Tartara" (Tartarus) der Erde, also der Unterwelt.

„Das ist dem Charos doch ganz gleich, Herr.“

Und dennoch habe ich auch Charos-Lieder damals zu hören bekommen. Das ging so zu. — Schon als wir von Sami losmarschirten, Alexandros und ich, hatte es auf dem Schwarzenberg sich finster zusammengeballt. Wir hatten deß aber kein Arg, weil über uns und hinter uns durchsichtig blauer Himmel glänzte. Eine Stunde oberhalb der Mühle ging's los, fast im Handumdrehen: eine wirbelnde Staubwolke von der Bergstraße uns entgegen, dann ein Blitz in den Abgrund zur Rechten, ein Donnerschlag, daß das Maultier stockstill stand und erst weiterging, als Aléxandros es am Zügel, d. h. am Strick zerrte, — und dann ein Regen! Prasselnd, schneidend, eiskalt. Gegen solche Flut schützt kein Regenmantel, besonders wenn er — wohlverwahrt in der bunten Futtertasche am Mulari (Maultier) baumelt.

„'s to spiläo!“ (Zur Höhle) schreit Dimitrios, der diesen Weg seit 2 Jahren jeden Tag macht und alle Schlupfwinkel im Gebirge kennt. Aléxandros, der brave Junge, zieht seine Jacke aus und wirft sie mir übern Kopf; dann geht's links vom Wege ab, den steilen Berghang hinauf, wohl zweihundert Fuß über der Straße. — Es ist keine Höhle, sondern ein überhängender Schieferblock bietet ein natürliches Dach, und zwei Wände eines elenden Unterschlupfs, links und rechts, werden durch dichtverwachsenes Oleandergestrüpp gebildet, um deren Wurzelwerk ein Rinnsal, jetzt hochgefüllt, läuft. Der Blick auf die Straße ist offen. Weiß der Himmel, welchem Räuber einst diese natürliche „Höhle“ Obdach und Ausfallpforte geboten.

Sowie wir im Trocken sitzen, geht das Gesinge los, diesmal mit Anpassung an die begleitenden Umstände. Zuerst das Liedchen von der „Pirpiruna“, dem

Regenmädchen.*)

Regenmädchen geht umher,
Flehet den Allmächt'gen sehr:
Gott, send' Regen dem Gefild,
Einen Regen sanft und mild,
Daß aufblühen nach dem Regen
Und die Welt erfreun mit Segen
Korn und Baumwoll, und ersprießen
Tauige Gräser auf den Wiesen. —
Wasser werd' zu Seen fast,
Daß zum Haufen der Ertrag,
Jede Aehre Scheffel faßt,
Jeder Weinstock eine Last!"

Des Regenmädchens Segenspruch wird erfüllt: es regnet, regnet, regnet. In Griechenland braucht man sich indes darüber nicht zu grämen, wenn man nur während des Regens trocken sitzt: eben noch gießt es wie nur je in Norddeutschland an einem Novembertage, und nach einer Stunde ist der weite Himmel wieder eine wolkenlose, blaßblaue Kuppel.

Der Postbote Dimitrios ist der geschickteste von uns dreien im Zigarrettendrehen, Aléxandros der beste Sänger, ich der aufmerksamste Zuhörer. So sind die Rollen gut verteilt, und Aléxandros hebt an; diesmal aber nicht mit seiner hellen, schrillen Stimme, sondern mit vornüber gebeugtem Kopf singt er dumpf und leise, wie in die Erde hinein, — das berühmteste aller Charos-Lieder, jenes schauerliche Lied vom Umritt des Todes, welches Göthe vor 60 Jahren so begeistert gepriesen —:

*) Ich gebe die Verdeutschung nach Sanders („Volksleben der Neugriechen"), obwohl meine zwei Jonier einige kleine Varianten anbrachten. — Kind erklärt das „Regenmädchen"-Lied so: „Bei anhaltender Dürre wählen die Kinder in den Dörfern unter sich eines, am liebsten ein Waisenkind. — Dieses Kind wird mit Kräutern und Blumen des Feldes vom Kopfe bis zu den Füßen geschmückt und verhüllt, nachdem es vorher entkleidet worden ist." Es macht alsdann einen Bittumgang mit obigem Liede.

„Was sind die Berge doch so schwarz und stehn in Trauerkleidern?
Ist's, weil ein Sturmwind sie bekämpft? weil sie zerschlägt ein Regen?
Nein, es bekämpft kein Sturmwind sie, zerschlägt sie auch kein Regen:
Der Charos zieht darüber hin mit einer Schar von Toten.
Er treibt die Jungen vor sich her und hinterdrein die Greise,
Und an den Sattel angereiht hat er die zarten Kinder.
Es bitten ihn die Greise wohl, es flehen wohl die Jungen:
‚O lieber Charos, halt' am Dorf, halt' an der kühlen Quelle,
Auf daß die Greise trinken gehn, die Jungen Diskos werfen,
Und laß die kleinen Kindelein sich schöne Blumen pflücken.' —
‚Ich halte nicht am Dorfe an, nicht an der kühlen Quelle,
Die Mütter, die nach Wasser gehn, erkennten sonst die Kinder,
Und Mann und Weib erkennten sich und wären nicht zu trennen'."*)

Der Regensturm fegt an den Bergen dahin, daß man den Charos zu sehen und zu hören vermeint, und wie er vorübergebraust, flattern ihm helle Nebelgewänder nach. Dort unten aber, in der argostolischen Ebene, liegt schon wieder der leuchtende Frühling, und mit schnellen Schritten steigen wir zu ihm nieder.

An vielen zerfallenen Kapellen und Kapellchen vorüber windet sich die Straße; an keiner gehen meine Begleiter ohne andächtiges Bekreuzen vorbei. An ihrer Frömmigkeit erkenne ich oft erst, daß ein ganz zusammengesunkener Steinhaufen einst ein Bild und vielleicht ein Lämpchen davor geborgen. So lange noch *ein* Stein davon daliegt, wird die heilige Stätte gegrüßt werden: den Junghellenen wie den Alten haftet der Gott an dem ihm einmal geweihten Heiligtum.

Ja, fromm sind meine Jonier beide, nur mit einigem Unterschied. Aléxandros ist schon von der Aufklärung angefressen: er begnügt sich mit der Herzensfrömmigkeit und hält nichts von der Magenfrömmigkeit der Griechen; trotz der vorösterlichen Fastenzeit, der 50tägigen Hungerkur („Sarakosti") ißt er guten

*) Deutsch nach Wilhelm Müller, mit einigen Varianten. — Göthe hat das Lied aus Fauriels Chants populaires de la Grèce moderne gekannt.

Appetits von allem, was ich mir von dem Bakalis Niklas auftischen lasse, Eier, Salamiwurst, Käse, — lauter dem frommen Griechen um diese Zeit verbotene Genüsse. Die Ithakesier haben sich offenbar mehr von der sorglosen heidnischen Heiterkeit bewahrt, als die Kefallinier. Dimitrios, der Briefbote, kämpft einen schweren Kampf zwischen Herz und Magen; ich brauchte ihm wohl nur ernsthaft zuzureden, und der Magen siegte; unparteiisch wie ich zwischen beiden blieb, erlebte ich den Sieg des Herzens. Dimitrios trank den Wein und Kaffe, den ich ihm bot, aber gegessen hat er nichts als ein Stück Brot, auf das er aus einigen schwärzlichen Oliven ein bißchen Öl geträufelt hatte.

Ich lange in Argostoli gerade noch zur rechten Stunde für den nach Zante abgehenden Dampfer an. Ein fester Händedruck zum Abschied von meinen braven jonischen Jungen, die mir das Zeugnis ausstellten: „Issä kalós ánthropos!“ (Bist ein guter Kerl), — ein paar Ruderschläge zum Dampfer hin, und hinter mir liegt Ithaka, ein Traum, wie bevor ich es betreten.

Die „Iris“ von der Elleniki Atmoploïki Etäria (Hellenische Dampfergesellschaft, mit dem Sitz in Syra) kommt von Korfu und fährt nach Korinth, mit zahlreichen Passagieren für Athen. Auch zwei Österreicher sind an Bord, ein Bankier und ein Baron aus Wien, die sich einmal Athen ansehen wollen, weil sie mit den übrigen Hauptstädten Europas „fertig“ sind. Beide sind liebenswürdige, verständige Reisende, von denen ganz sicher nicht zu befürchten ist, daß sie ihre Erfahrungen in Athen zu einem gedruckten Urteil über ganz Hellas, „Land und Leute“, mißbrauchen werden. Besonders freut es mich, daß diese anspruchsvollen Lebemänner, die den Luxus der österreichischen Lloydschiffe genügend kennen, den griechischen Dampfern gerecht werden. „Nur das Essen ist halt ein bissel anders bei denen Griechen,“ meint der Baron, aber weiter geht er nicht.

„Was ist denn das für eine Insel?" fragt der Bankier. „Da ganz hinten dicht bei Cefallonia. Oder ist's ein Stück von dem Cefallonia?"

„Das ist Ithaka, Herr L." — Wir fahren eben in weitem Bogen in die Bucht von Zante ein und erblicken fern im Norden, wie einen dunkeln Nebel überm Meer, noch einmal das versinkende Eiland.

„Ach, Papa, Ithaka! wie interessant!" ruft Papa Bankiers eben von der Seekrankheit erstandenes Töchterlein. „Ich habe garnicht gewußt, daß es noch ein Ithaka giebt; das haben sie uns im „Winterberger Institut" nie gesagt."

„Ja, äußerst interessant, in der That," stimmt auch Herr L. ein, aber es ist klar, daß er nichts mit Ithaka anzufangen weiß; er hat nur nicht den Mut seiner entschuldbaren Unwissenheit. Das Gefühl, von dem interessanten Ithaka alles vergessen oder nie etwas gewußt zu haben, drückt ihn, und er versucht dem Gespräch eine andere Wendung zu geben: „In welchem Hôtel werden Sie in Athen absteigen, Herr von Engel?"

Aber Fräulein Töchterlein läßt nicht locker, die weiß alles noch ganz schulbankfrisch über Ithaka. „Leben denn da noch Menschen?"

„Ganz gewiß, und lauter Abkömmlinge von Odysseus und Eumäus u. s. w."

„Ach, Papa, warum sind wir nicht lieber nach Ithaka gefahren, statt nach Zante! Von Zante habe ich nie ein Wort in der Schule gehört, aber von Ithaka weiß ich die ganze Geschichte. Ich habe sogar mal einen Aufsatz machen müssen „über den Charakter des Odysseus an der Hand christlicher Weltanschauung." O, Papa, wenn wir zurückkommen, müssen wir nach Ithaka."

„Kind, dahin fährt ja gar kein Dampfer, und Bädeker sagt kein Wort darüber. Ist denn dort überhaupt ein Hôtel?"

Ich wünsche offen gestanden nicht, daß dieser Mann Ithaka besuche, so liebenswürdig er auch ist. Der „Párnassos" in all seinem Glanz wäre doch nichts für ihn, und mit leichtem Gewissen sage ich ihm, was er hören will: „Nein, ein richtiges Hôtel, so was Sie Hôtel nennen, giebt's auf Ithaka nicht."

„Siehst du, Fränzchen!" ruft Papa triumphirend. „Wenn man überhaupt nach dem interessanten Nest reisen könnte, wären wir ja gewiß auch hingegangen. Bädeker wird wohl gewußt haben, warum er nichts darüber sagt," — und nun vertieft er mich in ein Gespräch über die Vorzüge Bädekers vor sämtlichen anderen Reisebüchern. — Fränzchen hat längst das interessante Ithaka über den Fruchthändlern vergessen, die auf der Rhede von Zante den Dampfer erklettert haben, und ist mit dem Verspeisen der großen saftigen Mispeln beschäftigt. Ich verabschiede mich von der Gesellschaft und lande in Zante.

Zum erstenmal auf der Reise war ich während dieser Bootfahrt ans Land nahe daran, mich zu ärgern. Ein Hôtelagent hatte sich unbefugt in das von mir gemietete Boot gedrängt und belästigte mich mit einem Gemisch griechischer, italienischer, französischer Empfehlungen seines Hôtels, desselben, welches bei Bädeker schlecht wegkommt. Da er mir in den herrlichen Anblick auf die weißschimmernde Stadt mit ihren Weinbergen darüber immerfort hineinredete und mir gar keine Ruhe ließ, so riß mir die Geduld und ich griff nach meinem in manchem fremdsprachigen Lande als unwiderstehlich erprobten Schweigemittel: ich sagte dem Lästigen in gutem Kerndeutsch, er solle das Maul halten! Nichts kommt der Wirkung dieses Mittels gleich; selbst die hartnäckigsten Fremdenführer in Italien knicken dabei zusammen. Der Zantiote spannte vor Verlegenheit den großen baumwollenen Regenschirm auf, um sich darunter zu verkriechen.

„Eigentliche Sehenswürdigkeiten hat Zante kaum,“ sagt Bädeker wie mit Bedauern. Welch ein Glück! Da kann man sich einmal ruhig der Reise und des sonnigen Lebens freuen.

Ich wollte auf Zante einen Schlendertag zubringen und dann nach dem Peloponnes hinüber. Meinen Dampferfahrplan habe ich absichtlich in Ithaka liegen lassen: ich wollte mich nicht an diese Hetzpeitsche für den Reisenden kehren, die einem allen Gegenwartgenuß durch den Gedanken an die Stunde der Abfahrt vertreibt. Drüben, mit bloßem Auge sichtbar, liegt ja das Festland von Hellas, und um dahin zu kommen, ist am Ende jedes Fahrzeug recht.

Mit Besuchen, Schlendern in der Stadt und draußen in den Obstgärten und Weinbergen geht ein Tag auf Zante schnell hin. Mehr als auf irgend einer der Jonischen Inseln fällt mir hier die starke Mischung mit italienischem Blut auf; auch das griechische Volkskostüm zeigt sich hier seltener als auf Korfu und Kefallinia, vielleicht auch darum, weil in der Stadt Zante ziemlich viele Juden — sonst in Hellas äußerst dünn gesät — wohnen, die sich europäisch kleiden.

Ein zantiotischer Gastfreund, der Rechtsanwalt Somaritis, führt mich in seiner Vaterstadt umher, aber es gelingt auch ihm nicht, eine Sehenswürdigkeit zu entdecken. Er ist sehr vergnügt, daß ich nicht auf Sehenswürdigkeiten erpicht bin. — Doch, eine besitzt die Stadt Zante: ihren Klub, den sogenannten „Sillogos“ mit dem unvermeidlichen, reichausgestatteten Lesezimmer in der „Leschi“, einem nahezu prunkvollen Gebäude für die kleine Stadt, mit geschmackvoll verzierten Festsälen, einem anständigen Speisezimmer und sogar mit Parketfußboden im Tanzsaal.

„Wie schön, daß Sie so lange auf Zante bleiben werden. Das thun sonst die Fremden nicht,“ meinte Herr Somaritis.

„Ich möchte morgen nach Katákolo, lieber Herr.“

„Da geht aber kein Dampfer! Erst Donnerstag," — und heute ist Sonntag!

Vielleicht wäre es doch besser gewesen, ich hätte im Dampferfahrplan nachgeschaut, — vielleicht auch nicht! Jedenfalls habe ich noch mehrere Tage vor mir, ehe ich mich zu ärgern brauche. Ich bin in Griechenland, wo nichts so heiß gegessen wird, wie es auf den Tisch kommt, und wo sich immer ein Ausweg findet, wenn man nicht aus noch ein weiß.

Mein „Pech" war sogleich in ganz Zante bekannt geworden, und ich wußte, daß man gewiß keinen Privatdampfer, keinen Kauffahrteisegler nach Katakolo abfahren lassen würde, ohne mich rechtzeitig zu benachrichtigen. Der „Limenarchis" (Hafenmeister) war über meine Lage verständigt worden, und ich durfte mich darauf verlassen: wenn zwischen Sonntag und Donnerstag eine Schiffsplanke nach Katakolo hinüberschwämme, so würde ich darauf sitzen.

Ich hatte vom ersten Augenblick, wo ich mich auf Zante gefangen sah, meine Hoffnung auf eine Segelbarke gesetzt; denn meine Reisetage sind mir kärglich zugemessen, und vom Osten winken Olympia und Phigalia herüber. Ich hatte Sehnsucht nach dem „eigentlichen" Griechenland: dem Peloponnes; sonst wäre es auf Zante wohl auszuhalten gewesen.

Der Dampfer durchfährt die Meerenge zwischen Zante und Elis in 3—4 Stunden; warum sollte ich also nicht bei leidlichem Wetter an einem Tage hinübersegeln können? Und dann das Glück, im offenen, freien Boot übers blaue Meer zu fahren, nach der ewigen Dampferfahrerei, bei der ein wahrer Genuß der Schönheit des Meeres doch nicht möglich ist!

Freilich, das Wetter — in diesem Frühling unbeständig wie selten in Griechenland — war alles andere eher als leidlich. Es regnete zwar nicht, aber dafür rasete am späten Abend ein Ostwind vom Festland über die Insel und kündete nichts Gutes für

meine Meerfahrt. Der Sturm litt mich bald nicht auf der Straße; ja er störte mich sogar beim Schreibwerk im Zimmer, denn er schleuderte die wackligen grünen Fensterläden des „Phönix“-Hôtels Stoß auf Stoß bald gegen die Scheiben, bald gegen die weißgekalkte Mauer, und trat ich ans Fenster, so sah ich die paar Schiffe, die im Hafen vor Anker lagen, wahrhaft beängstigend auf und nieder schaukeln. Das Meer sah auch gar nicht mehr jonisch-blau aus, vielmehr grün mit weißen Schaumkränzen.

Bei der letzten Tasse Kaffe, die ich vor der Flucht von der Straße unten getrunken, hatte ich einen alten neben mir sitzenden Schiffer gefragt, ob man wohl heute mit einem Segelboot nach Katakolo fahren könnte. Er hatte mich sonderbar angesehen, mich offenbar für so verrückt gehalten, wie es ja die meisten „Lordi“ sind, und weiter nichts geantwortet, als daß er die grauen Augenbrauen emporzuckte und den Kopf energisch nach rückwärts bog.*) Seitdem hatte ich niemand mehr befragt. Wäre es möglich, hinüberzusegeln, — die Barke würde mir auch ohne mein Zuthun angeboten werden.

Einigermaßen trübselig saß ich am späten Abend unter dem Säulenvorbau eines Kaffehauses an der Platia und lauschte dem Glockengeläute von San Marko, der Kirche der römischen Katholiken. Als Fremden bezeichnete mich auf Schußweite mein Regenmantel. — „Engländer?“ fragt mich plötzlich ein alter Kerl in blauen Pluderhosen, gelbem Ledergurt und braunem Wollmantel, der hinter meinem Stuhl herum an den kleinen Marmortisch getreten ist. — „Nein.“ — „Was denn?“ — In Griechenland muß man solche Fragen beantworten, will man nicht für ungehobelt gelten. Auch Odysseus hat sie beantworten müssen, mehr als einmal. Man wartet in Griechenland nicht,

*) Auch diese Geberde für die starke Verneinung ist eine altgriechische: „ἀνανεύειν“ (hinaufwinken) steht bei den Alten für „verneinen“, „κατανεύειν“ (herabwinken) für „bejahen“.



bis der Fremde sich vorstellt, sondern rückt ihm mit den gerichtlichen Vorfragen gerade auf den Leib.

„Ein Deutscher.“ —

„Ah, ein großes Land das Deutschland, ein reiches Land, ein — —“

„Weißt du das genau, Bruder?“

„Gewiß! es hat ja die größte Armee und ist überhaupt die erste europäische Macht. Wenn es nur das arme kleine Griechenland jetzt nicht so böse — —“

„Willst du mich wohl mit der verruchten Politik in Ruhe lassen! Die hat mir noch gerade gefehlt bei dem Wetter!“

Der Alte, den ich anfangs für einen pensionirten Schmuggler oder schlimmeres gehalten, ist ein ehrlicher Barkenrheder und möchte gern mit mir ein Geschäft machen. Er hebt eine lange Litanei über das heurige „anomale“ Wetter an, wie es sehr gefährlich sei für die Schiffahrt, besonders zwischen Zante und Katakolo, dem großen Schlauch für den Südwind aus Egypten. Nicht jeder Fischer werde die Fahrt wagen; aber wenn der Herr deutsche „Baronos“ auf drei oder vier „Ikossáfranga“ (Zwanzigfrankstücke) nicht sähe, so ließe sich's schon machen.

Wie ich schwanke, beginnt er — er, der Zantiote, — mir die Schrecken eines viertägigen Aufenthaltes in Zante zu malen. „Das Dampfboot geht erst am Donnerstag, und manchmal geht es nicht pünklich, zumal jetzt, wo alle Dampfer der Privatgesellgesellschaften zur Truppenbeförderung benutzt werden. Wie langweilig aber Zante für einen Fremden ist, das kannst du dir gar nicht denken. Es kommt keiner zu längerem Aufenthalt hierher; du bist ja auch der einzige hier.“

„Das Wetter ist zu schlecht, und dein Boot zu teuer.“

„Dann fahre ich dich in meiner Karotsa spaziren, ich bin nämlich auch Wagenvermieter; für 25 Drachmen den Tag kriegst du einen herrlichen Wagen mit zwei Pferden. Zante ist wunder-

schön", — und nun schildert er die Schönheiten seiner Insel, fünf Minuten nachdem er mir erzählt, warum kein Mensch es hier längere Zeit aushalte als einen Tag.

Es dauert eine geschlagene Stunde und vier Tassen Kaffe und ungezählte Zigarretten, ehe wir handelseins werden: wenn morgen früh um 6 Uhr menschliches Wetter ist und kein Südost weht, wage ich die Fahrt und bezahle für die gewonnenen vier Tage 50 Drachmen, wofür mir der alte Theódoros auch noch voll-ständige Reiseverpflegung verspricht, „lordikós" (λορδικῶς, „herr-schaftlich"). Zwei Schiffer sollen mich hinüberfahren, davon ist einer Gatte und Vater; wenn der sein Leben um wenige Drachmen einsetzt, werde ich es auch wagen dürfen.

Am nächsten Morgen ist Theódoros pünktlich an meiner Thür: „Schönes Wetter, Aféndi!" — Das „schöne Wetter" be-steht in einem steifen Nordwind; aber wer geschickt mit Segel und Steuer umzugehen weiß, der kann auch mit Nordwind von Zante nach dem Peloponnes fahren. An Geschicklichkeit nehmen es nun die beiden braven Kerle, die mir Theódoros vorstellt, mit jedem Schiffer von der Nordsee auf.

Der alte Pliarchos hat auch mit der verabredeten „herrschaft-lichen" Verpflegung Wort gehalten; denn

> „er legt' in das Boot zween Schläuche*), voll schwärzlichen Weines einen, und einen großen voll Wasser; und gab mir zur Zehrung einen geflochtenen Korb voll herzerfreuender Speisen."
>
> (Odyssee, Gesang V. 265 ff.)

„Kaló taxidi!" (Glückliche Reise), — das Tau mit schwerem Stein statt des Ankers (auch ganz wie bei den Homerischen See-fahrern) wird aufgewunden, das Boot abgestoßen, das hohe lange Segel aufgezogen, — wir schwimmen.

*) Lies: einen großen irdenen Krug.

Jeden Vorteil klug benutzend, um mit Nordwind nach Südosten zu kommen, dabei fleißig rudernd, sind Takis (aus Dimitrakis) und Niko, meine Schiffer, nach zwei langen, mühevollen Stunden noch immer nicht über Kap Hieraka, Zantes Südspitze, hinaus, und die Gesichter der armen Kerle werden ernst. Immer häufiger wischen sie sich den Schweiß von der Stirn. Endlich wirft Takis, der verheiratete, das Ruder hin und ruft: „Die Lámia läßt uns nicht (nämlich: vorwärts kommen)."

Auch Niko hat das Ruder eingezogen, und da inzwischen der Nordwind sich gelegt hat, so schaukelt das Boot dicht bei Kap Hieraka fast unbeweglich.

„Die Lámia?!" frage ich verwundert, — ich kenne sie aus der Schulmythologie und aus Göthes Faust nur als Unholdin der Erde.

„Ja, die Lámia," sagt Takis. „Sonst sitzt sie bei Kiparissia auf einem Stein und ärgert die Schiffer; heute aber ist sie hierher gekommen und läßt uns nicht."

Die Philologen mögen erklären, wie aus der Lámia ein Meerunhold werden konnte; meinen braven Burschen hat sie jedenfalls eine bange Viertelstunde bereitet.

„Laßt uns erst mal frühstücken, Brüder," tröste ich sie; „der Wind kann sich drehen und die Lámia wegblasen."

Niko lacht: „Ich werde an meinen Prostatis (Schutzpatron, nämlich an den heiligen Nikólaos, den Patron der Schiffer) eine „Prosefchì"*) richten; der wird die Lámia schon unterkriegen." Takis zweifelt, aber Niko betet.

Dann wird gefrühstückt. Ich biete ihnen aus meinem Speisenkorb ihren redlichen Anteil; doch sie heben ablehnend die Köpfe: vor dem ersten Ostertage rühren diese täglich zu harter Arbeit gezwungenen armen Menschenkinder keinen Bissen Fleisch an,

*) *Προςευχή,* besonderes Gebet an einen Heiligen.

kein Ei, nicht mal ein Stücklein Käse, und sind doch kräftig und lebensfroh.

Aber Wein trinken sie zu ihren ölbefeuchteten Brotkanten. Sie haben ihren eigenen Wein mitgebracht, eine geringere Sorte als meiner. Sie sind aber zu bescheiden, um mit mir aus demselben Krug zu trinken, und ich muß meine Autorität als „Lordos" einsetzen, damit sie mit mir teilen. „Den Wein hat Noa selber gepflanzt, — da trinkt."

Sie danken und trinken. Dann sagt Takis: „Nicht Noa, Aféndi, sondern der heilige Dionysios!" — Er hat nie von Noa gehört, denn er ist in keiner Schule gewesen; aber vom alten Weingott Dionysos hat er Kunde und nun verwechselt er den mit dem heiligen Dionysios!

Ob uns nun dieser geholfen, oder der heilige Nikolaos, — genug, während wir gegessen und getrunken, hat sich der Wind gedreht. Erst sachte, dann kräftig und immer kräftiger pustet es aus Westen her; das Segel bauscht, der Schaum spritzt um den spitzen Bug, und unter Lachen und Singen fahren wir übers Meer mit einer beängstigenden und doch wieder entzückenden Geschwindigkeit, sodaß die Schiffer alle fünf Minuten mir zujauchzen in ihrem Italienisch-griechisch: „Paï san vapore" (es geht wie ein Dampfer).

Sie singen nicht sehr schön, und der Wind verweht manch Wort; aber es hilft die Zeit hinbringen, und ich werde nicht müde, zuzuhören. Niko singt mir zu:

„Sei dir's vergönnt, Aféndi mein, zu bauen 'ne Fregatte,
Mit einem hohen Hinterteil, mit einem Leu am Buge,
Die Masten sollen bronzen sein, das Tauwerk sei von Eisen,
Die Segel sollen Seide sein, die Segelstangen stählern.
Am Buge sitzt der Gottessohn, die Jungfrau in der Mitte,
Und hinten an dem Steuer sitzt der heilige Nikolaos.

7*

Deutlich sehen wir jetzt die gelbsandige, flache Küste von Elis und die Mündung des Peneus-Stromes (heute Gastunitiko). Ja, das ist Elis, die „göttliche“, die „breitgelagerte“, die „Rosse weidende“, wie Homer sie benennt. Das Land, darin Olympia liegt! Schneebedeckte Gipfel begrenzen den Blick im Osten, der Olonos und vielleicht, darüber emporragend, die Kyllene: Griechenland ist klein, der ganze Peloponnes um ein Drittel kleiner als Pommerland, — da umfaßt ein Blick an hellblauem Tage ein weites Gebiet.

Um einen schwer zu umsegelnden Klippenvorsprung müssen wir in großem Bogen herum. Noch sieht man nichts von Katakolo, doch ahnt man seine Nähe: schneeweißbesegelte Fischerboote fliegen aus der Bucht uns entgegen, und — horch! ein langgezogener, häßlicher Pfiff schrillt übers Meer: die Lokomotive der Eisenbahnlinie Katakolo-Pyrgos!

Man vergißt auf solcher Reise leicht und gern, daß es Eisenbahnen giebt. Aber ohne den „Sidiródromos“ nach der Hauptstadt von Elis käme ich heute Abend nicht mehr in ein gutes Bett, — nach der fast zwölfstündigen Schaukelei sehnt man sich danach —, und morgen nicht bei Zeiten nach Olympia. Der Zug ist von Pyrgos angelangt und soll um 6 Uhr dorthin zurückfahren. Meine Uhr zeigt 5 Minuten vor 6! Ich hatte längst meinen Schiffern den Preis eines „Arnáki“ (Lämmchens) für den nahen Osterschmaus als Dankgeschenk versprochen, wenn sie mich zur rechten Zeit an den letzten heutigen Eisenbahnzug schafften. Die Braven haben es fertig gebracht, dank dem Westwind, dem heiligen Nikolaus und — der Liebenswürdigkeit des Eisenbahndirektors, Bahnhofvorstehers, Schaffners, Bremsers und Billetverkäufers von Katakolo, d. h. des einen biederen Eliers, der alle jene Ämter in seiner Person vereinigt.

Lange vor meiner Landung haben sich die 3 oder 400 Einwohner von Katakolo am Gestade versammelt, um mit ge-

bürendem Gaffen und Fragen den waghalsigen Fremdling zu empfangen, der an einem Sturmtag wie diesem die Fahrt unternommen. Zu den Gaffern und Fragern gehört natürlich auch der vielbeschäftigte Beherrscher der ersten griechischen Eisenbahn, die meine Augen erblickt haben. Ehe ich sicher gelandet und eingestiegen, durfte der Zug nicht abdampfen. Die Züge auf dieser gemütlichsten aller Eisenbahnen versäumen nie einen „Anschluß“: keinem ihrer Fahrgäste kommt es darauf an, ob er eine Viertelstunde früher oder später nach Pyrgos gelangt, und nun gar heute, wo für die Versäumnis durch den Anblick eines auf besonderer Barke heranschwimmenden „Lordos“ so reichliche Entschädigung geboten wird!

Dutzende von Händepaaren strecken sich mir entgegen, um mir aus dem Boot zu helfen. Im Triumphzuge werde ich zum Bahnhof geleitet; das Billet habe ich in der Hand, ohne mich ans Schalterfenster bemühen zu müssen; das Fahrgeld kassirt der Alleinherrscher der Eisenbahn unterwegs ein. Nun klappert der niedliche, mit reinlichen, bequemen Wagen ausgestattete Zug auf den schmalspurigen Geleisen nach Pyrgos, fast zwei Meilen von Katakolo gelegen.

Die Wagen sind aus der Schweiz, die Schienen aus Frankreich, die beinahe zierliche Lokomotive aus Chemnitz. Aber das thut nichts: jedes Land muß nicht jedes hervorbringen, und so gut wie man Griechenland vorwirft, daß es durch seinen Mangel an Industrie der ganzen Welt „tributpflichtig“ sei, könnte man auch von ihm rühmen, daß es die ganze Welt für sich arbeiten läßt, just als gäbe es noch ein altes Hellas mit freien Hellenen, die nicht selber grobe Arbeit verrichteten, sondern sich ihre Sklaven und Heloten dazu hielten.

Rund um die Bahn das zarte Weißgrün der aufsprießenden Korinthenreben. Katakolo ist der wichtigste Ausfuhrhafen für die Korinthenernte im westlichen Peloponnes, und käme ich im

Herbst nach dem heute so stillen und gelangweilten Nest, ich würde wohl ein Dutzend großer englischer und griechischer Dampfer sehen. Mit dieser in gutem Kuchengedächtnis stehenden, kleinen, sauersüßen Frucht bezahlt der peloponnesische Bauer die europäischen Heloten, die für ihn die bunten Kopftücher seiner Frau, die Schienen seines Transportweges, die Schneiden seiner Rebmesser in rauchigen Fabriken herstellen, dieweil er als freier Mann auf schuldenfreiem Erbe ein mäßig arbeitsames, genügliches, sorgenfreies Dasein führt und nach einer guten Ernte und bei guten Preisen auf dem Londoner Markt im Umsehen ein hübsches Häuflein blauer 25=Drachmen=Noten aufschichten kann. Es ist gut, daß die Arbeiter unserer Fabriken, auf deren Blüte wir so stolz sind, jene peloponnesischen Bauern nicht sehen können: ich fürchte, sie würden an dem Segen der gepriesenen Fabrikschlote noch mehr irre werden, als schon jetzt.

Pyrgos! — die Hauptstadt von Elis, der größte Handelsplatz im Peloponnes nach Patras, eine Filiale des deutschen Vizekönigs von Griechenland: des Herrn Fels. Der Konsul Fels in Korfu, ein geborener Lindauer, beherrscht Griechenlands Wein= und Korinthenmarkt. Überall sitzen seine Statthalter und Unterbeamten, in Patras, Pyrgos, Kalamata, und wo nicht sonst noch! „Katástima tu Fels“ (das Haus Fels) ist für Griechenland ein Klang, wie anderswo „Haus Rothschild“. Einer seiner jüngsten Prokonsuln, ein gutherziger, schon halb und halb ins Griechische übersetzter Schwabe, empfängt mich, den Landsmann, mit echtschwäbischer Gefühligkeit, und nach einer Viertelstunde bin ich ein Mitglied des Kreises um ihn. Junge gebildete griechische Kaufleute und Advokaten machen sich ein wahres Vergnügen, mich aus einem Kaffehaus ins andere zu schleppen, denn an Pyrgos selber sei doch nichts zu sehen. Sie haben Recht: die jetzt 10000 Einwohner zählende Hauptstadt des Nomos Elis ist nicht viel anderes als eine unendlich lange

Gasse weißgetünchter Häuser, darunter der vierte Teil Korinthenspeicher. Es ist ein um diese Stunde noch mondloser, aber hellgestirnter Abendhimmel, und die ganze männliche Bevölkerung von Pyrgos steht vor den Kaffehäusern rauchend und schwatzend umher: die Kaufleute, Advokaten, Ärzte und dergleichen vornehmes Volk in europäischer Kleidung und gestärkter Wäsche, — alle übrigen, d. h. die Mehrzahl, in weißleinenen Kniegamaschen, Fustanella und bunter Jacke, mit Troddelfez oder Kopftuch.

Pyrgos ist der Ausgangspunkt für den Besuch von Olympia. Eine von der griechischen Regirung erbaute Fahrstraße verbindet die Hauptstadt und das uralte Heiligtum von Elis. Das war die einzige Gegenleistung, welche Griechenland für die Ausgrabung seiner berühmtesten Tempelstätte durch Deutschland übernahm: 20 Kilometer eines lehmigen, buckligen, schlechtbefestigten Dorfweges.

Kaum habe ich mich in dem neuen, europäisch-eleganten „Hôtel d' Olympie“ (mit griechischem dienstfertigen Wirt) zum Abendessen hingesetzt, so melden sich die Wagenvermieter, bescheidene Menschen, die höchlich erstaunt und betrübt sind, daß ich durchaus zu Fuß nach Olympia spaziren will. Der Fremde läuft Gefahr, seinen und überhaupt der Reisenden guten Ruf zu zerstören, wenn er auf solchem ungriechischen Gelüst besteht. Aber diesmal blieb ich fest, so traurig mich auch der Wirt Andreas und sämtliche Amaxilatä (Wagenführer) von Pyrgos ansahen.

In der Nacht überfiel mich — die Seekrankheit, im guten Bett des besten Gasthauses im Peloponnes! Auf manchem europäischen Meer im Sturmwetter gesund dahin gefahren, und nun dieses Elend auf festem Lande! Ich hatte im Übermut des Gesundbleibens mir manchmal gewünscht, aus Erfahrung über Seekrankheit mitreden zu dürfen, — dafür war nun diese Strafe über mich verhängt. Vor dem Allerschlimmsten blieb ich bewahrt:

mein Magen benahm sich so wohlerzogen, wie je; aber der Kopf! Es muß die ungewohnte Schaukelei während eines langen Tages unter südlicher Sonnenglut im leichten, offenen Boot gewesen sein, die diesen schrecklichen Zustand einer Seekrankheit am Lande erzeugte. Mein festes, eisernes Bett schaukelte auf und nieder, während ich weitoffenen Auges, mit hämmernden Schläfen und glühender Stirn dalag, unfähig einzuschlafen. Alle Bewegungen meines Bootes fühlte ich jetzt noch einmal nach: die Stöße von oben nach unten, das Wiegen von Seite zu Seite, das Gleiten von Wellenberg durchs Wellental auf den nächsten Wellenberg. Wenn diese Qual noch eine Viertelstunde dauerte, so war ich genau so seekrank wie eine Gouvernante, oder verrückt. Ich taumelte aus dem Bett, badete Gesicht und Scheitel mit kaltem Wasser, riß beide Fenster auf und kleidete mich marschfähig an. Ein fast blendendes Halbmondlicht zittert über den östlichen Hügeln aus der Gegend von Olympia. Die Gasse von Pyrgos ist totenstill; kein Hundegebell, kein Wächterruf. Nur gedämpftes Fröschegequak aus der Ferne.

Das Gefühl des Taumels vergeht am offenen Fenster, und der Schlaf, den ich unter den heißen Decken nicht gefunden, senkt sich milde von den Schwingen des Nachtwindes auf mich nieder.

Das Gasthauspädi hat von mir den Auftrag erhalten, mich vor Tag zu wecken, aber ich höre nicht sein Klopfen. Er öffnet die unverschlossene Thür, sieht mich schlafend — er denkt wohl tot — am Fenster und thut einen Schrei: „Afendi!“ — Ich bin wach, frisch wie noch an keinem früheren Tage der Reise und rüste mich vollends zum Abmarsch nach Olympia. Das Pädi kocht mir eine dicke Kaffesuppe und Eier; im Schrank liegen noch süße Kuluria (Prätzel). — was braucht man mehr? Inzwischen ist auch der Wirt, Andreas Theodosiu, ein sechs Fuß hoher, blonder Dreißiger, ans Tagewerk gegangen, hilft mir mein

Ränzelchen umhängen, regelt unsere Rechnung (ganze 4 Drachmen für Abendessen, „Schlaf“ und Frühstück) und geleitet mich dann auf die Straße noch Warwássäna, über die der Weg nach Olympia führt. Es ist 5 Uhr geworden, und die ersten Strahlen der Sonne zittern im Blattwerk der Ölbäume und Platanen am Wege.

Sechstes Kapitel.

Nach Olympia.

Denk' ich an jenen ersten Morgen im Peloponnes, so überfällt mich noch jetzt immer dasselbe Gefühl wie damals: mir ist, als wäre ich garnie in Olympia und weiter drüber hinaus gewesen, und mein Herz empfindet, mit eigener Kunst des Vergessens, noch die Schauer der neugierigen, ahnungsvollen Ängstlichkeit, mit der man die ersten Schritte, mutterseelallein, in das fremde Land hinein thut. Nicht Angst vor Gefahren und Beschwerden. Hätte ich die je zuvor gehabt, so säße ich zu Hause oder wandelte die Leipziger Straße in Berlin entlang. Aber wie eine Angst vor dem Gewaltigen, was mir bevorstand: man geht nicht Olympia, Phigalia, Ithome, Sparta, Mykenä entgegen, wie irgendwelchen berühmten Stätten der Schweiz oder Tirols.

Die Straße ist eine gutgriechische „Fahrstraße", d. h. sie mag einmal, zur Zeit der deutschen Ausgrabungen von 1875 bis 1880, ganz leidlich zu befahren gewesen sein; heute ist sie in einem Zustande der Holprigkeit, daß ich froh bin, nicht auf einem Gefährt mich rütteln zu lassen. Die Griechen, mit Ausnahme der Athener und der Jonier, sind keine Wagenfahrer, wie sie auch keine Wegebauer sind. Die jetzige Regirung mag im lobens-werten Eifer des Fortschreitens mit schwerem Gelde Kunststraße

auf Kunststraße bauen, — der größte Teil des Verkehrs vollzieht sich nach wie vor mit Saumtieren. Es giebt, zum Glück für das Land, so viel Kleingrundbesitz, daß ein Pferd oder Maultier, ja selbst ein Eselein, meist ganz gut genügt, um Ausfuhr und Einfuhr einer Bauernfamilie zu schleppen. Bauerngut-Wirtschaft mit Wagen und Pferden ist noch unbekannt.

Das sehe ich an den Karawanen, die mir im Morgensonnenglanz entgegenkommen. Ganz Elis scheint auf der Wanderschaft nach Pyrgos begriffen. Das Osterfest steht vor der Thür: da gilt es, allerhand Einkäufe in der Hauptstadt zu machen: Wachskerzen für die Heiligenbilder, Weizenmehl für die Oster-Kuluria (Osterprätzel), neue Kopftücher, Fez, Gürtel, Schuhe, „Kaltsäs“ (Beinschienen, d. h. Beingamaschen). Heut kriege ich auch griechische Frauen zu sehen, denn es giebt Tücher und sonstigen Osterstaat einzukaufen, da muß die Hausfrau aussuchen. Die Mädchen sind zu Hause geblieben.

O über das Erstaunen dieser reitenden Männer und Weiber, wie sie mich „apostolisch“ einherwandern sehen! Ein Fremder zu Fuß, mit dem Tornister auf dem Rücken! Wir bewunderten uns gegenseitig in gleichem Maße: ich den bunten Aufzug der Reittiere mit ihren Teppichschabracken und die bunten Menschen darüber; sie den sonderbaren Kauz, der nicht einmal ein Pferd, geschweige denn einen Wagen zu der Reise genommen. Hunderte solcher Bauern und Bäuerinnen habe ich zwischen Pyrgos und Warwássäna getroffen: immer gab's einen kleinen Halt der Reitenden, ein erstauntes und mitleidiges Lächeln beim Gruß; dann ein Hälserecken hinter mir her.

Der Weg geht unaufhörlich an vollknospigen Oleanderbüschen vorüber. Noch ist keine Blüte daran erschlossen, aber statt der Blüten singt es in den Büschen links und rechts mit sanftflötenden und dann wieder hellschmetternden Tönen. Nachtigallen, kleine graue Nachtigallen sind es, ganz dieselben, die in der Heimat im

laubigen Wipfel am Abend sich hören lassen. Sie fürchten sich nicht im mindesten vor dem Wandrer; auf den schwankenden Weiden des Oleanders sitzen sie und wiegen sich und singen: zum erstenmal im Leben sehe ich ein offenes Nachtigallenschnäbelchen; die Augen hat das Tierchen, wie vor Vergnügen über den eigenen Gesang, geschlossen.

„Tiotio, Tiotio, Tiotiotinx!“ — wie Aristophanes sie in den Büschen des athenischen Ilissos gehört und besungen:

„Trauteste, Blonde, du,
Mein trautestes Vögelein,
Nachtigall, o Gespielin!
Kommst du, kommst, erscheinst du,
Bringst anmutige Lieder uns?
Die mit lieblicher Flöte du
Süße Lenzmelodien tönst!“

Reichliches Wasser rieselt in Bächen und Gräben. Elis hat noch Wälder auf den sanften Hügeln und ist darum nicht so verdorrt wie manche andere Provinzen des Peloponnes. Hier ist das Erdreich dunkler als auf den jonischen Inseln, nicht so eisenhaltig. Aber die Korinthen bedürfen auch nicht solcher Glut des Bodens, wie die Weinstöcke. Selten ein Weizen- oder Gerstenfeld. Doch hier führt ein Bauer hart am Wege den Pflug hinter einem Ochsen. Er blickt von der Arbeit auf, ich springe über den Graben aufs Ackerfeld, und wir begrüßen uns.

Er hat keine Eile, und ein Europäer kommt nicht jedes Jahr zu ihm an den Pflug. — Halt, der Pflug! Ein Stück Holz, rund, drei Fuß lang, dick wie ein Kinderarm, vorn mit einer Eisenöse, an welche der Stier gespannt ist, hinten mit einem dicken, breiten Nagel, der etwa 5 Zoll tief in die Erde reicht.

Dies ist der berühmte griechische Pflug, gewiß noch ebenso, wie er zu Hesiods Zeiten die Furche zog. Es ist die Pflicht jedes aufgeklärten Hellasfahrers, über diesen Pflug seine Ent-

rüstung von sich zu geben, zumal wenn man aus Ländern mit patentirten Dampfpflügen kommt, welche das Erdreich wohl $1^1/_2$ Fuß tief aufwühlen. Daß ein europäischer Pflug in der fruchtbaren Ebene von Elis Wunderwerke verrichten würde, ist gewiß. Nur vermag ich nicht einzusehen, welcher Segen dem Bauersmann daraus entstünde, ihm, der mit seinem mäßigen Ertrag jetzt so zufrieden und glücklich ist. Möglich, daß er bei reicherer Ernte seinen wollenen Mantel aus England oder Deutschland beziehen würde, statt vom Spinnrocken und Webstuhl seines Weibes. Möglich auch, daß er für den dreifachen Ertrag seines Weizenfeldes Geld genug gewänne, um seinen Sohn nach Athen auf die Universität zu schicken und Advokat oder Arzt werden zu lassen. Nur hat Griechenland schon jetzt einige tausend unbeschäftigte Advokaten und mehrere hundert desgleichen Ärzte zuviel und erstickt im Fett seiner akademischen Bildung.

Aber die Pflicht des kulturhistorischen Touristen verlangt von mir, dem Bauer die hergebrachten Vorhaltungen über den breiten Nagel statt des Pfluges zu machen. So lange wir uns übers Wetter, über Krieg und Frieden, über Griechenland und Deutschland unterhalten, geht alles gut; mit meiner Kritik des „primitiven griechischen Pfluges“ komme ich übel an.

„Ich habe schon einmal aus Pyrgos eine von euren europäischen Maschinen bezogen; der Pflug kam aus Athen*) und hat 28 Drachmen gekostet, — mit einem Eisen so lang und so breit. Mein Stier hat sich verwundert, wie er das schwere Ding hinter sich herschleppte, vor zwei Frühlingen.“

„Nun, und —?“

„Nun liegt er verrostet in der Ecke, schöne weggeworfene 28 Drachmen.“

---

*) Aus Piraeus jedenfalls, aus dem Einfuhrgeschäft für deutsche landwirtschaftliche Geräte in Griechenland.

Aha, denke ich, dies ist die männiglich bekannte „griechische Faulheit und Indolenz", die von Fortschritt und „rationeller Bodenbewirtschaftung" nichts wissen will.

„Warum liegt er denn verrostet da?"

„Warum? Weil kaum ein Halm nach der Pflügerei aufgegangen war, und doch ist damals ein gutes Jahr gewesen. Meine Nachbarn in Warwássäna haben mich tüchtig ausgelacht: ich mußte mich krummlegen und meinen Wein verkaufen, um Brot zu haben. Bei uns trägt die Erde nicht tiefer, als dieser alte Pflug gräbt."

Ich bin kein Landwirt, aber so viel begreife ich jetzt, daß in diesem Erdreich, welches seit Jahrtausenden nicht tiefer aufgegraben worden als 6 Zoll, nichts wachsen kann, wenn man mit unseren Tiefpflügen darüber kommt. Die Erde, so fruchtbar sie sein mag, thut's nicht allein, wenn sie sich nicht gleichmäßig mit Luft und Sonnenschein mischt, und das ist hier nicht geschehen, so lange es eine griechische Kultur giebt. Was Wunder, wenn das tiefer liegende Erdreich taub und öd geworden ist und auch dem europäischen oder gar amerikanischen Pfluge mit Undank lohnt. Tief umgegraben und ein ganzes Jahr lang brachgelegt müßte griechisches Weizenland werden, ehe die Saat gestreut wird. Inzwischen aber wäre der kapitallose griechische Bauer verhungert. —

Der Warwassänier, ein Mann in den Vierzigern, ist wieder an die Arbeit gegangen, d. h. er hat sich auf das hintere breite Ende des Pfluges gestellt, um durch seine Schwere die Pflugschar (den Nagel) in die Erde zu drücken, und mit „Oxo!" und „Embros"*) pflügt er weiter, den Rain entlang, während ich auf dem beblümten Grabensaum neben ihm gehe.

„Warum pflügst du denn selber? Hast du keinen Sohn?"

*) Ὄξω (ἔξω) „fort!" — ἐμπρός „vorwärts!"

„Zwei, Afendi, alle zwei in der Epistratia (Mobilmachung) in Thessalien. Da müssen wir Väter selber aufs Feld.“

„Es giebt gewiß keinen Krieg; deine Söhne werden bald zurückkommen.“

„Soll mir lieb sein, denn ich kann sie brauchen. Besser aber, es gäbe Krieg!“

Ich hatte in unseren so ausgezeichnet über griechische Verhältnisse unterrichteten Zeitungen vor meiner Abreise immer nur gelesen, „das griechische Volk wolle nicht den Krieg“; die ihn wollten, das seien nur „ein paar hundert athenische Schreier“, die sich drückten, wenn es ernst würde. Ist nun dieser elische Bauer, der zwei Jungen an der Türkengrenze hat, „Volk“, oder was sonst? — Mehr und mehr gewöhne ich mich an den schauderhaften Gedanken, daß unsere Zeitungsschreiber doch vielleicht nicht ganz genau über den wahren Geist des griechischen Volkes — „Volk“ ist hier Bauernvolk — unterrichtet sein möchten.

„Warum wäre denn der Krieg besser? Krieg ist doch ein böses Ding.“

„Das weiß ich, Afendi. Mein Vater hat ja selber vor 60 Jahren mitgekämpft und bei Aráchova*) eine Türkenkugel ins Bein gekriegt. Er kann nur humpeln, — ist jetzt 80 Jahre alt. Der hat damals uns Moraïten frei machen helfen; nun sollen meine beiden Jungen helfen, unsere Brüder in Epiros und Makedonien frei zu machen. Darum wäre es besser, es gäbe Krieg.“

Gern hätte ich den lahmen Alten, der noch unter dem Helden Karaïskakis gefochten, in Warwássäna gesehen und gesprochen; doch sein Sohn sagte mir, der sei nicht zu Hause: „Er ist ein bischen nach Koliri (Dorf links oberhalb Warwássänas) hinauf-

*) Schlacht bei Aráchova am Fuß des Parnaß, im Dezember 1826, in welcher Karaïskakis die Nordarmee der Türken vollständig besiegte.

geritten zum alten Michaïl, mit dem er zusammen bei Aráchova gefochten. Sie sind beide lahm, Michaïl am linken, mein Vater am rechten Bein, besuchen einander aber jede Woche. Da kannst du Kriegsgeschichten hören!" —

„Warwássäna! Mein erstes Gefecht mit griechischen Hunden!" — so steht in meinem Tagebuch. Ich hatte in allen Reisebeschreibungen von den Bestien gelesen; wie sie aber, ein Rudel von 10—12, auf mich lossprangen und losbellten, verlor ich die Fassung. Mit spitzen, langen Wolfzähnen standen und sprangen sie um mich herum, zu feig, um von vorn den Angriff zu wagen, und darum sich hinter meinen Rücken schleichend. Ein Glück, daß ich den Revolver nicht in der Brusttasche, sondern im Tornister trug; ich hätte sonst gewiß in der ersten Bestürzung zwischen das Hundepack hineingefeuert, womöglich eine der Bestien getroffen und mir dadurch die erzürnten Bauern von Warwássäna auf den Hals gezogen. So deckte ich mir den Rücken, indem ich mit dem dicken, aus Ithaka mitgebrachten Olivenholzknüppel große drohende Kreise nach hinten schwang, — von vorn fühlte ich mich durch die Feigheit der wie toll blaffenden Hunde geschützt. Wäre ich so homerbelesen, wie Herr Schliemann, so wären mir vielleicht, wie einst ihm, die Verse der Odyssee eingefallen, und ich hätte gleich ihm und gleich dem erfahrenen Odysseus gehandelt:

„Plötzlich erblickten Odysseus die wachsam bellenden Hunde,
Und sie stürzten auf ihn laut schreiend. Aber Odysseus
Setzte sich klüglich nieder und legte den Stab aus den Händen.
Aber der Sauhirt lief aus der Thür mit hurtigen Füßen
Hinter den Bellenden her und warf aus den Händen das Leder;
Scheltend verfolgt er die Hund' und zerstreute sie hierhin und dorthin
Mit geworfenen Steinen."

Leider habe ich die Richtigkeit der Beobachtung Homers über das Benehmen griechischer Hunde niemals durch das Mittel des Odysseus: Stillniedersitzen, zu erproben gewagt, wie Herr

Schliemann mit so großem Erfolge gethan zu haben versichert. Ich habe mich lieber auf meinen Stock, einen drohend in hoch gehobener Hand geschwungenen Stein und auf das meist zur rechten Zeit ertönende „oxo!“ der Bauern verlassen.

Ein kurzer Halt, ohne das Ränzel abzulegen, wird vor der Wegeschänke von Warwássäna gemacht; ein Gläschen Raki, dazu ein großes Glas frischen Quellwassers und ein Kuluri werden stehend verzehrt. Hinter dem Bakáliko höre ich eine keifende Weiberstimme, die in einemfort „Alúteros“ (Heide, eigentlich: Lutheraner) schimpft und dann gelegentlich ein „Keratá!“ einflicht. Die Stimme mußt du „sehen“, und gehe ums Haus herum. Da steht eine greuliche alte Hexe, eben im Begriff zu gehen, und flucht dem Bakális, weil — er ihr nicht länger Waren auf Borg hergeben will. Im höchsten Zorn bückt sie sich plötzlich und schlägt mit flacher Hand und ausgespreizten Fingern auf die harte Erde neben der Zisterne, als wolle sie die unterirdischen Götter gegen den hartherzigen Bakális anrufen. Dieser aber bekreuzt sich, um den Unheil drohenden „bösen Blick“ des Weibes zu bannen. —

Noch eine Stunde, und ich werde am Tempelfeld von Olympia sein. Ich habe Eile, aber ich habe auch Hunger, und die Sonne brennt glühend heiß. Die Zypressen neben dem Wege geben wenig Schatten. Vor mir, links auf dem Hügel, winkt ein Wäldchen; dort könnte man rasten.

Was wie ein Wäldchen aussah, ist ein Dorf, ein recht stattliches. Um jedes Haus herum ein kleiner Olivenhain, und hier und da, trotz der vorgerückten Jahreszeit — zweite Hälfte des April — schimmern zwischen dunklerem Grün noch einige verspätete Portokalia. Die Mandelbäume blühen, die Kirschbäume zeigen schon reifende Früchte, und an den Kandelaberästen der Feigenbäume sitzen grüne, leider noch nicht eßbare Feigen. Dies

muß, nach der Karte, das Dorf Kriekuki sein, wohin ich vom Wirt des Olympia-Hôtels in Pyrgos auf einem Stück gelben Strohpapiers einen Empfehlungsbrief an seinen Kollegen und Freund den Chani-Besitzer in der Tasche trage. — Zwei blondköpfige Jungen, blond wie Schleswigholsteiner, weiden am Wege gemeinschaftlich ein Zicklein und bleiben, wie sie mich sehen, offnen Mundes angewurzelt. Wäre dies Italien, ich würde um einen Soldo angebettelt. Im Peloponnes aber bettelt man nicht, sondern gafft nur.

Auf ein Wort von mir überlassen beide elische Blondköpfe das Zicklein seinem Geschick, nehmen das Ränzel jeder an einem Riemen und schlenkern damit die hartgetrockneten natürlichen Treppenstufen des Lehmweges zum Dorf hinauf.

Der Chansis (Chani-Wirt) steht in schneeweißen Hemdärmeln vor der Thür, im Gespräch mit einem guten Dutzend Kriekukianer. Hierher ist anscheinend noch kein europäisches Kleidungsstück gedrungen: die Fustanella, der rote Schnabelschuh und der ärmellose weiße Vließrock herrschen mit schöner Ausschließlichkeit. — Der Wirt, der zugleich einem „Pandopolion" (Kramladen) vorsteht, begrüßt mich und nimmt meinen Empfehlungsbrief mit der Würde eines Monarchen entgegen, der einen Gesandten empfängt. Dann eine noch wärmere Begrüßung und die Frage, was er mir zu essen und zu trinken geben soll. Nicht wie ein Chansis um schnöden Gewinn; nein, wie ein Gastfreund den Gastfreund empfängt er mich. Ich bin verlegen, denn noch bin ich nicht gewöhnt, Essen und Trinken zu fordern und auszusuchen, wo offenbar keine Bezahlung erwartet wird.

Milch? — die hat er nicht; aber etwas viel Köstlicheres: Jaúrti! Ich kenne Leute, die Griechenland alle Gebrechen verzeihen um seinen Kaffe und sein Jaúrti. Es ist saurer Ziegenlab, krümlig, schwer verdaulich, aber gar zu gut schmeckend, zumal mit Streuzucker zusammengeknetet. Dazu ein leicht-



refinirter Wein, — nur nicht viel davon! — eingebrocktes Schwarzbrot, und ein echtgriechisches Frühstück ist fertig.

In der Gaststube des Chani steht ein langer Tisch an der schlauchbehangenen Wand. Kaum habe ich mich daran niedergesetzt und die Jaúrti-Schüssel vorgenommen, so strömt es von der Dorfgasse durch die enge Gnadenpforte herein, „um das Rhinozeros zu sehn". Erst die Kinder, groß und klein, so viele das Chani faßt; nur die ganz Kleinen, die sich vor dem fremden wilden Tiere fürchten, bleiben neugierig-scheu draußen stehen, laufen davon, bei der geringsten Bewegung des Fremden nach der Thür, um sogleich wiederzukommen. Dann die Männer, unter ihnen der Dimarchos, ein Bauer wie sie alle, nicht immer der reichste, aber meist der, welcher „ta grámmata" (die Buchstaben, d. h. Lesen und Schreiben) kennt. Die Frauen fehlen, wie überall.

Da stehen sie nun, diese kleinen und großen Kinder, und starren uns an mit weitaufgerissenen Augen, ohne ein Wort, eine Bewegung; Neugier in jedem Muskel des Gesichts, mit Blicken, die einen langsam auskleiden, die einen durchbohren, um das große Geheimnis des Wer? Woher? Wohin? Warum? zu ergründen.

In Kriekuki bestand ich die erste große Feuerprobe griechischer Neugier. Der Wirt kannte zu gut die Pflichten der Gastlichkeit, um mich auszufragen, und ich — ich war durch dieses Kreuzfeuer forschender Blicke so befangen und schüchtern geworden, daß ich kein Wort zu sprechen wagte. Vor einer Stunde waren mir die griechischen Hunde als die größte Widerwärtigkeit einer Reise durch Hellas erschienen; aber diese Belagerung durch friedliche, stumme, neugierige Menschen war schlimmer.

Ich aß, und es schmeckte mir; und wie ich aß, wuchs mein Mut. Ich besann mich, daß ich ja etwas griechisch reden könnte; nur wußte ich nicht recht, was zu sagen? Die Schüssel war noch lange nicht leer, aber ich war satt. Eine Zigarrette gedreht,

geklebt und angezündet, — aber da steht kein Feuerzeug. Stotternd frage ich den Nächstsitzenden, einen schönen, blassen, einäugigen Jüngling: „Echis ena spirto?“ (Hast du ein Streichholz?) — Hui, wie es da über das blasse Gesicht leuchtet! Er und vier oder fünf andere greifen in den Ledergürtel und holen aus gelbem Dütenpapier Streichhölzer hervor, genug um damit durch den ganzen Peloponnes auszukommen. Aber das erste Schwefelhölzchen versagt, das zweite versagt; erst das dritte brennt nach unsicherem bläulichen Glimmen.

„Ine kiwernitika“*) sagt trocken der Herr Dimarchos von Kriekuki, und alles lacht aus vollem Halse. Nun ist das Eis der Fremdheit zwischen mir und den Kriekukianern gebrochen, und das Geschwätz — selbstverständlich das politische — kann losgehen.

Da kommt, ein Retter in hoher Not, durch die offene Thür ein junger Mann in europäischer Tracht herein und redet mich mit großer Herzlichkeit, wenn auch in schauderhaftem Französisch an: ob ich mit ihm sein einfaches Junggesellenmittag teilen wolle? Er kennt mich nicht, und ich kenne ihn nicht; aber er ist der Arzt von Kriekuki, kleidet sich europäisch und fühlt sich verpflichtet, dem Fremden zu zeigen, daß man selbst in einem Dorf in Elis französisch zu sprechen und — wirkliche Beefsteaks zu braten versteht.

Sollten dir, mein lieber Doktor Georgios Jannáku von Kriekuki, jemals diese Zeilen, vielleicht in einer griechischen Übersetzung, vor Augen kommen, so denke nicht, daß ich deiner spotten will. Dein Französisch war schlecht; aber dein Herz und die Beefsteaks deiner häßlichen braven Haushälterin waren gut. Dein

*) „Εἶναι κυβερνητικά“, die sind Regirungsstreichhölzer, d. h. Monopolstreichhölzer, — mit der Bedeutung: schlecht wie alles, was von der Regirung geliefert wird.

Wein sogar außergewöhnlich gut, und als er deine Zunge gelöst hatte, warfst du das schlechte, unbeholfene Französisch fort und sprachst dein gutes Griechisch, was dir unendlich besser stand und auch leichter zu verstehen war. Da öffnetest du mir auch dein bei aller Medizinwissenschaft so empfindsam gebliebenes Herz und teiltest mir im Vertrauen mit, daß zwischen Ostern und Pfingsten in diese jetzt ziemlich kahlen Räume eine schöne junge Hausfrau ihren Einzug halten würde, und wir stießen mit einem fröhlichen „Evviva!“*) auf die künftige Frau Doktorin an. Ich habe dich nicht gefragt, ob du nur dem ketzerischen Gast zuliebe von der strengen Fastenordnung der griechischen Kirche abgewichen bist, oder aus eigener medizinischer Freigeistigkeit. Jedenfalls war dein Beefsteak das letzte, das ich auf meiner Wanderung durch den Peloponnes zu essen bekommen.

Wir waren beim Nachtisch und bei der dritten Weinkaraffe, als mit vergnüglichem „Bong sur!“ ein zweiter Elier in europäischem Gewande ohne weiteres ins offene Zimmer trat. Es war der Herr Konkurrent des Doktors Jannáku, — aber darum keine Feindschaft! Warum in Kriekuki zwei Ärzte sich niedergelassen, wo die Leute viel zu gesund sind, um auch nur Einem ausgiebige Beschäftigung zu bieten, das ist mir nicht klar geworden. In den kleineren Gebirgsdörfern weiter oben braucht man sie auch nicht; da stirbt man lieber ohne den Arzt und behilft sich mit allerlei Hausmitteln. Indessen, beide Doktores schienen nicht nur gute Freunde, sondern auch mit ihrem Lose sehr zufrieden zu sein; sie verspürten gar keine Lust, nach einem größeren Ort, etwa nach Pyrgos, überzusiedeln. In Pyrgos, sagte der Doktor Papakiriakópulos, giebt's jetzt schon mehr Ärzte als Kranke, elf im ganzen; was sollten wir da? —

---

*) Der in Griechenland neben „is ijian sas“ (auf eure Gesundheit) am meisten verbreitete Trinkspruch beim Gläseranklingen.

Selbstverständlich ist in einem Ort wie Kriekuki der Arzt zugleich der Apotheker: der einzige Schmuck an den Wänden des sanbergetünchten Zimmers bestand, außer in einer kleinen verstaubten Bibliothek, in den bunten Medizinflaschen und -Kruken.

Beide Herren geben mir das Geleite auf die Straße hinunter und wünschen mir Glück für Olympia. Das ist ein Fiebernest, sagen sie; fügen aber beruhigend hinzu, daß vom Herbst bis zum Anfang des Juni selten ein ernster Fieberfall vorkomme. —

Unten weidet noch das Zicklein, aber nur einer der Blondköpfe leistet ihm Gesellschaft. „Wo ist dein Kamerad?“

„Da!“ und er zeigt auf ein vorwärts liegendes Häuschen. Es hat nicht Thür noch Fenster, hat auch keinen Schornstein, und man kann mit der Hand nach dem Schwalbennest auf dem Dach reichen. Auf der steinernen Schwelle sitzt ein noch junges Weib mit dem zweiten meiner Blondköpfe, ihrem Sohn, und — laust ihn bedächtig. Daß ich vorübergehe, macht ihr gar nichts aus. Sie sieht nur einen Augenblick von ihrer nützlichen Arbeit auf, lacht mit weißen Zähnen und laust dann weiter. Ich bleibe in angemessener Entfernung auf der Straße stehen und höre ihrem Gesange zu, denn sie singt bei ihrem Geschäft. Fünfmal, zehnmal, immer dasselbe. Einzelne Wörter nur verstehe ich und notire sie mir; hinterher habe ich festgestellt, daß es Bruchstücke aus folgendem kuriosen Liedchen waren:

„Fünf Ratten und achtzehn Frettchen
Rüsten Hochzeit mit einem Weizkörnchen,
Sie mahlen es im Loche der Spindel
Und kneten es auf einem Lausefellchen;
Ein Läuschen hilft kneten und sieben,
Ein Flohgreis schiebt's in den Ofen.

Es flog ein Funke und verbrannte den Alten.
Hierher, ihr Nachbarn vom Dorfe!
Dem Floh ergeht es traurig.“ *)

Vielleicht sollte man es nicht denken, oder nicht aussprechen, aber es muß herunter vom Gewissen: ich zweifle nicht daran, daß ähnliche Lieder, wie das obige, bei ähnlicher Beschäftigung schon vor 2000 und mehr Jahren gesungen wurden von Müttern in Elis. Ungeziefer hat es in Griechenland stets gegeben; Aristophanes spricht so harmlos davon, wie von etwas sehr Gewöhnlichem.

Auch sonst wird es in Elis auf dem Lande vor 2000 Jahren nicht viel schöner ausgesehen haben. Meiner hohen Meinung von der Kultur der alten Griechen thut dieser Gedanke gar keinen Abbruch. Ich kann mir sehr wohl vorstellen, ja ich kann es mir eigentlich nicht anders vorstellen, als daß die griechischen Bauern im Altertum in ebensolchen Hütten ohne Schornstein, ohne Fenster, mit nur einem, Allen gemeinschaftlichen Wohn-, Eß- und Schlafraum gelebt haben, wie die Bauern von Junggriechenland. Nur mit dem Unterschiede, daß die Bauern vor 2000 Jahren ihr bischen Reichtum zusammenthaten, um den größten Baumeister Athens, Iktinos, den Erbauer des Parthenon, zu berufen und ihm die Errichtung eines Göttertempels zu übertragen, wie das die armen Bauern von Phigalia gethan haben.

Mit solchen Gedanken nähere ich mich dem Ruinenfelde von Olympia, der einzigen, allen Griechen einstmals heilig gewesenen Stätte, der einzigen, angesichts welcher es gestattet ist, von einem altgriechischen Gesamtvolk zu sprechen. Es ist bemerkenswert daß im alten, wie im neuen Griechenland es wesentlich eine Gemeinschaft der Religion ist, welche das Volk als ein einheitliches durch alle Zeiten bewahrt hat. Allenfalls kann neben der Tempelstätte in Olympia noch an Homers Gedichte erinnert

*) Die Übersetzung nach Sanders.

werden, als an einen gemeinsamen nationalen Besitzstand und damit zugleich an eine über alle Dialekte hinaus verständliche Sprache. — Den Junghellenen aber hätte das Licht der Freiheit ganz sicherlich nie geleuchtet ohne das Band des gleichen Glaubens, mit seiner allen Griechen der Erde gemeinsamen Kirchensprache.

Auf dieser selben Straße, die im Altertum wahrscheinlich nicht viel besser war, sind vom Meere her die Teilnehmer an den Olympischen Spielen gezogen. Nicht alle, aber die meisten; denn einen bequemeren Weg, als den von der See her, gab es nur für die Gäste aus Achaja, aus dem benachbarten Arkadien und natürlich aus den an den Alpheos angrenzenden Gebieten Messeniens.

Ich bin im heiligen Bezirk. Ein Blick auf die Karte und die Erinnerung an Dutzende von gelesenen Schilderungen zeigt mir die bekanntesten Punkte um Olympia. Links von der Straße, jener waldbewachsene, einem Aussichtsturm über das Ausgrabungsfeld gleichende Hügel ist der Kronos-Berg, der Verschütter, aber auch der Retter mancher hellenischen Kunstwerke: ihm verdanken wir die Zudeckung des Hermes von Praxiteles, der sonst, gleich so vielen anderen Marmorstatuen, von den Byzantinern des Mittelalters zu Mörtel verbrannt worden wäre.

Gerade aus, auf einem niedrigen Vorhügel, aber immer noch reichlich hundert Fuß über Flußbett und Ausgrabungsfeld, ragt das „Neue Museum“, ein stattlicher, farbig getünchter Bau, der künftig, hoffentlich noch in diesem Jahr, die in Olympia gefundenen Schätze sicher und würdig aufnehmen wird. Rechts darüber erhebt sich der Hügel von Druwa, mit dem Dorf gleichen Namens auf der Höhe, 500 Fuß hoch. Dort hat die deutsche Ausgrabungskommission fünf Winter hindurch gewohnt; von

dort ist der Angriff auf die verschütteten Massen am Flußufer geplant und unternommen worden.

Alle Reisebeschreiber und mit ihnen Bädeker weisen den Olympiabesucher nach Druwa hinauf: nach dem langen Marsch in glühender Sonnenhitze, zuletzt unter der Schwüle eines drohenden Gewitters, noch eine böse halbe Stunde. Die Fahrstraße endet, und ein Reitweg biegt rechts ab, nach dem Dorfe Druwa. Aber gerade da, wo sie abbiegt, steht ein Häuschen mit rotem Ziegeldach, und davor ein schlanker, nicht mehr junger Mann, der mir auf Deutsch „Guten Tag!“ zuruft und mir die Hand entgegenstreckt. Jorji ist's, der allen Olympiaforschern und allen Touristen wohlbekannte treue Diener der deutschen Ausgrabungskommission, der nach der Beendigung des Werkes oben in Druwa für die Reisenden eine Unterkunft herrichtete, neusterdings aber sehr verständiger Weise ein Häuschen unten an der Straße erbaut hat und hier mit seiner kürzlich heimgeführten hübschen Frau den müden Wanderer auffängt, bevor er noch den steilen Aufstieg nach Druwa beginnt. Außer „Guten Tag!“ spricht er nicht viel Deutsch doch versteht er, durch seinen langen Verkehr mit den deutschen Schatzgräbern, so viel, daß auch ein des Griechischen gänzlich unkundiger Deutscher bei ihm nicht in Verlegenheit gerät.

Es ist ihm offenbar eine große Freude, deutsche Gäste zu beherbergen. In dem einzigen, sauberen Fremdenzimmer seines Hauses hängen die farbigen Bilder des Deutschen Kaisers, des Kronprinzen, des Fürsten Bismarck und des Feldmarschalls Moltke; daneben Photographien der deutschen Gelehrten und Baumeister, unter denen Jorji gedient: Hirschfeld, Treu, Furtwängler, Purgold, Dörpfeld, Bötticher, Bohn, und anderer. Auch ein Gruppenbild der Ausgrabungskolonnen auf dem Tempelfeld ist aufgehängt.

Während ich mich vom Staub des Weges säubere, und Jorjis Frau mir eine Limonade zurechtmacht, gemischt aus

Zitronen- und Apfelsinensaft, erzählt mir der Wirt von den großen Dingen, die hier durch deutsche Männer geschehen, et quorum pars magna fuit. Jorji ist ein Grieche, wie ich keinen zweiten gesehen. Er ist etwa 40 Jahre alt, aber schon grauhaarig; dabei in allen seinen Bewegungen so milde und leise wie ein Hofmann, mit ganz sanfter Stimme und für einen Griechen auffallend schleppender Sprache. Keine Spur von griechischer Lebhaftigkeit in Händen und Gesichtsmuskeln; ein Hauch von Schwermut umgiebt ihn, und selbst die Augen haben kein Feuer. Das allsommerliche Fieber, welches in diesem Flußtal brütet, hat diesen großen starkknochigen Mann so früh gealtert und geknickt.

Es muß einstmals nicht so arg in der Niederung des Alpheos und Kladeos gewesen sein, sonst hätten die Olympischen Spiele gewiß nicht in den jetzt verderblichsten Fiebermonaten des Jahres, im Juli oder im August, stattfinden können. Gerade diese Monate aber waren es, in welchen hierher wohl hunderttausend Menschen aus allen Gauen Griechenlands zogen, um wochenlang, meist im Freien, zu verweilen.

Die Vernachlässigung der beiden, Olympias Tempelstätte umspülenden Flußläufe, vom frühen Mittelalter bis in unsere Tage hinein, hat aus dem heiligen Hain, ja aus dem ganzen Flußgebiet von Olympia bis zur Mündung des Alpheos ein breites Fiebertal gemacht. Dieselbe Vernachlässigung hat auch zur Zerstörung des Tempels geführt, soweit nicht rohe Menschenhände dabei mitgeholfen. Am schlimmsten hat der Kladeos gewütet. Er mündet nach kurzem, reißendem Lauf, aus den Bergen von Pholoë im Norden kommend, unmittelbar an der westlichen Ummauerung der Altis*), in den breiteren Alpheos. Die Alten

---

*) „Altis" ist der Name des ganzen Tempelbezirks von Olympia; es ist das äolische Wort für das attische ἄλσος, heiliger Hain.

hatten ihm sein sicheres Bett durch hohe Ufermauern angewiesen, in gehöriger Entfernung von der Altis. Aber der tobende Bergstrom nagte und spülte an seinen Fesseln, und als kein frommes Auge über seinen bösen Willen wachte, da durchbrach er die Schranken, und donnernd stürzten unter seinen Fluten die Marmorhallen des „großen Gymnasion", der „Palästra", des „Heroon" und des „Propyläon" in Trümmer.

So ist es mit dem Kladeos geblieben bis heute. In Griechenland hat man zwar angefangen, Straßen und Brücken zu bauen oder durch fremde Unternehmer bauen zu lassen. Aber es geschieht erbarmungswürdig wenig zur Sicherung des Gebauten gegen die regelmäßigen Verheerungen durch griechische Ströme, die im Sommer kaum eine Waschschüssel voll Wasser führen, im Frühling ganze Landschaften überschwemmen.

Unter Jorjis Leitung begebe ich mich nach dem Tempelfeld. Im vorigen Monat hat noch eine feste Steinbrücke von der Fahrstraße über den Kladeos nach dem Fuß des Kronoshügels geführt. Heute ist sie verschwunden, und nicht Weg noch Steg trägt uns zu den Tempeln von Olympia! Der Fluß ist zwar seit den letzten großen Überschwemmungen dieses Frühlings wieder gesunken, und wollte ich eine tötliche Erkältung nicht scheuen, so könnte ich ihn zur Not durchwaten, im Wasser bis zu den Hüften, wobei ich aber riskire, von dem schäumenden, pfeilschnell dahin rasenden Gewässer umgerissen zu werden. Zum Glück ist die tiefste Stelle nicht breit; Jorji und ich schleppen ein langes festes Brett herbei; das eine Ende wird auf einen hoch aus dem Strudel hervorragenden Marmorblock — gewiß vom Ausgrabungsfelde herrührend — gelegt, dann lassen wir das Brett über den Strom ans andere Ufer auf einen Erdvorsprung fallen: der Kladeos hat wieder eine Brücke, auf der ich, von dem elastischen Brett geschaukelt, vorsichtig hinüberschreite. Wenn nur das Bauwerk nicht verschwunden ist, wann ich den Rückweg antrete!

Aber dann brauche ich nur über den Kladeos hinüberzurufen, und Jorji kommt und trägt mich auf den Schultern übers Wasser. So haben wir's ausgemacht, und nun bin ich ganz allein am Abhang des Kronoshügels.

Es ist noch früh am Nachmittag, und erst um 7 Uhr wird es dunkel. Da braucht man nicht zu hasten, was für Olympia auch wenig angebracht wäre. Es giebt hier keine erklärenden, ärgerlichen Fremdenführer; man wird zwar geleitet, aber nicht mit auswendig gelernten Albernheiten belästigt. Eine Wachtbude für den Posten der Chorofilakes (Gendarmen), ein Bretterhäuschen für den „Filax" (Wächter), — das ist alles. Man zahlt kein Eintrittsgeld, weder zum „Museum" noch zum Ausgrabungsfeld. Dem stummen, d. h. nur auf bestimmte Fragen kurze, verständige Antworten gebenden Wächter, einem alten Fustanellaträger, reicht man für sein stundenlanges, bescheidenes Geleit gern eine handvoll Dekaren und Zigarretten.

Während einer der Soldaten den Wächter herbeiruft, und ich vor ihrer Wachtstube auf einer rohen Holzbank sitze, betrachte ich die Umgebung der Tempelstätte. Wer uns nur einreden will, die Alten hätten des „Natursinns" ermangelt! Kann man sich eine lieblichere Gegend für ein religiöses und künstlerisches Nationalfest aussuchen als dieses Thal, umflossen von zwei rauschenden Waldströmen, überragt von zwei begrünten Hügeln, mit dem Hintergrund der schneebedeckten arkadischen Berge im Osten, und mit dem Ausblick nach Westen auf das blaue Meer, ja bis nach Zante hinüber! Die Alten waren, wie alle südlichen Völker, frei von der empfindsamen Naturschwärmerei, welche nordischen Völkern so gut steht. Ihnen war die umgebende „Natur" während des größten Teils des Jahres eine milde Freundin, nicht ein Schrecknis wie im Norden. Aber von einer schönen Landschaft wußten sie, die Meister der Schönheit, daß sie schön sei, ohne daß sie viel Worte darüber verloren. Die herrlichsten Bauten,

die uns aus Griechenlands Vorzeit gerettet sind, stehen samt und sonders an Punkten, die zu den naturschönsten der Erde gehören. So das Parthenon auf der Akropolis von Athen; so der Apollo-Tempel auf dem phigalischen Berge; der Athene-Tempel auf dem Kap Sunion; — so auch der Tempel des Olympischen Zeus mitten in dem lieblichen Grunde zwischen Alpheos und Kladeos.

Der Wächter bleibt aus; der zurückkehrende Soldat überbringt seine Entschuldigung: eine Karawane von drei Engländern mit Dragoman und fünf Führern ist heute in Druwa eingetroffen und klettert seit einer halben Stunde auf dem Tempelfelde umher; sie seien aber schon „fertig“, und der Wächter werde sogleich kommen. Ich habe keine Eile. Man muß ohnehin in Griechenland dicht vor dem Schönsten oft verschnaufen und sich besinnen, sonst wirft es einen um. Ich möchte gar nicht so ohne weiteres vor den Hermes des Praxiteles treten, wie in irgend einem europäischen Museum, wo ja alles den Charakter eines zufällig hierher geratenen Schaustücks trägt.

Was diese Bretterbude, das vorläufige Museum, bis zur Eröffnung des vornehmen „neuen“, an Schätzen alter Kunst birgt, das ist alles einmal im Lichte dieser Sonne, angesichts dieser selben grünen Hügel aufgestellt gewesen, nicht mit Museumnummern verziert, sondern als ein Stück jenes höheren Lebens, welches hier alle vier Jahre die Abgesandten eines ganzen Volkes während einer kurzen Festeswoche führten.

Die alten Griechen hatten keine Museen, in denen Kunstwerke und Kunstgerümpel in tausenden von „Nummern“ zusammengestapelt waren; ich glaube, es hätte sich auch kein Publikum dafür gefunden. Wir bedürfen allerdings der Museen, und zwar vermehren sie sich und füllen sich ungefähr in demselben Maße, wie die Kraft der eigenen, originellen Hervorbringung erlahmt. Um die Zeiten, da Rafael und Michelangelo und Dürer malten, hat es meines Wissens auch noch keine Gemäldegallerien gegeben.

Fast gleichzeitig mit der Ausgrabung der Tempelstätte in Olympia hat bekanntlich in Deutschland ein Versuch stattgefunden, auch für uns ein künstlerisches Olympia zu schaffen. Nun vergleiche man aber — gleichviel ob Wagneraner oder nicht — das Bayreuther Festspiel mit Olympia! Dort die pomphafte Darstellung des musikalischen — Meisterwerkes, zugegeben — eines Tondichters, mit Eintrittspreisen, die eigentlich nur Bankiers den Genuß erlauben. Hier in Olympia eine mit allen Weihen frommen Götterglaubens umgebene Schaustellung des Schönsten und Tüchtigsten, was ganz Griechenland in allen Künsten aufzuweisen hatte. Es ist gewiß mehr als eine historische Anekdote, daß in Olympia an einem der großen Festtage Herodot ein Stück seines Geschichtswerkes der lauschenden Menge vorgelesen, und daß hier sein berühmtester Nachfolger, Thukydides, den Entschluß gefaßt, Herodot nachzueifern. Ja, Olympia ist mehr gewesen als ein Renn-, Fecht- und Ringplatz Griechenlands.

Die Engländer sind „fertig“, und der Filax öffnet mir die Thür des bretternen Heiligtums, darin der Hermes des Praxiteles und die Nike des Päonios an der nackten Erde stehen und liegen. Es ist dunkel in dem einem Holzstall gleichenden Schuppen, und die im hellen griechischen Sonnenglanz gebadeten Augen müssen sich erst an das Halblicht gewöhnen. Dann taucht sie hervor aus dem Dunkel — die herrlichste Gestalt des griechischen Kunstaltertums: der Hermes! Unzählige Male hat man sie in allen Schaufenstern großer Städte gesehen, in Gips, „Elfenbeinmasse“ und Marmor; nun steht man vor dem Urbild und ist geblendet, überrascht, als habe man nie zuvor ein Abbild davon erblickt. Nicht auf steinernem Fußgestell erhebt sich die schöne Götterjünglingsgestalt; vielmehr steht sie mit den verstümmelten Beinen auf dem natürlichen Felsgestein des Kronos-Abhangs, über dem man den Holzschuppen errichtet hat. Mit Stricken haben sie den Gott an einen hölzernen Pfosten gebunden, um ihn nur aufrecht

hinstellen zu können. Er wird ja bald in den heiteren Räumen des „Neuen Museums“ auf hohem Fußgestell frei dastehen und auf die Beschauer niederlächeln. Ob aber ein späterer Besucher Olympias diesen starken, rührenden Eindruck von der Statue empfangen wird, wie ich hier von diesem mit Stricken festgebundenen Götterbilde, das bezweifle ich.

Jämmerlich dagegen nimmt sich in ihrer bisherigen Unterbringung die Nike aus. Man hat nicht anders gekonnt, als sie einstweilen flach auf den Rücken zu legen, und es ist sehr fraglich, ob man wird wagen dürfen, die Siegesgöttin in ihrer ursprünglichen Haltung aufzustellen. Mit den Gipsnachbildungen geht das an; wer bürgt aber dafür, daß nicht das Urbild eines bösen Tages jäh zur Erde stürzt, wenn man den brüchigen Stein mit seiner ganzen Last so aufrichtet, daß der Siegesflug der Nike wieder sichtbar wird? — Der deutsche Bildhauer aus Berlin, Herr Grüttner, der von der griechischen Regierung soeben den ehrenvollen Auftrag erhalten, die Überführung der Statuen und sonstigen Olympia-Funde aus dem Holzschuppen in das Museum zu leiten und ihre Aufstellung anzuordnen, hat damit ein schweres, verantwortliches Amt übernommen.

Nach dem Hermes und der Nike erscheint einem der übrige Inhalt des Schuppens unbedeutend, so hervorragende Gestalten vom Giebelfelde des Zeustempels sich auch darunter befinden. Wer nicht als Archäologe oder Künstler, sondern nur als ein genußfreudiger Mensch aus dem Publikum nach Olympia gereist ist, der wird sich manche Stunde mit jenen beiden Statuen, aber nur einige Viertelstunden mit den Trümmern der anderen beschäftigen. Auch sollen ja diese Blätter nicht einen Katalog ersetzen.

Zum Tempelfeld, d. h. zum eigentlichen Olympia, steigt man von dem Holzschuppen über buntbeblümte Wiesenhänge in wenigen Minuten hinab. Ein winzig kleines Eselfüllen zerrt an

dem Strick, mit dem es an einen Säulenstumpf vom Heiligtum der Hera (dem „Heräon") gebunden ist. Sonst die lebloseste Einsamkeit über und auf dem ungeheuren Trümmerfeld. — Doch nein, da schlägt ein Vogelkehlchen aus dem Gestrüpp am Unterbau des gewaltigen Zeustempels, und wie der Wächter und ich näher treten, um zu den Säulentrommeln emporzusteigen, fliegt ein rotbrüstiges Vögelchen ängstlichen Flügelschlags auf und umflattert das Gestrüpp, in dem es sein Nestchen gebaut. Richtig, — da liegen fünf blauweiß gesprenkelte Eier in dem Geflecht aus vertrockneten Asfodelosstengeln, Schafwolle, Maisstroh, und es wird nur noch wenige Tage dauern, bis neues Leben blüht aus den Ruinen. Die Griechen sind keine so scheußlichen Vogelfeinde, wie die Italiener. Dem Tierchen, das hier am Fuß des Zeustempels brütet, wird niemand etwas zuleide thun. Überhaupt muß ich sagen: trotz der Waldverwüstung in Griechenland — lustiger umzwitschert und umsungen worden auf einer Reise bin ich kaum jemals; ich glaube, es giebt mehr Nachtigallen dort als Bäume.

Wieder läßt mein Wetterglück mich seine fast zum Gesetz erhobene Laune empfinden: zwei Tage schön, der dritte trübe. Der zweite der schönen Tage geht zu Ende, und der dritte verkündet unfrohes Wetter. Aber dieser sich schwarz bewölkende Himmel giebt eigentlich die beste Beleuchtung her für die in Trümmer geborstene Pracht dieses großen Tempelleichenfeldes.

Was hier zu sehen ist, gleicht leider nur einem steinernen Grundriß, vom höchsten Reiz für Altertumforscher und Bauverständige, jedoch ohne besonderen künstlerischen Wert in seiner jetzigen kümmerlichen Erhaltung. Es ist eben gar zu wenig über der Erde geblieben, kaum mehr als ungeheure Tempelstufen, Säulenfüße und Gebälkblöcke; aber wenig oder nichts an künstlerisch bearbeitetem Steinwerk, und das Wenige hat man ins Museum getragen. Nicht eine einzige Säule steht leidlich

erhalten aufrecht; doch kann man durch die hingeschmetterten, in Stücke von je hunderten von Zentnern zerborstenen Säulen des Zeustempels eine Ahnung von dessen einstiger Steinpracht gewinnen.

Wollte der Himmel, es hätten hier nur die Elemente gewüstet: Erdbeben, Überschwemmung, Bergrutsch! Dann wären wohl die Tempel zusammengestürzt, aber es wäre uns doch mehr des Tempelschmucks, der Bildsäulen erhalten geblieben. Was davon innerhalb der Altis nach den beiden schrecklichen Erdbeben des sechsten und den Überschwemmungen des siebenten nachchristlichen Jahrhunderts noch vorhanden war, das hat entweder die religiöse Zerstörungswut der Byzantiner oder die Unwissenheit der umwohnenden armen Bauern vernichtet, die aus den marmornen Götterbildern Kalk und Mörtel für ihre Hütten brannten. Man muß ihn geradezu preisen, den Erdrutsch vom Kronoshügel, daß er den Hermes verschüttet hat, und den Sandberg, den die beiden wilden Ströme über die Nike und die Figuren vom Giebel des Zeustempels gehäuft.

Wie es mir in Olympia ergangen, so gewiß vielen: ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß außerhalb der Altismauern, tief im Schutt alter Flußbetten, noch mancher Schatz an Bildwerken zu heben wäre. Die Ausgrabung in den Jahren 1875—1880 hat doch vorzugsweise archäologischen, überhaupt wissenschaftlichen Zwecken dienen sollen, und diese Zwecke wurden ja auch durch die treue Arbeit der früher genannten Männer bestens gefördert. Gewiß: die Auffindung von Bildsäulen daneben ist als ein sehr erfreuliches Ergebnis begrüßt worden; aber die Hauptsache war doch die Aufdeckung des Grundrisses, die Bestimmung der einzelnen Ruinen nach des Pausanias Angaben und sonstige ins Wissenschaftliche schlagende, verdienstvolle Dinge. Hätte ich das Geld, also die Macht, ich würde noch einmal graben lassen; nicht mehr auf der Tempelstätte, sondern

im Flußbett des Alpheos, in seinem alten und neuen. Ein ganz neues, bequemes Bett von Olympia bis zur Mündung beim See von Agulenitsa würde ich ihm bereiten lassen, und dann das frühere Bett umgewühlt wohl 30 und 40 Fuß tief. Bei jeder Überschwemmung des Tempelfeldes im 6. und 7. Jahrhundert n. Chr. hat der Alpheos, unterstützt durch den Kladeos, weggeschleppt, was seinen Fluten nicht widerstand. Den Riesensäulen des Zeustempels war seine Kraft nicht gewachsen; aber das leichte Zeug der Statuen schwemmte er davon und begrub es im Flußsande.

Wie schade, daß Herr Schliemann sich bei seinen unwissenschaftlichen, begeisterungsvollen und deshalb glücklichen Ausgrabungen noch niemals hat leiten lassen durch die Freude an dem Gewinn für die Kunst, vielmehr ausschließlich oder überwiegend durch den Sinn für Reliquienverehrung, gleichviel wie groß oder klein der Kunstwert des Ergrabenen! Die ganze Ausgrabung in Olympia hat die Bettelsumme von einer einzigen Million Franken gekostet und ist so reich belohnt worden: jedes europäische Museum ersten Ranges würde für den Hermes allein mit Freuden zwei Millionen bezahlen. Alle Welt kann ein neues Alpheos-Bett auch nicht kosten, gewiß nicht annähernd so viel wie eine einzige der neuesten Panzerfregatten, die von einem einzigen Torpedo in die Luft gesprengt werden.

Es steht nicht zu erwarten, daß eine europäische Regirung hier noch einmal thun wird, was die deutsche gethan. Zum zweitenmal werden sich schwerlich ein Monarch, ein Ministerium und eine Volksvertretung zu so schwungvollem, ganz und gar selbstlosem Opferdienst für die Wissenschaft und die Kunst zusammenfinden, wie es 1874 von seiten des Deutschen Reichs geschah. Selbstlos, denn bekanntlich besagte der damals mit der hellenischen Regirung abgeschlossene Vertrag, daß nicht ein Splitter der ausgegrabenen Funde in das Eigentum der Finder,

d. h. Deutschlands, übergehen, sondern daß uns nur das Recht der ausschließlichen Abformung während der ersten drei Jahre zustehen sollte. Die Ausgrabung von Olympia fand statt unter demselben Gesetz des neuen Königreichs Griechenland, welches überhaupt jede Ausfuhr von Altertümern über die Landesgrenzen verbietet.

Deutschland braucht nie zu bereuen, für eine verhältnismäßig sehr niedrige Summe ein Werk von solcher Bedeutung vollbracht zu haben, selbst da ihm kein größerer Besitz daraus zuteil geworden, als durch seine Arbeit allen mitstrebenden Völkern. Die Ehre, das Werk zuerst angeregt — durch Winckelmann und durch Curtius — und es dann so herrlich hinausgeführt zu haben, bleibt ihm ja ungeschmälert.

Und was den Hermes und die Nike und all die übrigen Funde von Olympia anlangt, so sähe ich sie wohl gern in Berlin, lieber aber dennoch an der Stätte, wo sie aus dem Leben des griechischen Volkes heraus entstanden sind. Wir haben nun nachgerade genug in unseren großen Kunstschaubuden zusammengeschleppt und können es wohl neidlos mit ansehen, daß neue Funde da verbleiben, wo sie Jahrtausende hindurch begraben gelegen, wenigstens wenn es sich um Funde in zivilisirten Ländern handelt. Griechenland nimmt jetzt seine Altertümer ziemlich gut in Acht. Daß die Wirkung des Hermes und der Nike in Olympia selber eine unendlich viel größere ist, als sie in irgend einem Museum außer Landes sein könnte, darauf will ich auch ohne Probe schwören. Man denke an die nach London geraubten Figuren vom Giebel des Parthenon und frage sich, ob die gebildete Welt noch heute eine solche Barbarei dulden würde, selbst wenn man zugestehen muß, daß jene Figuren in London für die abendländische Welt leichter zugänglich sind, als sie es in Athen wären.

Siebentes Kapitel.

Am Ufer des Alpheos.

Der Kladeos hat die Planke nicht weggerissen, und mit dem Sinken der Sonne bin ich glücklich in des sanften Jorji Behausung zurückgekehrt. Ich sitze mit dem Ehepaar vor der Thür auf richtigen Stühlen: Jorji hat nicht vergebens sechs Jahre lang mit Europäern verkehrt. Er weiß nicht genug die Güte seiner ehemaligen Herren, namentlich der Herren Treu und Hirschfeld (von ihm „Girschfeld“ gesprochen) zu rühmen. Die vielen kleinen Künste des Lebens, die er ihnen abgesehen, kommen mir jetzt zu gute, besonders die Sauberkeit: so behaglich-sauber, wie in dieser Einöde, habe ich zwischen Pyrgos und Argos keine Nacht erlebt.

Jorji ist der einzige Grieche, der mir auf meine Frage, ob er mir Volkslieder, „Kleftenlieder“ vorsingen könne, mit Nein antwortet: er kenne sie wohl, aber er mag nicht singen. Das Fieber hat ihm die Sangesfreude benommen. Leer ging ich indessen darum nicht aus. Als es schon ganz dunkel geworden und so abendstill, daß wir deutlich den Alpheos von jenseits des Tempelfeldes herüberrauschen hörten, kam den steilen Bergweg vom Dorfe Druwa herab ein starker Tritt, unter dem die Steinchen zu Tale rieselten. Mit herzhaftem Kalispéra (Guten Abend) pflanzt er sich vor uns hin und reicht mir die Hand, — natürlich

ein Er und zwar ein über sechs Fuß langer. Gleich diesem Elier schöne Griechen habe ich nur noch in Lakonien gesehen, dort freilich zu Haufen; einen schöneren jedoch nirgends.

Er hält noch meine Hand, und ich bin über das Wundern in Griechenland über solche Dinge hinaus.

„Kennst du den Dörpfeld, Afendi?" fragt mich der lange Elier.

„Nur seinen Namen, Bruder; nicht persönlich."

„Ob er wohl jetzt in Athen ist?"

„Das weiß ich dir nicht zu sagen. — Darf ich wissen, warum du mich danach fragst?"

„Ich bin Dörpfelds Mann, habe ihn auf seinen Ausgrabungsreisen begleitet und soll ihn auch jetzt wieder aufsuchen, sobald ich höre, daß er in Athen ist. Wie kann ich das wohl erfahren, Afendi?"

„Schreib einen Brief an den deutschen Próxenos (Konsul) in Piräus oder an den deutschen Gesandten in Athen; die werden dir gewiß antworten."

Dank, Afendi; gute Nacht dir, — gute Nacht, Jorji," und will wieder gehen.

„Halt, Bruder, bleib ein bischen unten und trink ein Weinchen mit mir."

Das nimmt der Lange, Dörpfelds „Mann", dankend an, und in seiner Gesellschaft verzehre ich mein Abendessen, für welches Jorjis Frau dem deutschen Gast zuliebe eines ihrer größten Hühner geopfert. Zum Nachtisch giebt es Mandeln und Haselnußkerne, natürlich nicht mit einem Nußknacker, sondern mit einem Stein aus den Schalen geklopft. Alles auf sauberem Tisch, aus blanken Tellern, beim hellen Licht einer fast eleganten Petroleumlampe.

Nach dem Essen holt Jorji einen guten weißen Resinatwein und schenkt ihn ein, in Wassergläser, wie stets auf dem Lande in Hellas, aber nur den Boden bedeckt, nach mäßiger althellenischer

Sitte. Der lange Elier — seinen Namen habe ich leider vergessen — dreht für mich dicke Zigarretten und erzählt dabei von seinen Wanderungen mit Dörpfeld. Natürlich hat er auch den Ausgrabungsfeldzug in Olympia unter Dörpfeld mitgemacht. Er trägt sich ein bischen theatralisch: silbergestickte, blauwollne, offne Jacke; silbergestickten, hellgelben Ledergurt, und eine Fustanella aus ganz feinem Linnen; dazu Schnabelschuhe aus rotem Leder, vorn mit einem rotwollenen Büschel. Dafür kommt er aber auch von einer Hochzeit, die heut oben in Druwa gefeiert worden.

„So habe ich mir immer die Kleftenhelden vorgestellt, wie du aussiehst," sage ich zu ihm überm Trinken, und das schmeichelt ihm offenbar. — Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß „Klefte" nicht einen gewöhnlichen Räuber, sondern einen der Helden der Grenzguerillas gegen die Türken zu Anfang dieses Jahrhunderts bezeichnet.

„Jetzt brauchen wir keine Kleften mehr, Afendi", meint der Elier; „jetzt haben wir Soldaten!"

„Weiß wohl, mein Bruder, bin selber mit ihnen zu Felde gezogen," und erzähle ihm von meiner nächtlichen Fahrt mit den korfiotischen Rekruten.

Er glaubt fest an den nahen Ausbruch des Krieges; ich übrigens damals auch. Wer hätte an Ort und Stelle ahnen können, daß die furchtbare Kriegsrüstung, die Zusammenberufung eines Heeres, wie Griechenland es zu keiner Zeit, nicht während des trojanischen Kieges noch nachher, ins Feld gestellt: über 90000 Mann, — daß alles das ein Gaukelspiel, ein Verlegenheitskniff des thörichtesten aller griechischen Staatsmänner wäre!

„Dann kriegen wir Epiros, Makedonien und die Inseln," sagt der Elier.

„Mitsamt dem Olimbos" (Olymp), wirft Jorji ein.

„Haben wir den noch nicht?!" fragt der andere ganz erstaunt.

„Nein, wir haben Olimbia*), aber nicht den Olimbos,“ sagt Jorji.

Ich muß dem Elier auf meiner großen Karte die Grenzlinie zwischen der Türkei und Hellas im Nordosten zeigen. „Siehst du: diese rote Linie ist die Grenze; hier ist Tirnawos, das ist schon griechisch; und drüben ist Elassóna, das ist noch türkisch —“

— „Ton keratá!“ flucht der Elier —

— „Und dies hier ist der Kissawos (Ossa), der Griechenberg, aber drüben liegt der Olimbos, der Türkenberg.“

„Das muß früher ganz anders gewesen sein,“ sagt betrübt der Elier. „Kennst du nicht das alte Kleftenlied vom Olimbos und Kissawos?“

„Ja, aber nur den ersten Vers. Sing es mir!“

Mein elischer Zechgenosse schnäuzt sich, legt beide lange Arme auf den Tisch und hebt an:

„Der Olimbos und Kissawos, die beiden Berge, streiten,
So daß der eine Regen streut, und Schnee der andre wirbelt.
Der Kissawos den Regen streut, der Olimbos die Flocken.
Da wendet sich der Kissawos und spricht zum andern Berge:
„Nicht streite, Olimbos, mit mir, von Kleften du bewohnter,
Ich bin der Kissawos, von dem man in Larissa redet,
Mein freuen alle Türken sich, die Agas von Larissa.“ —
Da wendet sich der Olimbos und redet so zu jenem:
„Pfui Kissawos, pfui häßlicher, von Heiden du betretner,
Betretner du vom Türkenpack, von Agas aus Larissa.
Ich bin der alte Olimbos**), berühmt in allen Landen,
Hab' zweiundsechszig Gipfel hoch und vierzig fromme Klöster,
Ein Kirchlein jeden Gipfel krönt, ein Quell von jedem Felsen.
Und Kleftenlager heg' ich ein, wo Kleften überwintern.

*) So, und nicht hart wie die Europäer es sprechen, lautet Olympia; „p“ nach „m“ wird zu „b“, ebenso wie „t“ nach „n“ zu „d“ wird in der Aussprache.

**) Wörtlich: „der Olimbosgreis“, — *Γερόλυμπος*.

Doch wenn des Frühlings Macht beginnt, und sich die Zweiglein öffnen,
Dann wimmeln Kleften auf den Höhn, Gefangne in den Lagern.
Auch haust auf mir ein goldner Aar, beschwingt mit goldnen Flügeln,
Hoch oben horstet er auf mir und redet mit der Sonne:
„O Ilios, du scheinst nicht früh, du scheinest nur am Mittag,
Daß wärmen meine Fänge sich, die Adlerkrallenfänge;
Rebhühner will erjagen ich, will fangen wilde Tauben.“

Dann Lied auf Lied, lauter „Tragúdia kléftika“, viele bekannte, noch mehr unbekannte. Man sollte wirklich eine solche Reise nicht ohne Passows neugriechisches Liederbuch machen, wenn man sammeln will. Merkwürdig übrigens, mit welcher eisernen Zähigkeit die Griechen die Kleftenlieder behalten, jetzt nachdem selbst in den nördlichen Grenzgebirgen jede Spur des revolutionären Kleftenwesens verschwunden ist.

Von Arkadien her, über den Alpheos und die Ruinenstätte von Olympia saust ein Regen verheißender, schwerer Wind, und morgen in aller Frühe will ich die Fußwanderung nach Osten antreten! Jorji aber und der Lange reden mir so ernstlich zu, doch lieber ein Pferd zu nehmen, daß ich nachgebe. Die Wege seien zu erbärmlich und von einem Fremden nicht zu finden. Auch müsse ich durch drei Ströme waten, einer tiefer und reißender als der andere; wie wolle ich da hinüberkommen „me ta podária?!“ —

Nach der Erfahrung mit der Brücke über den Kladeos wage ich nur schüchtern die Frage nach den „Brücken“ über die drei Ströme. „Der eine hat eine Fähre, der andere hatte mal eine Brücke, der dritte hat gar nichts,“ ist die bündige Antwort. Da muß ich natürlich ein Pferd nehmen. Der Lange wird mir noch heute Abend einen „Agojaten“ (Führer) von Druwa herunterschicken, mit dem ich wegen des Pferdes für morgen verhandeln kann.

Der Agojat kommt nach einer kleinen Stunde, und wir werden leicht handelseins: für zwölf Drachmen (damals acht

Mark) will er mich auf gutem Pferde morgen an einem Tage nach Andritsena schaffen. Abgemacht. Zwölf Drachmen sind mehr als der übliche Preis für eine Tagereise in Griechenland; aber der ehrliche Jorji, der mir eine noch höhere Forderung auf diese zwölf Drachmen hat herunterbringen helfen, erklärt mir der Wahrheit gemäß, daß jetzt, in der Zeit der Weinbergbestellung, die gewohnten Preise nicht gelten, nicht weil die Pferde, sondern weil die Pferdeführer schwer abkömmlich seien und allein für ihre Feldarbeit, ohne ihr Pferd, 5—6 Drachmen täglich verdienen. — Mir hat der Zufall nach meiner Heimkehr einen Vortrag zur Kenntnis gebracht, den ein junger deutscher Archäologe über eine um dieselbe Zeit gemachte Hellasreise in einem Berliner Verein gehalten, und worin er über die „furchtbare Prellerei der griechischen Pferdevermieter“ sich schimpfend entrüstet hat. Er hat nicht gewußt, daß es in Griechenland zur Zeit der letzten Mobilmachung so sehr an ländlichen Arbeitskräften fehlte, wie seit sechs Jahren nicht, und daß die zurückgebliebenen Männer und Pferde im Preise um ebenso viel gestiegen, wie der Wert des Geldes gesunken war. Übrigens: zwölf Drachmen für den Tag waren der höchste Preis, der mir je abgefordert wurde, und mir erscheint er als ein durchaus mäßiger: acht Mark für ein Pferd und einen Menschen, die für Weg und Rückweg zwei Tage brauchen!

Die ganze Nacht hindurch höre ich im Halbschlaf den Regen, der an die Holzplankenfenster schlägt. In dicken Nebel gehüllt liegt der Kronoshügel am nächsten Morgen da, wenn auch der Regen aufgehört hat. Aber die Fahrstraße vor dem Hause ist ein rieselnder Bach geworden, — wie mögen nun erst die Bergpfade aussehen, die ostwärts den Alpheos entlang führen!

Jorji macht ein sehr bedenkliches Gesicht zu meiner Weiterreise. Zum erstenmal an diesem Tage höre ich die Worte „To pérasma tu Rufiá“ (die Furt über den Rufiás, — volks-

tümlicher Name des Alpheos), und zwar mit allen möglichen Zusätzen von Fragezeichen und Ausrufungszeichen in Stimme und Geberden. „Ich würde heute nicht gehen," sagte Jorji, „aber die Herren Deutschen machen sich nichts daraus." — „O, ich mache mir wohl etwas daraus, aber ich möchte dennoch vorwärts." Ich freue mich, dem Wetter und den grundlosen Wegen zum Trotz, auf meine erste Reise mit einem Agojaten.

Der Agojat kommt, aber ohne Pferd —: „Es geht heute nicht, Afendi."

„Warum nicht? Du hast ja dein Wort gegeben."

„Wir kommen nicht über den Rufiás," ist die Antwort.

„Auch nicht zu Pferde? Du kannst ja hinter mir aufsitzen."

„Nein, wir ersaufen alle beide mitsamt dem Pferde."

„Ich gebe dir 15 Drachmen, — und nun vorwärts."

„Es geht nicht; es geht wahrhaftig nicht. Es thut mir leid. Guten Tag dir!" und damit geht er über die Schwelle, den Hügel nach Druwa wieder hinauf. —

„Was soll ich thun, Jorji?"

Der brave Jorji will mir nicht raten, damit ich nicht denke, er wolle mich seines Vorteils wegen länger zurückhalten. Er zuckt die Achseln und sagt: „Ich weiß nicht." Da ich aber mein Ränzel über die Schulter werfen will, um trotz alledem loszumarschiren, nimmt er mir's aus der Hand, bindet sich's um die Schultern und sagt kurzab zu mir: „As pame!" (Gehen wir).

Am Tempelfeld vorüber, auf dem zwischen den Ruinen tiefe Regenlachen stehen, geht der Weg zum Alpheos hinab. Jorji will mich wenigstens bis zum Bakáliko des Dorfes Miraka über dem Alpheos begleiten; dort, meint er, sei Hoffnung, einen neuen Agojaten zu finden.

Rechts in der Tiefe braust uns der angeschwollene Strom entgegen, abgerissene Ölbäume und Brückenplanken mit sich führend. Breit wie etwa die Spree oberhalb Berlins, aber kein

so sanftes Gewässer, wie jene Heimat der Berliner Gondelfahrer; nein, ein gelbschlammiger, wirbelnder Bergstrom, der an seinen Ufern reißt und sich wie ein Unhold auf Olympia loswälzt. Man begreift hier so recht, wie die Hellenen dazu kommen konnten, im Giebelfeld des Zeustempels den beiden Flußgöttern des Gaues Bildwerke zu errichten, — wie sie überhaupt zur Vermenschlichung von Flüssen kamen. Ist mir doch an jenem beschwerlichsten Wandertage im Stromgebiete des Alpheos sein rauschendes Gewässer wie ein böser Dämon erschienen, der mir den Weg verlegte. Wenn ich gegen irgend einen Fluß auf Erden so etwas wie einen persönlichen Haß im Herzen trage, dann gegen den „Rufiás“, — wie ich ihn fortan nennen will.

Mit lehmstarrendem Fußwerk kommen wir nach einer Stunde beim Bakáliko von Miraka an. Kein Agojat will die Reise wagen. Ja, bis nach Aspraspitia (drei Stunden weiter östlich, diesseits des Rufiás) wollen sie mitgehen; darüber hinaus lockt sie kein Preis: es giebt heute, nach dem heftigen Regen der Nacht, keine Furt. Morgen vielleicht, wenn's in der nächsten Nacht nicht abermals in den Bergen regnet, wonach es sehr aussieht.

Ich verabschiede mich von Jorji, der mich besorgt ziehen läßt und sich hartnäckig weigert, ein Geschenk für sein Geleit anzunehmen. Er nötigt mir noch ein großes Stück weißen Brotes und einen langen Strohhalm mit drangereihten kleinen messenischen Feigen auf, drückt mir die Hand und kehrt heim nach Olympia. Und nun vorwärts, ganz allein, durch das Rinnsal der vollgeregneten lehmigen Pfade, zu der Grenze zwischen Elis und Arkadien: zur Doána, dem Erymanthos der Alten, einem Nebenfluß des Rufiás.

Die Landschaft auf beiden Seiten des tief zwischen Bergen eingebetteten Stromes ist kaum griechisch zu nennen: saftiggrüne Wiesen an den Uferhängen, und höher hinauf dicke Wälder im vollen Blätterschmuck. Noch bin ich nicht in Arkadien, aber dies

ist eine ganz „arkadische“ Gegend. Auch Schäfer treffe ich an, doch keine Schäferin, und um sie herum weiden lustige Ziegen und stillvergnügte Lämmer, wenn auch ohne bunte Bänder, wie sie auf den Watteauschen Bildern so lieblich anzuschauen sind.

An einem Eichbaum mit weit ausladendem Gezweig war es, wo ich meine erste Bekanntschaft mit einem peloponnesischen Schäfer machte. Seine zwei großen weißen Spitzhunde hatten mich, wie üblich, gestellt und waren selbst nicht durch ein hingeworfenes Stück Brot zur Freundschaft zu bringen. Der Schäfer aber stand stockstill am Eichenstamm und vor Verwunderung über den seltsamen Wandersmann mit dem Ränzel auf dem Rücken dachte er garnicht dran, seine Hunde zur Ruhe zu rufen. Ich mußte ihn um Hilfe angehen, und das that ich mit den Worten: „Wrè, Adelfé!“*) Sogleich kam er auf mich los und wehrte den Hunden, die fortan mich ganz freundschaftlich behandelten und sogar mein Brot fraßen.

Um den Kopf die dicke, vließige Kapuze, den Leib bis zu den Knieen hinab im schneeweißen Wollenmantel, die Füße in Sandalen und im Mund die brennende Zigarrette, — das war mein erster Schäfer zwischen Elis und Arkadien. Neugierig war er wie alle Griechen, aber auch schweigsam wie alle Schäfer. Wohin ich wollte? — „Nach Andritsena.“ — Pause. — Dann: „Me ta podária?“ — „Ja.“ — „Und der Rufiás?!“ —

Wieder der Rufiás! — „Es giebt doch eine Furt.“ — „Heute nicht, vielleicht morgen.“ — „Wo geht der Weg?“ — „Immer am Rufiás entlang, bei Muriá vorbei, dann über einen Bach und dann weiter fragen.“

„Hast Du ein Stück Käse für mich?“ — „Nein, es ist ja Sarakosti“ (Fastenzeit). — Man vergißt es immer wieder, daß auch der schlichte Schafkäse jetzt zum verbotenen Speiseluxus gehört.

---

*) *Βρὲ, ἀδελφέ!* (Heda, Bruder), der gewöhnlichste Anruf.

Das Klettern und Waten und Springen von Stein zu Stein geht weiter. Mir dünkt, ich habe längst den rechten Weg verfehlt, denn ich höre das Rauschen des Rufiás nicht mehr. Aber hier sind Maultiere gegangen, und irgendwohin muß mich die Spur doch führen. Bach folgt auf Bach, alle linksher vom Pholoë-Gebirge rieselnd, dem Alpheos zu. Vor mir hellt sich, um die achte Morgenstunde, der östliche Himmel auf; der dicke, bleigraue Wolkenschleier zerreißt an einer Stelle, und durch die Lücke schimmert am äußersten Rande des Horizontes eine Kette frischbeschneiter Berge. In der Schweiz oder in Tirol bedeutet frischer Schnee auf den Bergen gutes Wetter im Thal; aber wer versteht sich auf griechische Wettererscheinungen?

Unweit des Weges liegt eine Lehmhütte, aus der ein Feuerschein glüht. Ich bin durstig geworden und trete über die Schwelle. Um ein Feuer mitten in dem einzigen, ungedielten Raume der Hütte kauern drei Frauen: eine Mutter mit ihren zwei Töchtern. Ein Kessel hängt über dem Feuer, und die Mutter rührt mit einem schwarzblechenen Löffel darin. Die ältere Tochter schöpft mir mit einem hölzernen Krug Wasser aus einem Regenfaß vor der Hütte und sagt mir, wie ich wieder auf den richtigen Weg gelange, denn ich habe mich allerdings verirrt. Außer freundlichen Menschen giebt's im ganzen Griechenland keine Wegweiser.

Die Mutter hat außer hellblitzenden, schwarzen Augen nichts Schönes mehr im Gesicht; sie sieht aus wie zwischen 50 und 60. Auf meine Frage nach ihrem Alter sagt sie mir: 36. „Und diese beiden Fräulein sind deine Töchter?" — „Nein, die Jüngere nur ist meine Tochter; die da ist meine Schwiegertochter." — „Und dein Sohn, ihr Mann?" — „Seit sechs Monaten in Thessalien, im Heere."

„Wie lange bist du verheiratet?" frage ich die höchstens 16jährige Schwiegertochter, eine Schönheit trotz ihrer dürftigen

Kleidung, dem nachlässig aufgelösten Haar und dem hoffnungsvollen Zustande, in dem sie sich zu befinden scheint.

„Sieben Monate, Afendi. Wird es Krieg geben?“

„Ganz gewiß nicht,“ log ich ihr troſtreich vor und hatte doch die Wahrheit gesprochen.

„Mein Mann kehrt also bald zurück?“

„Wohl schon im nächsten Monat,“ log ich weiter und hatte dennoch annähernd richtig prophezeit. — Sie glaubten alles, was ich ihnen sagte: kam ich nicht aus „Europa“ und mußte es wissen, ob Krieg oder Frieden? Und diese Frauen waren durchaus für den Frieden. —

Zwischen Muriá und Luwra war es, wo ich im Gewirr der überschwemmten Wiesen und über Nacht entstandenen Bäche abermals meinen Weg verlor. Eine Weile irrte ich in dem Wiesensumpf umher; dann gab ich es auf, denn hier drohte die Gefahr, zu versinken. Ich war von einem höhergelegenen Baumstumpf über einen breiten Bach aufs jenseitige Wiesenufer gesprungen, wo ich so etwas wie einen Weg erblickt zu haben glaubte. Nun konnte ich, da ich meinen Irrtum gewahrte, nicht mehr aus der Tiefe zur Höhe zurückspringen. Der Bach war nicht tief; ein in die Mitte geschleuderter großer Stein blieb auf dem Grunde sichtbar: vier Fuß tief mochte die Stelle sein. Ringsum kein Mensch zu erblicken. Kommst du hier lebendig heraus, so machst du keine Fußreise mehr auf griechischen Straßen, — das steht bei mir fest. Ich rufe nach allen Seiten mit vorgehaltenen Händen einmal übers andere: „Wrè!“ — aber keine Antwort, nur ein Echo von der Bergwand zur Linken. Kommt es zum ärgsten, denke ich, so steig' ich rechts zum Rufias hinab und folge einfach seinem Schlangenlauf. Aber zwischen mir und dem Rufias dehnen sich eben die versumpften Wiesen: ich bin gebannt. Hätte man nur jemand, auf den man die Schuld schieben könnte! Aber ich selber habe es gewollt, ich verirrter Georges Dandin.

In mein Schicksal ergeben, setze ich mich auf einen halbtrockenen Stein, der aus dem Wiesengrund hervorragt, und — streife ein paar Feigen von ihrer Strohhalmschnur. Zum Spaß zähle ich meine Lebensmittel; man kann ja nicht wissen. 53 Feigen habe ich, ein pfundschweres Stück Brot, Tabak und Papier wohl für hundert Zigarretten, dazu zwei feuchtgewordene Schwefelstreichhölzer hellenischen Fabrikats. Im Notfalle reiche ich damit zwei Tage.

Da wiehert es hinter mir, über mir, und „Wrè!" ruft's mit weithallender Männerstimme. Ich schlucke geschwind die Feige hinunter und antworte: „Wrè!" denn mir hat der helfende Ruf gegolten.

Durch das hellgrüne Unterholz oben am Waldsaume zur Linken kommt es angeritten, eine ganze Karawane, fünf, sechs, sieben Männer, alle auf Maultieren, mit Ausnahme eines im weißen, scharlachrot gefütterten Mantel, der auf einem Pferde sitzt. Herüberfragen zu mir, hinüberrufen zur Antwort — und die Lage ist beiderseits klar. Drüben, etwas höher als die Stelle, von wo ich in diesen Sumpf sprang, läuft der sogenannte Weg, kenntlich nur denen, die — ihn kennen. Die Karawane zieht zwar nicht nach Andritsena, doch reicht unser gemeinsamer Weg noch ein gut Stück weiter östlich.

Aber zuerst aus dem Wiesensumpf hinaus! Der Reiter im weißroten Mantel, augenscheinlich der Führer der Karawane, erteilt einem der Begleiter einen Befehl; der reitet zum Bach hinab, giebt dem Maultiere die Hacken der Sandalen zu fühlen, — hupp, ist er an meiner Seite. „Anáwa!" (Steig auf), und nach einigen vergeblichen Versuchen schwing' ich mich von meinem Stein aus dem Sumpf dem Mulari auf die Kruppe. Jetzt reiten wir vorsichtig hundert Schritt vorwärts, das arme Tier unter der gedoppelten Last bei jedem Tritt bis zu den Knieen einsinkend. Endlich finden wir eine Stelle, an der das jenseitige

Bachufer nur einen Fuß oder so höher liegt als das unsere, und reiten durchs Wasser.

Da bin ich wieder auf fester Erde, und in wenigen Minuten mitten unter der Karawane.

Der Mann im Scharlachmantel ist der Herr Dimarchos des großen Dorfes Werwitsa im Gau Gortynia, Nomarchie Arkadien, und mit sechs Nachbarn und Ipireten (Feldarbeitern) auf der Heimreise begriffen. Er kommt gleich mir aus Pyrgos, hat aber die Nacht in Kriekuki zugebracht. Dort haben wir nun gemeinsame Bekannte, und damit ist auch unsere Bekanntschaft angeknüpft, — ganz abgesehen von seinem Samariterdienst, für den er keinen Dank hören will. Einer seiner Begleiter will absitzen, damit ich reiten könne; ich lasse das nicht zu, sondern bitte nur, mein Lederränzel an seinen Samaribügel hängen zu dürfen; dann geht die Wanderschaft weiter, im wegkundigen Geleite.

Der Dimarchos Leonidas Spiliópulos ist ein stattlicher Mann in den allerbesten Jahren, nahe den fünfzig, mit blühenden Wangen, einer feinen, griechischgraden Nase, hoher Stirn. Seine Begleiter nennen ihn mit dem Vornamen „Leonidas“; doch zeigt ihre Haltung ihm gegenüber, daß er ihnen wie ihr Oberhaupt gilt, auch ohne sein Dimarchenamt. Es freut ihn offenbar, mich getroffen zu haben, denn er kann mir allerhand über griechische Gemeindeverfassung erzählen, Dinge die seine Begleiter ja längst kennen. — Ein griechisches Dorf hat eine viel freiere Verfassung, als ein preußisches. Es wählt seinen Schulzen (eben den Dimarchos) selber und ist bei der Wahl unabhängig von irgend welcher Bestätigung seitens des Eparchen oder sonst einer Regirungsbehörde. Neben dem Dimarchos sind die Simwuli (*σύμβουλοι*) — „Ratmannen“ — mit der Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten betraut. Der Dimarchos und das Simwulion werden auf vier Jahre durch das allgemeine Stimmrecht

aller Männer über 21 Jahre gewählt. Weder in die Ausschreibung noch in die Verwendung der Steuern hat der Eparchos (Regirungspräsident) oder Nomárchis (Oberpräsident) dreinzureden. Nur zur Aufnahme von Anleihen ist eine Genehmigung erforderlich; aber wer leiht einer Dorfgemeinde in Griechenland etwas?

„Habt ihr auch eine Schule in Werwitsa?“

„Gewiß, und eine ganz große mit über 100 Kindern.“

„Und wer bezahlt die?“

„Wir selber, das ganze Dorf. Wir haben die Schule erbaut, wir bezahlen den Schullehrer, wir kaufen die Bücher. Die Regirung giebt uns keinen Lepton dazu, uns ganz gewiß nicht.“

„Warum gerade euch nicht?“

„Wir sind samt und sonders Trikupisten. Delijannis hat in Werwitsa nicht eine Stimme gekriegt und wird auch nie eine kriegen.“

„Was habt ihr gegen ihn?“

„Was wir gegen ihn haben? Das, was alle Hellenen gegen diesen Dummkopf haben sollten! Wir haben vielleicht schon mal einen schlechteren Minister gehabt, — obgleich ich mich auf keinen besinne, — einen dümmeren ganz gewiß nicht. Das Schlimmste, daß er aus unserem eigenen Gau stammt, aus Gortynia: da giebt's denn immer Leute, die ihn wählen, von wegen der Rusfétia.“

„Was ist das: Rusfétia?“

Der Dimarchos lachte, — alle seine Begleiter mit ihm; ich mußte eine recht dumme Frage gestellt haben.

„Ich weiß nicht,“ sprach der Dimarchos Leonidas, wie „ihr bei euch in Deutschland „Rusfétia“ nennt; aber ich will dir erklären, was es ist. Zuerst mal, was es nicht ist. Wir werden in zwei Stunden an die Doana kommen und durchs Wasser

reiten müssen. Die Doana ist ein großer, böser Strom, hat im Sommer wie Winter Wasser, im Frühling zu viel; sie ist die Grenze zwischen Elis und Arkadien. Keine Brücke! Von den Bergen da oben, wo sie entspringt, bis nach Aspraspitia, wo sie in den Rufias mündet, keine Brücke. Nach einer halben Stunde kommst du — denn ich reite nordwärts — an den einen Rufias, — es giebt ihrer zwei*) —, und auch dort keine Brücke. Warum? Weil die Dörfer zwischen Wélessi (an der Doana) und Werwitsa noch nicht hundert Stimmen für die Delijannitischen Kandidaten abgegeben haben. Das ist nicht Rusfétia!" — Die sieben Männer lachten aus vollem Halse.

„Im April 1885 wurde Delijannis gewählt; noch in derselben Woche wurde der Waldwächter bei Werwitsa weggejagt und an seine Stelle ein Kerl gesetzt, der nicht weiß, was eine Walanidiá (Eiche) und was eine Platane ist. Warum? Dieser Kerl hat für den Delijannitischen Abgeordneten gewühlt, und der Abgeordnete hat ihn dafür von Delijannis zum Waldwächter ernennen lassen. Und das nennt man in Griechenland Rusfétia! Wie nennt man's bei euch?"

„Das giebt's bei uns nicht."

Der Dimarchos schwieg und wurde sehr nachdenklich. Dann nach einer Weile: „Wer ernennt bei euch die Waldwächter? und die anderen Beamten?"

„Der König oder der Kaiser."

„Und wenn ein neuer Minister kommt, jagt er die Beamten nicht weg?"

„Wie kann er sie wegjagen, da der König sie ernannt hat!? Er muß ihnen beweisen, daß sie schlechte Beamte sind, und darüber entscheidet ein besonderer Gerichtshof."

*) Der Rufias, der an Olympia vorbeifließt, wird gebildet durch den Zusammenfluß des eigentlichen Rufias mit dem Ladon, welcher letzterer im Volksmunde gleichfalls den Namen Rufias führt.

„Ach, wenn wir doch das auch in Hellas hätten! — Und eure Beamten kümmern sich gar nicht um die Wahlen für die Wuli (Kammer)?"

„Na, weißt du, Bruder — —"

„Aha!" rief der Dimarchos Leonidas, „ihr habt auch Rusfétia, bloß ein bischen anders. Ich denke, es wird wohl in der ganzen Welt dasselbe sein. Wir haben ein Sprichwort:

„Τὸ ἕνα χέρι νίβει τὸ ἄλλο, καὶ τὰ δύο τό πρόσωπο."

(Eine Hand wäscht die andere, und die beiden das Gesicht).

„Wir haben ein ähnliches", — und diesmal lachten wir zu achten.

Unter solchen erbaulichen Gesprächen von Staats- und gelehrten Sachen zogen wir über die Hügel und durch die Wälder von Elis bis hart an dessen Grenze: bis zum Chani von Likuréssi, am rechten Ufer der Doana. Dort wurde vor dem gefährlichen Übergang über den wilden Waldstrom ein längerer Aufenthalt gemacht, ein Imbiß eingenommen und eine Zigarrette angezündet. Wir saßen im Freien, denn das Wetter war heiter und warm geworden. Soweit die Blicke in die Runde schweiften, dichtbewaldete Höhen, hier und da mit weißen Häuschen besetzt; von unten herauf hörten wir das dumpfe Rauschen der Doana. Im Nordosten überragte links der Chelmos, schneebekrönt, alle Vorhöhen, — dort fließt der Styx, sagte der Dimarchos, der seine alte Mythologie und Geographie kannte —; rechts daneben die Kyllene, tief hinab weiß erglänzend.

Hierher möchte ich alle die laden, die von Griechenland immer nur als von einer öden, baumlosen Felsenwüste sprechen und schreiben. Der westliche Peloponnes: Elis, Messenien und ein gutes Stück von Arkadien haben sich ihren Wald bewahrt, ja an manchen Stellen sieht man sogar junge Schonungen neu angelegt. Freilich, freilich — große Waldfreunde sind die Junghellenen nicht. Das Volk hat wenig Verständnis für den

Segen des Waldes und noch weniger Gemütsfreude an ihm. Er ist gut, um Brennholz und Bretter zu schlagen, und besonders gut, um die Ziegen zu ernähren. Wie oft ist mir auf meinen späteren Wanderungen, besonders im südlichen Messenien und Lakonien, der grimme Zorn aufgestiegen, wann ich sah, mit wie unerhörter Ruchlosigkeit — oder sage ich lieber: Gedankenlosigkeit — mit dem Waldwuchs umgegangen wird. Alle einsichtigen Griechen erkennen das Unheil an, welches durch das Abholzen der Berge über das Land gekommen ist; und die furchtbaren Überschwemmungen jedes Frühlings würden es den Einsichtslosesten predigen. Es wurden auch die schönsten Gesetze von der Kammer gegen den Waldfrevel erlassen und ein Waldwächterkorps gegründet, welches aus 700 Mann besteht, aber viel zu schlecht bezahlt wird und unter dem System der Rusfétia leidet, wie die meisten Verwaltungszweige in Hellas. Sie haben 6 Millionen Stremmata (Deka-Ar) Wald unter sich, jeder also ungefähr 85 000; man begreift, daß da von einer wirksamen Überwachung keine Rede sein kann.

Die schlimmsten Feinde der griechischen Wälder sind die Ziegen. Das junge, aufschießende Unterholz fressen sie zunicht und schonen keine Schonung. Mein Schutzpatron, der Dimarchos, mit dem ich darüber sprach, zuckte bedauernd die Achseln: „Was sollen wir thun? Ohne Ziegen können unsere Bauern nicht leben; die Ziegen sind wichtiger, als der Wald.“

Ich habe aber noch andere Feinde der Wälder am Zerstörungswerk gesehen, als die Ziegen, nämlich die Ziegenhirten. Solch ein Geißbub, oder sonst ein kleiner Waldteufel zündet am Stamm eines vielhundertjährigen Eichbaums oder einer Riesenplatane ein Feuerlein an, um sich seine Láchana (Gemüsesuppe) zu kochen. Den breitrückigen Stamm wählt er, damit der Wind ihm nicht sein Feuer verwehe, — und wann er

weiter zieht, ist die Rinde 5—6 Fuß hoch verkohlt, und der Baum kracht im nächsten Frühlingssturm abgestorben zur Erde.

Oder noch ärger: derselbe Geißbub kümmert sich auch nicht drum, ob ein Sturm durch den Wald braust, wann er sein Feuerlein anzünden will. Im nächsten Augenblick flammt das Unterholz, und in einer Viertelstunde steht der hundertjährige Bestand eines weiten Bergabhanges in lichtem Feuer; und kommt der Wanderer übers Jahr denselben Weg gezogen, so ist alles trostlos kahl geworden. Ich schenkte den Neugriechen ihre ganze übrige altgriechische Mythologie, von der sie erstaunlich viel ins Christentum herübergenommen haben, wenn sie daraus einzig den frommen Glauben an eine Dryas in jedem Baum bewahrt oder sich aus dem Christentum heraus irgend einen Aberglauben erzeugt hätten, der sich schützend um den Wald breitete.

Ganz frei von Schuld ist auch die Regirung nicht. Ich spreche nicht von Delijannis, denn in dem Augenblick, wo ich dies schreibe, ist jener Mensch gottlob unschädlich gemacht, und der energische Trikupis führt die Zügel. Indessen, wie selbst dieser einsichtsvollste Staatsmann Griechenlands über Waldschutz denkt, das hat er mir in einer vertrauten Stunde mit aller Offenheit erklärt. Ich sprach ihm von der Notwendigkeit, ein größeres, besser bezahltes, tüchtigeres Korps von Forstaufsehern zu schaffen, ähnlich dem ausgezeichneten Korps der Chorofilakes. Er stimmte mir vollkommen zu; aber, sagte er, sehen Sie, um mehr Forstaufseher anzustelleu und sie besser zu bezahlen, dazu gehört mehr Geld, also mehr Steuern; die Steuerlast fühlt der Bauer, deren Betrag kann er schätzen; der Wert eines Baumes aber — wir sprachen französisch — „cela n'est pas appréciable.“ —

Herr Trikupis weiß nämlich am besten, was neue Steuern bedeuten: das Volk hat ihn im April 1885 gestürzt, weil er neue Steuern behufs Reörganisation der Armee forderte.

Die Chani-Wirtin in Likuressi bedient unsere Karawane

und mehrere andere, die von verschiedenen Richtungen kommend hier eingekehrt sind. Der Wirt, ein noch ganz junger Mann, steht beim Heer im Thessalien. Die bildhübsche, junge, fast mädchenhafte Frau, trotz dem Kindchen, welches sie bei der Arbeit auf dem Arm trägt, — bedient diese mehr als zwanzig Männer, ohne daß Einer nur ein unpassendes Wort, einen unziemlichen Blick wagt. Sie ist in dem einsamen Chani so sicher wie in einer volkreichen Stadt, wenn nicht sicherer.

Sie bringt mir vor dem Aufbruch einen ganzen Teller voll — alter Münzen und bietet sie mir zum Kauf an. Ich wähle ein paar mit besonders deutlicher Schrift, darunter eine aus der Zeit des Achäischen Bundes, und einen schönen silbernen Caesarkopf mit der Umschrift: „Hadrianus Augustus“, und frage, was sie dafür haben will. Sie hält mich für einen reisenden Prinzen oder einen Archäologen und fordert ernsthaft: „Ekatón drachmás!“ (100 Drachmen). Ich lache sie aus und lege die Münzen, fünf Stück, wieder in den Teller. „Dann gieb, was du willst.“ Ich gebe ihr eine Silberdrachme; sie dankt und ist zufrieden. Die Münzen sind von ihr und ihrem Manne beim Umhacken der Weinfelder gefunden und allesamt zweifellos echt. Überhaupt: gefälschte Antiken werden bisher nur in Athen verkauft; was die Bauern dem Reisenden anbieten, ist ausnahmlos echt, von ihnen selber gefunden und um einen Spottpreis zu erstehen.

Nun geht's hinab zur Doana, durch dichten Wald. Nur beritten kann man dieses reißende Gewässer passiren, und ich habe kein Reittier. Zu zweien auf einem Maultier wäre hier gefährlich. Da kommt Hilfe vom jenseitigen Ufer. Ein nacktbeiniger, schlanker Kerl steht drüben mit einem struppigen kleinen Pferd; er wartet auf Reisende, die über den Strom wollen, um ihnen sein Tier entgegenzusenden. Ein Ruf der Frage von ihm, ein Antwortruf von uns, — dann giebt er dem Pferdchen einen Klaps, es watet ohne Führung zu uns herüber; ich sitze auf und nach wenigen

Minuten bin ich am andern Ufer. Das strudelnde Wasser hat bis zu meinen Knieen gereicht.

Hier scheiden sich mein Weg und der des Dimarchen von Werwitsa. Wir sind in den wenigen Stunden der gemeinsamen Wanderung so freundlich bekannt mit einander geworden, daß mir der Abschied schwer wird. Herr Leonidas greift in seine bunte Satteltasche und reicht mir als letzte Freundschaftsgabe noch zwei große Portokalia; dann ein Händedruck von ihm und seinen sechs Begleitern, — Kalin patrida! — Kaló taxidi! — Chäre! als Erwiderung Chärete! — Sie ziehen nordwärts, immer dem Lauf der Doana entgegen; ich reite den Hügel hinauf, hinter dem, ostwärts, das erste arkadische Dörfchen Wélessi liegt. Der Besitzer des Pferdes, das mich über die Doana getragen, schreitet voran. Ich denke, ich werde ihn zum Agojaten nach Andritsena nehmen.

Achtes Kapitel.

Ein Tag und eine Nacht in Arkadien.

Erst als wir auf dem Hügel von Wélessi angelangt waren und das Dorf sahen, that der Doana-Führer den Mund auf; natürlich zu einer Frage. — „Wohin gehst du, Afendi?“ — „Nach Andritsena.“ — „Heute?“ — „Heute!“

Dann längeres Schweigen. Kurz vor dem Dorf fragt er mich, ob ich ihn zum Agojaten haben wolle? Gewiß. — Aber erst morgen, Herr. — Nein, heute!

Nun erzählt er mir seine absonderlichen Familienumstände. Christos heißt er und ist einer der allerärmsten Bauern des armen Dorfes Wélessi. Im vorigen Sommer ist ihm sein bischen Weizen unten am Ladon halbverhagelt, und auch seine Oliven sind mißraten. Dabei hat ihm sein Weib zu den vier Kindern, darunter drei Jungen, die er schon hatte, vor 5 Tagen noch einen Jungen geboren und nun weiß der arme Christos nicht ein noch aus. Eine mitleidige Nachbarin, die bei seiner Frau auch Hebamme gespielt, besorgt das Hauswesen und giebt den Kindern zu essen. Aber er hat nichts, um das Kleinste ordentlich zu bekleiden, und auch die andern vier gehen in Lumpen. Christos selber sieht kläglich genug aus in seinem zerschlissenen Mantel und den löcherigen Schuhen, dabei hohlwangig, wie ich noch keinen Bauer

gesehen habe. Ein Reisender ist für ihn gerade jetzt eine Sendung Gottes, uud ich denke nicht dran, mit ihm lange um den Preis seines Pferdes für den Rest des Weges nach Andritsena zu handeln. Mit dem, was ich ihn zu zahlen verspreche, wenn er mich heute nach Andritsena führt, — noch vier Stunden Reitens — kann er eine Woche leben. Er fürchtet sich vor dem Übergang über den Rufias, hält ihn für unmöglich; aber andrerseits kann er, wenn er bald mit mir fortreitet und in der Mondnacht zurückkehrt, morgen in aller Frühe wieder in der Hütte bei seinem kranken Weibe sein. Nur das Pferd noch füttern, ein bischen Mittag essen, — dann soll's vorwärts gehen.

In Christos' Hütte! — Auf der Erde, über einer alten Pferdedecke liegt die blasse Wöchnerin mit dem eingeschlafenen Kindchen an der Brust und begrüßt mich mit einem matten Kaliméra! Die vier andern Kinder stehen oder krabbeln um den Vater herum, der mit seiner Frau über die Reise mit dem Fremden spricht. „Morgen früh bin ich wieder zurück. Ich gehe zu Costantina, daß sie bei dir bleibe.“ Dann zu mir gewendet: „Afendi, möchtest du wohl so gut sein und mir von der Bezahlung für das Pferd eine Drachme oder zwei vorher geben, damit ich Brot für die Kinder und Reis für die Frau kaufe?“ — Ich gebe ihm meine letzte Rolle mit drei Drachmen in Kupferdekaren.

Während Christos zur Nachbarin geht, sein Pferd füttert und dessen Samari mit einer zerlumpten Decke polstert, sehe ich mich iu der Hütte um. Mein Sitz, der einzige in dem ganzen Raum, ist ein schreiendbunt bemalter Holzkasten, zugleich das einzige Stück Möbel der Familie. Hierin befindet sich das wenige an Wäsche und Kleidung, was die sieben Menschen besitzen. Von der Mitte der Holzdecke hängt an einem starken Eisendraht ein mittelgroßer Kessel über einem erlöschenden Feuer. In einer Ecke stehen zwei große tönerne Amphoren mit Holzdeckeln

darüber: sonst mit Wein und Öl gefüllt, heute leer, wie ich mich überzeuge.

Die Nachbarin, Costantina, kommt und grüßt. Eine starkknochige Person; das Alter schwankt zwischen 30 und 50; unmöglich, die Jahre einer verheirateten griechischen Bäuerin annähernd richtig zu erraten. Sie bringt Leben in die Hütte; den ältesten Jungen schickt sie hinaus nach Olivenbaumwurzeln, dann schüttet sie Reis und Wasser in den Kessel und holt aus einem Bündel allerhand Krautzeug: alles hinein in den Kessel. Ich frage sie nach den Namen der Kräuter; sie kennt sie alle, aber ich verstehe nicht ihre griechischen Bezeichnungen. Doch habe ich sie mir aufgeschrieben und gebe hier das Rezept zu einer griechischen Reissuppe mit Láchana (Kräutern). „Dies ist eine Zwiebel, und dies sind Erbsen, dies Mohnblumen und die da Malvenblätter; dazu Disteln.“

Nun holt sie ein Stück schmutziggelben Steinsalzes aus einem alten Zeitungsblatt hervor, schlägt mit dem Feuerhaken eine Ecke davon ab und wirft's in den Kessel. Dem einen krabbelnden Mädel, welches dem Feuer zu nahe zu kommen droht, giebt sie einen leichten Klaps und schiebt es bei Seite. Sogleich fängt das Kind an jämmerlich zu schreien, so daß das Jüngste am Mutterbusen aufwacht und ebenfalls losquiekt. Nun trägt die Nachbarin, um das böse Beispiel zu beseitigen, das weinende ältere vor die Thür und überläßt es dort seinem Schicksal. Die Mutter wiegt das Jüngste in ihren Armen wieder zur Ruhe, stopft ihm das klagende Mäulchen mit der Mutterbrust und singt ihm ein „Nannárisma“ (Wiegenlied), ein uraltes, millionenfach in Griechenland gesungenes:

„Nanna, nanna, mein Söhnelein,
Du mein geliebtes Heldchen klein,
Schlaf, mein Söhnchen, mein teures.

Schenken will ich dir allerlei,
Alexandria kriegst du zum Zuckerbrei,
Reis sendet dir die Misiri (Kairo),
Dazu noch Konstantinopolis,
Drei Jahre drinnen regire."

Alexandria, Kairo und Konstantinopel werden jedem griechischen Knaben an der Wiege vorgesungen. Und da sollen sie nicht den Besitz der „Polis", der „Stadt" schlechtweg, wie Konstantinopel im Volksmund heißt, als das letzte Ziel aller griechischen Politik betrachten, wann sie groß geworden sind?!

Christos hat sein Pferd besorgt und kommt in die „Stube". Neugierig und lecker guckt er in den Kessel. Dann giebt er der Nachbarin drei Kuluria, die er draußen eingekauft, und einen kleinen Krug voll Weines und sagt ihr: „Für die Miren!"

Die Nachbarin legt die Kuluria auf den Holzdeckel der einen Amphora so, daß sie einander nicht berühren, stellt den Weinkrug dazwischen und murmelt Sprüche, die ich weder höre noch verstehe. Nur einmal glaube ich das Wort „Olimbos" zu vernehmen.

Wir essen die Reiskräutersuppe, — ich mit, um den armen Christos nicht zu kränken, der mir einmal übers andre versichert: sie ist sehr gut, was die Frau Nachbarin bestätigt. Die Suppe war mitsamt den weichgekochten Disteln darin genießbar. Ein eigens für mich in der heißen Asche gekochtes Ei wies ich zurück und gab es der Wöchnerin. Eine Tasse Kaffe möchte ich noch vor dem langen Ritt trinken, aber woher soll Christos wohl Kaffe haben? Ein Chani giebt's in Wélessi nicht; aber die Nachbarin, des Schusters Frau, wird mir einen Kaffe bereiten.

Der Schuster, ein kleiner lustiger Buckliger, um einen Kopf kleiner als sein Weib, empfängt mich mit einem „Jiá su!" (aus „ijia su", Gesundheit dir!) und räumt mir seinen Arbeitsschemel zum Sitz ein. Statt des Tischtuches wird ein Zeitungsblatt

über eine Ecke des Schustertisches gelegt. Ja, der Schuster hält eine Zeitung, die in Pyrgos erscheint, wöchentlich einmal. Er ist stolz darauf, lesen zu können; mein armer Christos kann's nicht.

Hier frage ich die Nachbarin, die mir eine Tasse vorzüglichen, pechschwarzen Kaffes gemacht hat, nach der Bedeutung der drei Kuluria und des Weinkrugs „für die Miren“. Sie will nicht mit der Sprache heraus und sagt nur: „Heute ist die Amphidromie“. Amphidromie heißt „Umgang“, aber wessen Umgang? — Nun, der Miren. Weiter will sie nichts sagen und geht zu der Wöchnerin hinüber.

Der Schuster erklärt mir das Geheimnis, denn Christos weiß es wohl, versteht aber nicht, dem fremden Herrn solche griechischen Heimlichkeiten begreiflich zu machen. Am fünften Tage nach der Geburt kommen die drei Miren (die altgriechische Moira) vom Olimbos zu dem Kinde herab und bringen ihm ihre Gaben; um sie zu bewirten, dazu die Kuluria und der Weinkrug. — Der Schuster liest zwar eine Zeitung, aber an die Miren glaubt er dennoch. „Es giebt böse und gute Miren; zu mir ist eine böse gekommen,“ sagt er wehmütig: er denkt gewiß an sein Buckelchen.

So reite ich denn zum erstenmal mit einem Agojaten, — die griechischste Art des Reisens. Christos läuft zu Fuß vorauf oder nebenher und treibt seinen willigen, aber schwachen Gaul durch eine endlose Flut von beleidigenden Schimpfwörtern, aber nie durch einen Hieb mit dem Stock, zu schnellerem Tritt an. So wird er nun mitlaufen, bis wir nach Andritsena kommen, — und gleich ihm alle Agojaten, mit denen ich weiterhin reisen werde.

Hier ist wohl ein Wort über Agojaten und Pferde in Griechenland am Platze. Die Pferde sind sehr verschieden, —

die Agojaten sind an Ausdauer, Dienstwilligkeit und Bescheidenheit wohl alle gleich. Sie suchen vor Antritt der Reise von dem Fremden, den sie entschuldbarer Weise für steinreich halten, einen so hohen Preis wie möglich für das Pferd zu erlangen; aber mit dem vereinbarten Preise begnügen sie sich auch unbedingt und rechnen auf kein „Trinkgeld“. Der Agojat ist ein freier Mann, der sein Pferd vermietet; bis zum Trinkgeldbettel, oder vielmehr bis zur Trinkgeld-Erpressung, wie in allen anderen Ländern der zivilisirten Welt, erniedrigt er sich nicht. Der Preis gilt für die Reise bis ans Ziel; für den Rückweg bezahlt man nichts.*) Futter und eigene Zehrung soll sich der Agojat selber beschaffen; er thut es aber nie, sondern erwartet die Bezahlung dieser notwendigen, übrigens ganz geringfügigen Ausgaben von seinem Reisenden. Selten weiß ein Agojat auf mehr als zwei Tagereisen vorwärts Bescheid; ihn für eine ganze Reise durch den Peloponnes zu mieten, ist deshalb unklug.

Die griechischen Pferde sind, solange sie überhaupt dienstfähig sind, vorzüglich; für die beschwerlichen Klettereien Felsauf Felsab durch kein anderes, an sich edleres Reittier zu ersetzen. Wer auf einem dieser kleinen, kniestarken griechischen Pferdchen einen Tag lang zwischen Felsgeröll, an Abgründen vorbei, über Stock und Stein geritten ist, der hat am zweiten Tage alle Angst vor dem Straucheln oder Stürzen verloren. Auch an den verrufenen griechischen Sattel gewöhnt man sich, wie an so viele griechische Dinge, die besser sind als ihr Ruf, — wie an den Resinatwein, die in Öl gebackenen Fische, die harten Betten. Hart ist solch ein Samari von Natur, das ist wahr, aber man kann ja dicke wollene Decken darüber binden. Daß der Zaum nur aus einem Stückchen Eisen und der Zügel nur aus einem dicken Strick besteht, geht doch eigentlich mehr das Tier als den Reiter an. Die Füße ruhen in den vom

*) In der ersten Auflage des Griechenland-Bädekers steht irrtümlich das Gegenteil.

vorderen Samaribügel hinabhängenden Strickschlingen, — nach meiner vieltägigen Erfahrung mindestens ebenso bequem wie in den stählernen Steigbügeln zivilisirterer Pferde. Daß die Form des Samari mit seinen bequemen Handhaben fürs Festhalten ein Hinunterfallen selbst an den schwierigsten Stellen und besonders beim Durchreiten von Strömen so gut wie unmöglich macht, wird ungeübten Reitern eine Beruhigung gewähren. Ein Bergpferd auf Bergwegen lenken zu wollen, namentlich wenn es den Weg schon mehrmals gemacht hat, das kann nur einem Sonntagsreiter in den Sinn kommen. Das griechische Pferd ist in Sachen der Ortskunde mindestens ebenso klug wie der Agojat, und was die Auswahl der besten Stützpunkte für seine vier Beine betrifft, so versteht es davon natürlich mehr, als sein Reiter.

Unterhalb Wéleſſi liegen am Wege mehrere offenbar behauene, moosüberwachsene Blöcke, vielleicht Reste einer alten Befestigungsmauer zwischen Elis und Arkadien. Ich frage Christos, was das sei? — „Hellenenwerk! Das haben die Riesen und Draken gemacht!" — „Sind denn „Hellenen" und „Draken" (Drachen) dasselbe?" — „Nicht ganz, aber es ist dieselbe Familie." — Er meinte die alten Hellenen, die vom Volk mit den Giganten und Draken allerdings oft verwechselt werden.

In einer Viertelstunde sind wir am Ladon. Zum Glück harrt hier ein Ferge mit einem ordentlichen Fährboot der Reisenden, denn sonst wäre schon hier mein heutiger Wandertag zu Ende gewesen. In schäumenden Kaskaden kommt der Fluß von weiter oben herabgedonnert, und an der Überfahrtstelle bedarf es einer starken Eisenkette, um hinüber zu gelangen. Wenn ein Glied dran brach, wurden ich, der Agojat, der Ferge und der Gaul unfehlbar mit dem Boot gegen die Felsbänke drunten geschleudert und zerschellt.

Der Ferge fordert drei Drachmen für seinen eigentlich unbezahlbaren Dienst, begnügt sich aber mit zweien und wünscht uns glückliche Reise. — Christos sieht mürrisch aus und nimmt nicht einmal den Tabak zur Zigarrette an, den ich ihm biete, um ihn ein wenig „aufzukratzen". — „Nachher, Afendi!" —

Er läuft mit schnellen Sätzen über das jetzt flach gewordene Stromgebiet und zwingt, mit dem Strick um die Faust, das Pferd, ihm ebenso schnell zu folgen. Ich war von dem wiederholten Durcheinander von Doana, Rufias und Ladon ganz wirr geworden; den letzten Fluß hatten sie ja auch Rufias genannt, während er doch nach der Karte Ladon heißen mußte. Genug, ich dachte, jetzt hast du die Wasserpartien hinter dir, und es kann ruhig ins schöne Arkadien hinein geritten werden.

Die Landschaft sieht in dem hellen Frühnachmittagslicht so entzückend „ländlich" aus, das man unwillkürlich an die Entstehung des typischen Beiworts „arkadisch" erinnert wird. Allerlei klassische Zitate summen einem durch den Kopf. Solch ein Vers wie „Auch ich war in Arkadien geboren", oder das „Et ego in Arcadia" sind im stande, einem die ganze Schönheit ringsum zu verderben, wenn man sich dem nervösen Reiz nicht entzieht, durchaus die Fortsetzung finden zu wollen. Mir fällt aus Schillers Gedicht, dessen Titel ich nicht weiß, noch der zweite Vers: „Auch mir hat die Natur" ein; aber was mir die Natur getan hat, — es ist nicht heraus zu bringen, und doch schwebt es auf der Zunge. Von dem lateinischen Citat weiß ich vollends kein Wort weiter. Und kein Büchmann zur Stelle. Laut deklamire ich:

„Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur" — —

um mich durch den Klang auf den dritten Vers zu bringen. Christos sieht sich, verdutzt durch die fremden Klänge, nach mir um; ich lache, — da lacht der arme Kerl endlich auch wieder.

Das Lachen sollte uns bald vertrieben werden, — und mir die klassischen Citate. Christos dreht sich wieder um und sagt: „Da ist der Rufias!"

Schon wieder ein Rufias! Dies ist wie die Hydra; der böse Dämon verfolgt mich, immer sich erneuernd.

Jetzt sind wir am Rufias, dem letzten, ärgsten Unhold des Namens. Niedriges Weidengesträuch zeigt, bis wohin seine Ufer sich erstrecken nach einem längeren als einnächtigen Regen. Wo ist denn nur das Bett dieses fürchterlichen Stromes? Über Kiesel, dann über Sandbänke, durch stehen gebliebenes Wasser reiten wir wohl eine Viertelstunde, ehe wir an den wahren Strom gelangen. Breiter als die Donau bei Wien oder der Rhein bei Mainz wälzt sich das wilde Gewässer mit gelblichen Wogen vorüber. Das ist kein Strom, sondern eine Stromschnelle, ein langgestreckter Wasserfall. — „Wie tief, Christe?" — „Ja, wer das wüßte!" Christos zuckt verzweifelt die Schultern und führt das Pferd langsam am Ufer stromaufwärts, um zu sehen, ob nicht doch irgendwo eine Furt sichtbar oder ein Führer, der die Stromverhältnisse kennt. Jeder Regen verändert den Lauf des Rufias und seine Wasserverteilung auf die verschiedenen Strombetten.

Am anderen Ufer stehen Dutzende von Bauern mit ihren Tieren, hilflos wie wir. Sie rufen über den Fluß herüber, denn sie halten uns für wegkundig. Auf unserem Ufer weit und breit kein Mensch zu sehen.

Den Gedanken, heute über den Rufias zu kommen, muß ich aufgeben. Das ist das Schlimmste nicht, aber mich quälen andere Sorgen: wo bleiben wir jetzt und dann die Nacht? Und was geschieht, wenn es wieder regnet und das Hochwasser morgen früh nicht verlaufen, sondern noch höher geschwollen ist? Nach Wélessi zurück? Abwarten, ob die Miren nachts ihre Amphidromie am Wochenbett des armen Weibes halten werden? Aber dazu müßte ich ja über den ersten Rufias wieder zurück. Unter

keinen Umständen! Oder die Nacht im Freien, hier am tobenden Strome zubringen? Nicht einmal ein Feuer könnte man anzünden, um sich zu erwärmen, denn hier in der verwüsteten Niederung giebt's kein Brennholz; die feuchten Weiden brennen nicht.

„Wir müssen zum Chani," sagt Christos, sehr niedergeschlagen. Armer Bursche, nun wirst du morgen früh doch nicht bei deiner Familie zurück sein, und daran bin ich schuld. Warum habe ich auf deine ehrliche Warnung vor dem Rufias nicht hören wollen? — Also zum Chani! Wenn es dem gleicht, welches ich von Kefallinia her im Gedächtnis habe, oder auch nur dem von heute früh, in Likuressi, dann wäre es so übel gar nicht, auch einmal eine der von allen Reisenden mit den schwärzesten Farben geschilderten Nächte in einem griechischen Chani zuzubringen. Also den Gaul umgewendet und durch das Rufias-Gerinnsel zurückgeritten und dann den sanften Wiesenabhang hinauf, hinter dem sich das Chani befinden soll.

Vom höchsten Punkt dieses Abhangs sehe ich in ein grünes Tal hinunter, in dessen Tiefe das Chani liegt. Ein Mann kommt uns entgegen; „das ist der Chansis," sagt Christos.

Er geht uns nicht weit entgegen; hundert Schritte vom Hause bleibt er stehen und läßt uns an sich kommen. Dann nimmt er, ohne ein Wort des Grußes, ohne meinen Gruß zu erwidern, mein Pferd am Strick und marschirt zum Chani zurück. — Der Mann gefällt mir nicht, ich ihm augenscheinlich auch nicht.

Vor dem Chani steig' ich ab. Mehrere Arkadier, große Männer mit groben Zügen, starren mich an wie ein aus der Versenkung aufsteigendes Gespenst. Ich will noch einen letzten Versuch machen, heute über den Rufias zu kommen, und wende mich an die Arkadier mit der Frage, ob mir einer die Furt zeigen will. Sie sind nicht aus dieser Gegend und wissen mit dem Strom nicht Bescheid. „Frag' den Alten!"

Der „Alte“ ist der Chansis. Seitdem ich abgestiegen bin, hat er sich um mich nicht mehr bekümmert, sondern geht teilnahmlosen, stumpfen Gesichtes in einiger Entfernung auf und ab. Er ist barhäuptig; doch wirft er von Zeit zu Zeit seinen schneeweißen Wollmantel über den Kopf und dann wieder zurück auf die Schultern. Seine wasserblauen Augen haben etwas Wildes, wie ich es bei hellen Augen noch nie gesehen. Ich wende mich ungern an den Alten, denn mir graut vor ihm; aber er, der hier Sommer und Winter herbergt, ist der einzige, der mich über den Strom bringen kann, wenn überhaupt einer. Während ich ihn anrede, machen mir die umstehenden Männer allerlei Zeichen, und einer sagt mir: „Er versteht nicht.“ Es ist klar: der Alte ist verrückt! — und bei dem soll ich die Nacht zubringen? Um keinen Preis!

Der Alte läßt mich nicht ausreden. Mit einer heftigen Bewegung reißt er aus dem Ledergurt ein Stück Schiefertafel mit einem Griffel und Schwämmchen dran und reicht mir's hin. Jetzt begreife ich. Der Alte ist stocktaub, daher auch sein Gesichtsausdruck und seine äußerliche Schroffheit. Ich habe ihm Unrecht getan, aber der erste Eindruck ist mir geblieben. Ich schreibe auf die Schiefertafel, so gut ich kann, die Frage: „Willst du mich heute über den Rufias bringen?“ — Er liest und sagt: „Ochi!“ (Nein). — Die Unterhaltung mit dem Schieferstift geht weiter: „Warum nicht?“ frage ich schriftlich. „Ich will nicht ertrinken,“ antwortet der blauäugige Alte und setzt hinzu: „Morgen früh vielleicht; du mußt mir dafür zwei Franken geben, Silberfranken, nicht Drachmen“, — und dreht sich um und marschirt ins Haus.

Hier bleibe ich nicht, und selbst meinem Christos gefällt es hier nicht. Das mit den zwei Silberfranken entschuldigt er allerdings durch den Hinweis darauf, daß der Alte zwei seiner Pferde uns zum Durchschreiten des Flusses leihen müsse, damit

er selber und Christos hinüberkämen, und das sehe ich auch ein. Dennoch will ich hier nicht übernachten und frage Christos, ob er denn gar keine andere Unterkunft für die Nacht in der Nähe weiß. — „Jawohl, in Ajannu, weiter oben an den Bergen.“

„Was ist das, Ajannu?“

„Ein großes Dorf.“

Auf nach Ajannu!

„Ajannu“ ist die volkstümliche Verkürzung von Ajios Joannis; ein reiches Dorf, dessen Weinberge sich bis zum Rufias hinunter erstrecken. Trotz der Höhe, in der es liegt, wohl tausend Fuß über dem Strom, hört man sein Rauschen ganz vernehmlich; man wird ihn also nicht los, auch wenn man ihn nicht sieht.

Das Pferd ist müde und schleppt sich beschwerlich die steile Höhe hinauf. Da nimmt Christos es am Zügel und lenkt auf sanfteren Wegen quer durch die Weinfelder ab. Diese vollkommene Gleichgültigkeit gegen „Flurbeschädigung“ habe ich fortwährend in Griechenland beobachtet; da jeder seinem Nachbar Gleiches mit Gleichem vergilt, hebt sich der etwaige Schaden. Gejagt wird in Griechenland ohne jede Rücksicht auf fremdes Grundeigentum. Es giebt überhaupt kein Jagdgesetz; Jeder darf jagen, wo es ihm beliebt.

Wir kommen an verfallenem Mauerwerk über und unter der Erde vorüber; eine der Ruinen sieht aus, wie ein ungeheures Grab. Was das nur sein mag? Oben werde ich mich auf der Karte zurechtsuchen; dies muß eine klassische Stätte sein. Wo kann man denn in Griechenland überhaupt entlangreiten, ohne links und rechts auf Namen hochheiligen Klanges aus altersgrauen Zeiten zu stoßen!

Ajannu ist ein ganz ander Dorf als das elende Wélessi. Allerdings auch viele Lehmhütten, aber dazwischen manches Haus von zwei Stockwerken mit steinernem Unterbau. Die Männer, die man auf der Dorfgasse trifft, sind nicht nur wohlgenährt,

auch wohlgekleidet. Das große weiße Haus dort vor uns auf einer kleinen Bodenerhebung ist offenbar eine Schule, denn ich höre Kindergesang herausschallen. Ich habe Christos gesagt, er solle mich vor das Haus des Dimarchos führen; er hat mir aber geantwortet: der jetzige Dimarchos sei zu arm, um uns aufzunehmen; er werde mich zu einem reichen Bauern, zum Jannis Pulópulos bringen, und so thut er.

Jannis Pulópulos sitzt mit den Nachbarn vor seinem Hause; d. h. er sitzt, und sie stehen um ihn. Jannis ist der älteste unter ihnen, ein hoher rüstiger Greis von 65 Jahren. Wie ein Greis erscheint er nur, wann er sitzt. Jetzt, da er aufsteht, um mich zu begrüßen, sehe ich erst, welch ein Jüngling mit ergrautem Haar der Jannis ist. Er weiß schon, was ich will, denn er wartet kaum ab, daß ich ihn bitte: „Kann ich die Nacht bei dir bleiben?" — da hilft er mir schon vom Pferde und ruft: „Maritsa!"

Maritsa, des Alten alte Frau, tritt aus dem Hause und reicht mir, gleich ihrem Manne, unter biederem „Kalós orissis"! die Hand. Es ist vier Uhr geworden, und das Nachtessen hat noch gute Weile. So macht mir die geschäftige kleine Alte vorerst einen Kaffe, zu dem es Kuluria und „Gliko" (Süßes, nämlich Fruchtmarmelade) giebt. Das Gliko wird in schöngeschliffenem, dickem Glase gereicht, und ein schwerer Silberlöffel steckt darin.

Ich steige die an der Außenseite des Hauses zum oberen Stockwerk führende Treppe hinauf, um „mein Zimmer" anzusehen, d. h. das gemeinsame Wohn- und Schlafzimmer der ganzen Familie, und um mich vom Staube des langen Wandertages zu reinigen. Das Mütterchen, in einem langen, weißen, hemdartigen Kleide, immer aufmerksam um mich herum. „Mutter! ich möchte mich waschen." — „Sogleich."

Nach einer kleinen Weile schickt sie ihr Töchterchen mit dem Waschgerät. Ein schlankes, auffallend schönes Kind von 14 Jahren, nicht so reifentwickelt wie sonst die Mädchen ihres Alters in

Griechenland. Panagiota heiße sie, und reicht mir vertraulich ihre feine schmale Hand, die rechte; in der linken trägt sie einen großen Holzkrug, wie ein langes dünnes Fäßchen, mit Messingreifen umlegt und überm Arm ein dickes, flockiges Handtuch. Kein Waschbecken. Das war zu Homers Zeiten doch etwas anders, wenn auch die Art des Waschens die nämliche geblieben ist:

„Eine Dienerin trug in der schönen goldenen Kanne,
Über dem silbernen Becken, das Wasser, beströmte zum Waschen
Ihnen die Hände und stellte vor sie die geglättete Tafel."

Man wird noch heute mehr gewaschen, als man sich wäscht, in Arkadien und sonstwo in Hellas. Das Geschäft der Waschung nahmen wir aber auf dem Balkon vor, der sich um das ganze obere Stockwerk herumzog, und das Wasser floß zwischen den Bohlen durch und fiel den Hühnern und Schweinchen, die unten aus und ein gingen, auf die Köpfe. Man gewöhnt sich auch an diese Art des Gewaschenwerdens, die ja den Vorzug vor der Waschung im Becken hat, daß man sich in immer erneutem, also immer reinem Wasser wäscht. Nur daß man sich vor solcher holden Bedienung nicht mehr als das Gesicht und die Hände reinigen kann.

Die „geglättete Tafel" aber, die ich nach den homerischen Versen zu erwarten hätte, besteht aus einer bauchigen leeren Amphora, über welche ein Brettchen von einem Quadratfuß gelegt ist. Auf dieses setzt Panagiota den von der Mutter inzwischen bereiteten Kaffe mit dem obengenannten herzerfreuenden Zubehör, macht eine kleine Verbeugung, die einer Hofdame Grazie verleihen würde, und geht.

Ich trinke, rauche und studire die Karte, um zu sehen, wo ich eigentlich bin. Auf der Karte steht „H. Joannis" und in Klammern: „Ruinen von Heräa." Hier also hat die der Hera heilige kleine Stadt der Arkadier gestanden, nach einigen Angaben

von Sparta gegründet, um von hier aus Messenien, Elis und Arkadien zugleich seinem Einfluß zugänglicher zu machen. Die Ruinen, die ich vorhin in den Weinfeldern gesehen, sind das Einzige, was von der Hera-Stadt übrig geblieben. Es ist mit allen Gründungen der Spartaner oder Halbspartaner ähnlich ergangen: die Nachwelt hat von ihrem Wirken wenige sichtbare Spuren, während von ihren besiegten Feinden, den Messeniern wie den Athenern, die herrlichsten Zeugen alter Größe uns erhalten sind. Die Ruinen und ein bedeutender Teil der Stätte Heräas gehören heute dem arkadischen Bauern Jannis Pulopulos.

Er will mir seine Weinfelder und „seine" Ruinen darin selber zeigen. Schon sind wir, gefolgt von sämtlichen Schulknaben des Dorfes, ein Stückchen des Weges hinuntergegangen, da kehrt der alte Jannis wieder um: er hat etwas Wichtiges mir zu zeigen vergessen, seinen Schweinestall! Nicht wegen der schwarzen Schweinchen darin, nein wegen der „Archäótites" (Altertümer). Die Vorderwand des großen steinernen Troges bildet ein schwerer, dicker Marmorblock, eine Grabsäule offenbar, denn außer einigen halbleserlichen Namen, die ich schon des darüberklebenden Schmutzes wegen nicht entziffern konnte, steht deutlich, wenn auch in sehr altertümlicher Schrift, der Abschiedsgruß an die Toten; *XAIPE* (Chäre, Lebewohl).

Ich sag' ihm, daß dies ein Grabstein sei, über 2000 Jahre alt, und daß er ihn in Acht nehmen möge. „O, dem thut keiner was," meint er; „den Trog hat schon mein Vater gebaut und dies Haus auch; das hat gestanden vor dem Türkenkriege." — Es sieht auch danach aus mit seinem trotzigen Steinuntergeschoß. Solcher Häuser hat es vor dem Befreiungskriege viele im Peloponnes gegeben, mehr festen Burgen als friedlichen Wohnungen ähnlich. In der Maina, am Taygetos, hatte damals jedes Griechenhaus sogar einen steinernen Wachtturm.

Dann geht's hinab zu den Trümmern von Heräa. Der Alte mit seinen langen Beinen voran, daß ich junges Blut Mühe habe, Schritt zu halten: er erfüllt mich mit staunender Bewunderung. Solch ein blühendes Gesicht im Rahmen der grauen Locken, und dazu diese prachtvolle, aufrechte Haltung!

Auf einem kleinen steinigen Gerstenfelde arbeitet ein ziemlich junger Mann mit seinem Weibe. „Kalin dulián!“ (glückliche Arbeit) ruft der alte Jannis dem Paare zu, und dann zu mir: „Das ist unser Papás (Priester) und seine Papadiá.“

Der griechische Priester ist ein Bauer wie jeder andere, nur ärmer und meist noch unwissender; die Gebete kann er wohl hersagen, aber durchaus nicht immer lesen. Übrigens wird das „Risarion“ in Athen (von Risaris gegründete Priesterschule) den jämmerlichen Bildungsstand der Priester gewiß allmählich heben. Ob aber dadurch das jetzt ganz zufriedenstellende Verhältnis der Geistlichkeit zu ihren Gemeinden gebessert, oder nicht vielmehr verschlechtert werden wird, wage ich nicht zu entscheiden. Mir haben Griechen, die ihre Geistlichkeit gut kennen, versichert, daß die Schlichtheit und Unwissenheit der Priester sie in ihrem geistlichen Ansehen bei der Gemeinde nicht schädigen und zugleich eine Gewähr dafür seien, daß die Geistlichkeit keine Herrschaft in weltlichen Dingen sich anmaßen könne. Einen „Kulturkampf“ zwischen Kirche und Staat hat es in Neuhellas nie gegeben; die Kirche mischt sich nicht im mindesten in politische Streitigkeiten, ist dabei aber außerordentlich patriotisch gesinnt. Man weiß, daß auch der Befreiungskrieg der zwanziger Jahre seinen Anstoß und Sporn fortgesetzt durch die hohe wie niedere griechische Geistlichkeit empfing.

„Was bezahlt ihr eurem Papás, Alter?“ *) frage ich Jannis Pulopulos.

---

*) Alter, Jéronda, ist eine durchaus ehrerbietige Anrede bei den Griechen.

Der lacht —: „Gar nichts, außer den Sporteln für Taufen, Begräbnisse, Hochzeiten, Messen, Krankengebete u. s. w. — Er hat ja sein Feld, wie wir.“

Obgleich die griechische Religion — unter Duldung aller übrigen Bekenntnisse — Staatsreligion im Königreich Hellas ist, bezahlt der Staat doch nur die Erzbischöfe und Bischöfe, und zwar bescheiden genug: mit je 5000 bezw. 4000 Drachmen. Die übrige Geistlichkeit empfängt vom Staat nicht einen Lepton.

Die Trümmer von Heräa, die jetzt zu Tage liegen, lohnen kaum den beschwerlichen Weg durch die knorrigen Weinstöcke. Das Riesengrab, welches ich beim Heraufreiten zu sehen glaubte, nennt der alte Jannis das Lutró (Bad); wer weiß, ob er oder ich Recht haben. Die Archäologen vom Fach wissen auch nicht viel über Heräa zu sagen. Ausgrabungen sind hier noch niemals gemacht worden, wenigstens sagt Jannis so. Nur er selber hat einmal gegraben, eben in der Nähe des Lutró, und hat dabei einen Topf voll alter Münzen gefunden, die er für einen Spottpfennig verkauft hat. Daß in diesen Weinfeldern noch vieles von der alten Herastadt steckt, ist mir sehr wahrscheinlich.

Da wir gegen Abend in das Haus zurückkehren, finden wir eine große Karawane davor, wohl an 20 Pferde und Maultiere und fast ebenso viele Bauern. Sie kommen von weit her, sind schon eine Woche unterwegs und wollen nach ihrer Heimat, Patras, zum Osterfest. Sie haben in Messene in den Feigengärten und in Lakonien in den Maulbeerpflanzungen gearbeitet, haben jeder wohl hundert Drachmen erspart und wollen nun das große griechische Freudenfest bei den Ihrigen feiern. Was für die deutsche Familie Weihnachten, das ist für die griechische — Ostern, die Lambri (Glänzende), wie das Fest im Volksmunde lautet: wer nicht krank ist und nur ein paar Drachmen besitzt für die Wanderschaft, der macht sich auf den Weg. Diese Leute

sind über Issari (Eparchie Megalópolis) und Karytäna (Gortynia) am rechten Ufer des Rufias hierher gezogen.

Der alte Jannis nimmt sie alle auf und bringt Menschen und Tiere in seiner Winterscheune unter. Sie führen alles, was sie brauchen, bei sich; nur Futter für die Tiere müssen sie kaufen, und Jannis verfährt christlich mit ihnen.

Um 8 Uhr Abends ruft uns Panagiota zum Essen hinauf. Christos, als mein „Mann", gehört mit zur Gesellschaft und hat durch seine Mitteilungen über mein bisheriges Verhalten mir einen guten Leumund bei den Damen des Hauses verschafft. Ich aber habe mit der alten Maritsa gesprochen, und sie hat mir zugesagt, für Christos' Weib ein Bündel brauchbarer alter Wäsche bereit zu halten, wann er morgen von Andritsena zurückkehrt.

Das Abendbrot ist viel reichlicher als das Mittagsmahl in der Hütte zu Wélessi. Eine Bohnensuppe (die beliebten Kukiá, Saubohnen), dann für mich allein Setzeier in Butter, eine Schüssel mit Láchana, — diesmal aber keine Disteln, sondern Salatblätter, eine Art von grobem Spinat —; zum Schluß noch Ziegenkäse und zwei riesige Apfelsinen. Dann gehen die Frauen in die Küche, d. h. in das heute für sie vorbehaltene Schlafgemach, und wir Männer bleiben zum Männertrunk zurück.

Der alte Jannis holt aus der Ecke einen Schlauch mit altem Wein, wie er sagt: er ist nämlich nicht von der letzten, sondern von der vorletzten Ernte. Ein feuriger, hellgelber Wein, natürlich mit Harz versetzt; indessen hieran habe ich mich vollkommen gewöhnt und trinke das, was ungewohnte Reisende „Benzin-Wein" genannt haben, mit einem Behagen, als wäre es alter Rheinwein.

Daß jeder Fremde bei längerem Aufenthalte im Lande sich an diesen geharzten Wein gewöhnt, habe ich schon bemerkt. Die in Athen ansässigen Deutschen trinken den sehr stark geharzten Attika-Wein sogar mit Vorliebe, — und von den königlich bayrischen

Leibsoldaten des weiland Königs Otto ist bekannt, daß sie sich dem Genusse des Resinatweins bis zur sinnlosen Völlerei hingaben und durch ihre greuliche Betrunkenheit den mäßigen Athenern zum Ekel wurden.

Das Harzen des Weines ist keine neugriechische Sitte, sondern auf uralte Volksgewohnheit zurückzuführen. Der Thyrsosstab beim Dionysosfest trug auf der Spitze einen Pinienapfel, und Plutarch sagt ausdrücklich: „Es scheint, daß die Fichte dem Weinstock zu großem Nutzen gereicht, weil sie besonders geeignet ist, den Wein zu erhalten. Überall pflegt man die Gefäße, worin der Wein aufbewahrt wird, auszupichen, und an vielen Orten, wie in Euboea, in Hellas überhaupt, auch in Italien in der Gegend des Po, mischt man sogar Harz in den Wein. Dergleichen Beimischungen verleihen dem Wein nicht bloß einen angenehmen Duft, sondern verbessern ihn auch, insofern als sie dem jungen Wein die unvergohrenen, wässrigen Teile binden."

Einer von den Jungen, die uns heute Nachmittag auf das Ruinenfeld von Heräa gefolgt sind, tritt ins Zimmer und stellt sich bescheiden in eine Ecke. Ich frage ihn, ob er noch in die Schule gehe: — er scheint mir mit seinen reichlich $5^1/_2$ Fuß denn doch zu sehr der Schule entwachsen. Ja, er geht noch in die Schule, obgleich er schon 15 Jahre ist. — Na, dann zeig mir mal deine Schulbücher.

Panagiotis, so heißt der Junge, holt aus einem Winkel seine Schulbücher: einen Katechismus, ein Lesebuch: „Heldengeschichten" und verschiedene Schreibhefte. Sie lernen nicht zu viel, diese arkadischen Jungen —: Lesen, Schreiben, Rechnen „was man fürs Haus braucht", griechische Landeskunde und vaterländische Geschichte.

Der alte Jannis ist sehr stolz auf meine Anerkennung der

Schreibleistungen seines „Seelenkindes“,*) — und dieses soll mir aus dem geschichtlichen Lesebuch auch etwas vorlesen. Ich möge wählen, was ich gern hören wolle, sagt Panagiotis. Ich blättere und schlage ihm die Schlacht gegen die Perser bei den Thermopylen auf, eine fast ungekürzte Bearbeitung der Stelle beim Herodot. Panagiotis liest mit Ausdruck und offenkundigem Verständnis; ein bischen durch die Nase, wie die meisten Griechen. Des alten Jannis Augen funkeln. Für ihn giebt es keinen Unterschied zwischen alten Hellenen und Neugriechen. Er hat keine Ahnung davon, was das für eine „Sorte von Türken“ ist, die Perser, mit ihrem frechen König Xerxes. Er hat in seiner Jugend den Vater gewiß erzählen hören von jener zweiten Heldenschlacht in den Thermopylen (1821), und in seinem alten ehrlichen Kopf ist das nun alles eins. Die Namen Leonidas, Spartiaten, Thebäer sind ihm ja nichts Fremdes. Nur aus dem Verräter Ephialtes, der die Perser den Spartanern in den Rücken führte, wird Jannis Pulopulos nicht klug. „Das waren ja die alten Hellenen,“ sagt Panagiotis. Aber Jannis schimpft den alten Verräter mit dem neuen Schimpfwort Keratás.

Dann sieht er mich an, als wolle er sagen: Siehst du, solche Kerle sind wir Griechen! einer gegen zehn Türken! — Und nun beginnt unvermeidlich das politische Gespräch. Der Alte wünscht den Krieg, wie alle Männer im Peloponnes, mit denen ich in jenen Tagen gesprochen. Ohne Ruhmredigkeit, ohne Theaterwesen gegenüber dem Fremden; nein, wie die einfachste Sache von der Welt. Es geht dem Alten gewiß nicht gut in dieser Zeit der Kriegsrüstung; mit Ausnahme eines verheirateten 40jährigen Sohnes sind alle seine Söhne im thessalischen Heerlager, und die Feldarbeit muß durch teuer ermietete Hände besorgt sein. Aber er will den Krieg. — Ich frage den Alten, ob er

*) *Ψυχοπαῖδι*, wörtlich: Seelenkind, nämlich das Pathenkind. In diesem Falle zugleich: das angenommene Kind; Panagiotis ist ein Waisenknabe.



denn auch zu der „patriotischen Anleihe“, zu den 30 Millionen, die Herr Delijannis als freiwillige Beisteuer verlangt, etwas gezeichnet habe. Jannis Pulopulos lächelt pfiffig: „Ich werde mich hüten, auch nur eine Pendara hinzugeben, denn was wir geben, das fressen die Regirungsleute in Athen auf. Die wollen gar keinen Krieg!“

Der erste weise Hellene, — weiser als wir allesamt —, der Herrn Delijannis richtig erkannt hat.

„Ja, wenn wirklich der Krieg käme! Dann geben wir alles, und dann schicke ich auch Panagiotis gegen die Türken!“

Panagiotis ruft: „Málista“ (freilich), und zur Bestätigung des Gesagten holt er aus einem leinenen Tuch unter dem Bett, in dem ich die Nacht schlafen soll, eine saubergeputzte — Doppelflinte!

„Wem gehört denn die?“

„Mir!“ sagt Panagiotis, und der alte Jannis nickt zustimmend. Der 15jährige tannenschlanke Schuljunge ist der Kinigós (Jägersmann) des Hauses, und ehe ich schlafen gehe, erzählt er mir von der Jägerei in den arkadischen Wäldern. Er schießt im Herbst Hasen, 3—4 Okka (7—9 Pfund) schwer, Wachteln, wilde Enten, auch hier und da einen Fuchs: hat er sich doch aus einem weißroten Fuchspelz eine sehr schmucke Jagdtasche selber zurechtgemacht.

Wir gehen schlafen. Für mich ist nahe dem Fenster über einer hohen langen Truhe ein Bett aus Teppichen und Wolldecken aufgetürmt, in das ich mittelst eines niedrigen, als Fußbank dienenden Tisches mich schwinge. Bevor ich schlafen gehe, bestreue ich reichlich mein Lager mit Insektenpulver, worüber Jannis und Panagiotis keine Miene verziehen: diese Europäer haben ja noch andere wunderliche, ihnen unverständliche Sitten. — Die Fenster besitzen natürlich keine Glasscheiben, sondern sind nur durch Holzläden geschlossen. Es wäre interessant zu erfahren,

wie viele Dutzend Fensterscheiben es im Innern des Peloponnes überhaupt giebt; mehr als Dutzende gewiß nicht. Der Alte schläft mitten im Zimmer, halbangekleidet, auf einem schmutzigen Teppich; der junge Jägersmann neben meinem Bettthron auf einem über zwei Holzklötze gelegten Brett, welches mich an ein deutsches Plättbrett erinnert, zugedeckt mit zusammengenähten Ziegenfellen.

Bevor ich die Augen schließe zu einer kurzen Nachtruhe in arkadischen Gefilden, fallen mir zu komischem Gedenken meine österreichischen Reisegefährten an Bord der „Iris" ein. Was werde ich ihnen antworten, wenn ich sie vielleicht in Athen treffe, und der Bankier mich fragt: „In welchem Hôtel haben Sie in dem Ajannu gewohnt?" — Ich muß hell auflachen, so daß der alte Jannis sich aufrichtet und ängstlich nach mir herüberblickt. — Diese Europäer! Nun lachen sie gar beim Einschlafen!

Mitten in der Nacht entsteht unter dem Fenster Lärm. Der Mond scheint durch die Ritzen der Holzbretter am Fenster ins Zimmer. Vorsichtig öffne ich einen Flügel und blicke hinunter; die gestern Nachmittag angekommene Karawane macht sich reisefertig, um beim Mondeslicht weiter zu ziehen. Dann verhallt auch das. Der Mond steht überm Haus; ich sehe ihn nicht mehr, aber sein heller Glanz bestrahlt die Höhen im Süden. Von unten herauf rauscht der Rufias sein eintönig Lied.

In einer Ecke des Zimmers brennt ein Nachtlämpchen, der stille Wächter jedes peloponnesischen Schlafgemachs. Das Schnarchen des Alten hält mich eine Weile wach, dann aber schläfert es mich ein, wie einen Müller das Klappern seiner Mühle.

Lange vor völligem Tag bin ich auf und in den Kleidern. Diesmal kann ich auf die liebliche Panagiota nicht rechnen, denn ich habe eine gründlichere Bespülung vor als die vom gestrigen

Nachmittag. Unweit des Hauses habe ich ja einen fließenden Brunnen gesehen: den suche ich jetzt im dämmernden Morgengrauen auf, entkleide mich halb und bade mich in dem herrlichen eiskalten Bergwasser. Ein Handtuch habe ich mir aus dem Wandschrank genommen, aus dem Panagiota gestern auch andere Wäsche hervorgeholt. — Es ist nicht ganz so bequem, wie wenn man im Hôtel den Telegraphen spielen läßt und frisches Wasser in bunter Porzellankanne hingestellt kriegt; aber ich fühle mich dennoch um vieles glücklicher und auch erfrischter als nach einer Hôtelwaschung. Ich lerne hier, daß es schönere Dinge giebt, als selbst eine Wasserleitung, — z. B. einen fließenden Brunnen. Obendrein ist die Brunneneinfassung aus allerlei Marmortrümmern zusammengeflickt; meine Zahnbürste, in diesem Augenblick wahrscheinlich die einzige des ganzen inneren Peloponnes, liegt in der Vertiefung eines Stückchens von einem Triglyphen.

Inzwischen ist auch die Familie wachgeworden. Die alte Maritsa bereitet mir einen Kaffe und kocht Eier, Panagiota giebt Christos Gerste fürs Pferd; Panagiotis rüstet seine Flinte. Er wird uns ein Stück aufwärts begleiten, um uns eine bessere Furt zu zeigen, als die dort unten, so daß ich also mit dem tauben Chani-Wirt nicht noch einmal zu thun haben werde. Zugleich wird er ein bischen jagen; was er schießt, giebt er mir als Reisebraten mit.

Dies war die erste Nacht und Bewirtung bei Gastfreunden, nicht bei Wirten. Dennoch frage ich schüchtern vor dem Weggehen den alten Jannis, was ich ihm schuldig sei. Lieber Gott, man ist ja so garnicht geübt im Hinnehmen von Diensten ohne metallischen Nachgeschmack. Jannis macht eine erzürnt abwehrende Bewegung mit den Händen und zieht die Augenbrauen hoch. Daß ich auch nichts habe, womit ich dem Alten eine kleine Freude machen kann! Doch! ein Pfeifchen aus

Buchsbaumholz, das ich mir zum Rauchen mitgenommen, aber bisher der angenehmeren Zigarretten wegen kaum benutzt habe. Es hat ein vernickeltes Deckelchen und ebensolches Kettlein. Jannis ist ganz gerührt durch dieses Gastgeschenk und entläßt mich nach wiederholten, kräftigen Händedrücken mit den liebevollsten Wünschen für ferneres Reiseglück.

Die alte Maritsa begleitet uns noch ein Stückchen; sie muß mit einem Wasserfaß zum Brunnen und es auf dem Rücken, mit zwei Stricken über der Schulter, gefüllt nach Hause tragen. Der Junge geht auf die Jagd, — die alte Mutter muß die schwere Arbeit verrichten; aber so ist's überall unter griechischen Bauern, und so ist's seit Jahrhunderten, und keine Frau beklagt sich darüber. Schön sind die griechischen Mädchen noch immer, — bis sie sich zu häßlichen Frauen zerarbeitet haben.

Nun geht's am Strom entlang, aber hoch über ihm, dem rosiggefärbten Osthimmel entgegen. Dies wird ein schöner Tag, wenn auch überm Strome noch dichte Nebel wallen. Die Spitzen der mittelarkadischen Gebirge erglühen schon unter den feurigen Sohlen des jungen Tages. Während wir uns nach halbstündigem Ritt endlich zum Rufias hinuntersenken, schießen die Strahlen der Morgensonne hinter der fernen beschneiten Kyllene hervor.

Panagiotis hat zweimal nach Wildenten geschossen, die aus dem Ufergebüsch des Stromes aufflatterten; das zweite Mal hat er getroffen, aber die Beute entgeht mir: der Vogel ist in den Strom gestürzt und wird fortgerissen.

Nun sind wir am Rande; doch Panagiotis findet die Furt nicht. Der Strom hat alle Erkennungszeichen weggeschwemmt. Gefallen ist er in der regenlosen Nacht sichtbar; aber Christos getraut sich dennoch nicht hindurch. Er will erst mal die Tiefe an dieser Stelle ausprobiren, wo Panagiotis die Furt vermutet. Ich bleibe zu Pferde zurück, während Christos baarbeinig in den Strom hinabsteigt. Gleich nach den ersten Schritten sinkt er ein

bis zum Gürtel, und wie tief mag's erst in der Mitte sein! Es geht auch heute nicht, wenn wir nicht einen der Furt genau kundigen Führer finden. Sonst muß ich meinen ganzen Reiseplan ändern, und anstatt geradewegs südlich auf Andritsena loszureiten, über Karytäna, mit einer östlichen Ausbiegung um eine Tagereise, den Übergang über den Rufias erzwingen.

Doch sieh, — weiter unterhalb, reitet da nicht eben ein ganzer Zug von weißen Gestalten durch den Fluß? Hurrah, die Furt! Jetzt besinnt sich auch Panagiotis; irre geführt hatte ihn nur eine Kleinigkeit: die Furt befindet sich gegenüber einer Mühle unweit des Flußufers, und diese Mühle hat der Rufias gestern weggerissen, wahrscheinlich mitsamt dem Müller.

Schnell reite ich den Fluß entlang, dorthin wo eben die Karawane gelandet ist. Christos läßt sich von den Leuten, Bauern aus Kalamata (am messenischen Meerbusen), den Weg durch den Strom genau beschreiben. Wie tief? — Etwa so, drei Fuß. Vorwärts! — Lebwohl, Panagiotis; einen Gruß deinen Eltern und der Panagiota. — Vorwärts!

Halbnackt schreitet Christos voran, das Pferd am Zügel hinter sich ziehend. Ich habe die Füße aus den Strick-Steigbügeln gelöst, für den schlimmsten Fall. Der Strom jagt in rasendem Lauf unter mir dahin; es ist als drehte die Erde sich wirbelschnell um mich; dazu das betäubende Getöse des empörten Flußgotts. Ich fürchte, schwindlig zu werden, und segne den griechischen Sattel, der einem erlaubt, mit beiden Händen sich an den hörnerartig aufsteigenden festen Zwieseln festzuhalten. Die Beine habe ich so hoch gezogen, wie es die Sicherheit des Sitzes erlaubt. Dennoch spült plötzlich, in der Mitte des Stromes, das kalte Wasser um meine Füße. Thut nichts, — vorwärts!

Christos ist nicht mehr voran, sondern watet bis überm Gürtel im Wasser dicht neben dem Pferde, um sich mit der einen Hand darauf zu stützen. Immerfort ruft mir der gute Kerl ein

ermutigendes „Kalá; mi fowássä!“ (Es geht gut; fürchte dich nicht!) zu, und ich — o über die unausrottbare Buchstabenklauberei des deutschen Philologen! — zerbreche mir hier, mitten in den Wirbeln des Alpheos, den Kopf, woher wohl das a in dem Worte fowássä stamme, gelange aber im Wasser zu keinem klaren Ergebniß.*)

Noch ein paar Schritte durch seichteres Gerinnsel — wir sind in *Messenien*.

*) Der obige Ruf lautet „*Καλά! Μὴ φοβᾶσαι*“. In klassischem, d. h. *attischem* Griechisch müßte er lauten „*Μὴ φοβοῦ*; mein arkadischer Bauer hat aber wahrlich nicht die geringste Veranlassung, attisch zu sprechen. Ich vermute, seine Vorfahren haben es auch nicht gethan.

Neuntes Kapitel.

Zum Apollotempel von Phigalia.

Christos thut einen kleinen Freudensprung und ist auf einmal wie verändert. Jetzt weiß er, daß er heute Abend bei seinem Weib und Kind wieder daheim sein kann. Es ist 6 Uhr, um 10 werden wir in Andritsena sein. Wie es dort nur aussehen mag? Wie in Pyrgos? — Christos meint: viel schöner; er ist aber nur einmal als Knabe in Pyrgos gewesen. Ich habe einen Empfehlungsbrief nach Andritsena an einen dortigen Lehrer, und da ich dort ja nicht übernachten, sondern nur zu Mittag essen und ein frisches Pferd mieten will, so wird sich die Sache wohl fügen.

Gleich jenseits des Rufias steigt der Weg den Abhang einer tiefen Schlucht hinauf und führt dann stundenlang an ihrem Rande entlang. Am jenseitigen „Ufer" der Schlucht breiten sich grüne Matten aus, wie nur irgendwo in einem Tale der Schweiz, und über den Matten ragen Berge auf, die von hier aus bewaldet erscheinen, in Wirklichkeit aber bloß Gesträuch tragen, gerade so wie die Matten, durch die ich hier reite. Nur fehlt die Belebung, wie in der Schweiz. Keine schmucken Häuschen auf den sanftgerundeten Kuppen, kein Kuhglockengeläut, kein Jauchzen von Höhe zu Höhe. Zweimal nur auf dem ganzen Weg vom Rufias

nach Andritsena treffen wir einen Schäfer mit seinen Ziegen und Schafen; einmal ein altes Weib mit einer ungeheuren Last Reisigholz auf dem krummgedrückten Rücken.

Hier herum hat einmal Wald gestanden. Das merkt man an dem gewaltigeu, durch den Regen bloßgelegten Wurzelwerk, über welches man oft reiten muß; — auch an einzelnen geretteten Bäumen, meist Eichen und Ahorn, die an unzugänglichen Stellen am Leben geblieben sind. Alle andern hat der Waldbrand der Hirten oder die gefräßige Ziegenschnauze ausgerottet. Wie herrlich könnte sonst diese Landschaft sein! Starrten schroffe, nackte Felsen empor, — man würde den Baumwuchs nicht so vermissen. Es giebt viele Gebirgseinöden in Griechenland, die ihre eigene wilde Schönheit nicht zum wenigsten ihrer Baumlosigkeit verdanken. Hier aber fordert die Bodengestaltung mit ihren sanften Abdachungen gebieterisch den grünen Schmuck wehender Baumkronen, und in den Tagen, von denen die alten Idyllendichter singen, hat hier der herrlichste Wald gestanden, von hier bis zu der Höhe von Ithome.

Die Ziegen zerfressen alles, vielleicht mit Ausnahme der Ölbaumblätter. Schade, daß uns des Komödiendichters Eupolis Stück „Die Ziegen“ samt allen seinen anderen bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangen; darin werden die Schandtaten dieser gefährlichsten griechischen Nagetiere ihre dichterische Sühne gefunden haben. In einem der erhaltenen Reste meckert der Chor der Ziegen:

„Wir nähren uns mit Lust von Bäumen mancher Art.
Der schöne Erdbeerstrauch, die Tanne bietet uns
Viel zarte Sprossen dar, der Weide dickes Laub,
Der fette Cytisus und der Wachholder giebt
Uns reiche Nahrung, auch der Mastix, Oleander,
Der Esch- und Eichenbaum, der Tamariskenstrauch.

Wir fressen Epheu, Wollkraut, Cisten, Asfodel,
Das Laub vom Weißdorn, Buchenblätter, Thymian,
Keuschlamm und auch Salbei.“ — —

Ja, das freßt ihr alles, ihr meckerndes Gezücht! Ihr freßt das Land der Griechen arm und gebt dafür in euren Fellen und eurem Käse nicht annäherndes Entgelt für das, was ihr zerstört. Und wäret ihr wenigstens noch lauter griechische Ziegen! Aber nein, türkische und walachische*) Hirten kommen herüber über die Nordgrenze mit ihren Herden, pachten von der Regirung oder den Gemeinden ein Wäldergebiet für eine ganz niedrige Summe, und wirtschaften nun mit ihren Tieren und dem Hirtenfeuer so arg in den Wäldern, wie es sonst nur die Äxte geldgieriger Holzhändler vermögen in den zivilisirten Ländern mit Holzzöllen.

Weißblühende Erika duftet würzig von den Hängen; Bienen summen in der erwärmenden Morgenluft. Dazwischen stehen großkelchige, weiße und bläuliche Anemonen, und darüber ragen, über zwei Fuß hoch, die Asfódelos-Blütenstengel. Sie fehlen wohl auf keiner griechischen Wiese, und Homer läßt die Schatten der getöteten Freier der Penelope ihren Weg zur Unterwelt nehmen über eine Asfódelos-Wiese:

Und sie gingen des Ozeans Flut, den leukadischen Felsen,
Gingen das Sonnentor und das Land der Träume vorüber,
Und erreichten darauf gar bald die Asfódelos-Wiese,**)
Wo die Seelen wohnen, die Luftgebilde der Toten.“

Eine griechische Wiese trägt im Frühjahr neben den dunkelroten Mohnblüten keine andere Blume in so erstaunlicher Fülle, wie die zarten Stengel der blassen, feinlinig gezeichneten Asfodelen.

*) Daher das Wort Wláchos für „Hirt“.

**) Voß übersetzt: „die graue Asfodelos-Wiese“. Von „grau“ steht nichts bei Homer; die Asfodelosblüte ist helllila.

Berg auf, Berg ab, durch Schluchten und Réwmata (vom Regenguß aufgerissene Erdspalten); manchmal auch durch dickes Gestrüpp, in welchem die Füße des Reiters gefangen werden, — so geht es stundenlang nach Süden. Hinter uns liegt, tief eingebettet, das Thal des Alpheos, noch jetzt, zu dieser Sonnenstunde, von feinen Nebelschleiern überwogt: ein Anblick, merkwürdig ähnlich einer englischen oder norddeutschen Flußlandschaft.

Andritsena wird noch immer nicht sichtbar, und die Sonne brennt heiß. Seit sechs Stunden kein Bissen, kein Trunk. Das Pferd achtet auf keine Schimpfwörter des Agojaten mehr. Endlich hören auch diese auf: Christos ist zu müde und hungrig zum Schimpfen geworden. Mir spricht er alle fünf Minuten Mut zu durch ein „Tha fthássome“ oder „Imetha kondá“ (Wir sind gleich da. — Wir sind nahe). Selbst das Rauchen lindert jetzt nicht, sondern steigert nur die Qualen des Durstes. Keine Quelle, kein Brunnen, kein Haus, so weit wir sehen.

Da, gegen 10 Uhr, bei einer Biegung des Weges dicht vor uns ein grüner Hain: Ölbäume, Feigenbäume, auch vereinzelte Platanen. Spärliche Getreidefelder steigen aus der Schlucht zur Höhe. Andritsena!

Ein finsteres, an einem Vorhügel des messenischen Gebirges klebendes Bergstädtchen, so erscheint die Hauptstadt des nördlichen Messeniens. Die Armut steht ihr an der Stirn geschrieben. Da ziehe ich wahrhaftig Ajannu, das Dorf, vor. Niedrige, dürftige Häuschen dicht an einander gequetscht, wie um sich gegenseitig zu stützen und zu wärmen vor dem eisigen Winde, der von den überhangenden Bergen im Winter auf das armselige Nest herunterstürzen muß. — Ein paar Kinder, die vor dem Städtchen „Kutsalonáki“ (unser „Himmel und Hölle“, ein Hüpfespiel) springen, haben uns erblickt und sind spornstreichs voraus gelaufen, um die Ankunft eines Fremden zu melden. Es hätte ihrer nicht bedurft, denn in der engen Hauptgasse, in die wir einreiten, steht

ohnehin die halbe männliche Bevölkerung herum: es ist soeben eine Depesche von Athen an den Dimarchos eingetroffen, wonach an der thessalischen Grenze ein erstes Vorpostengefecht stattgefunden haben soll. Der Eintritt eines Fremden steigert die Aufregung dieser Messenier noch um ein Beträchtliches.

Die Gasse ist so eng, daß sie trotz der Niedrigkeit der Lehm- und Holzhäuser zu beiden Seiten im dunkeln Schatten liegt. Hier haben die Handwerker ihre Werkstätten und Verkaufshallen, beide in einem Raum; — die „Privatleute“ wohnen in Seitengassen, die sich den Hügel hinaufziehen. Klempner, Eisenschmiede und Schuster klopfen, hämmern und nieten. Einige ganz kleine Bengel springen auf der höckrigen Gasse mit grauweißen Blättchen daher und schreien: „To teleftäon tilegráfima! — I machi 's ta sinora!“ (das allerneueste Telegramm! — Die Schlacht (!) an den Grenzen). Christos wird fortwährend festgehalten und rücksichtslos über mich ausgefragt, — natürlich denken die Andritsenier, solch ein Fremder versteht ja doch kein Wort Griechisch. Christos antwortet, soweit sein Wissen reicht; vergißt auch nie hinzuzusetzen: „Ine kalós“ (ist ein braver Kerl). Ich bin zu müde und verhungert, um meine griechischen Sprachkünste zu probiren.

Christos soll mich vor das Xenodochion führen, — denn er hat in Erfahrung gebracht, daß der junge Lehrer der „hellenischen Schule“, an den ich empfohlen bin, inzwischen zu den Fahnen berufen und nach Arta (Epiros) abmarschirt ist. — Ja, das giebt's in Andritsena nicht, nur eine Garküche. Wir halten davor, und eben will ich vom Pferde steigen und in die schmutzige Spelunke treten, da kommt die Gasse herunter, auf einem hohen, wirklichen Reitpferde — gewiß keinem griechischen — im scharfen Trab ein Reiter angesprengt, in Offizirsuniform; hinter ihm drein eine Ordonnanz. Er hält vor mir mit einem Ruck, reicht mir die Hand und sagt: „Buon giorno!“ Damit ist aber sein Italienisch erschöpft, und er fährt

auf Griechisch fort, unterweilen durchsetzt mit einem französischen Wort zu meinem besseren Verständnis. Er ist der Oberstkommandirende des in Andritsena einquartirten Gendarmenpostens, heißt Jannis Panopulos, also bis auf zwei Buchstaben ebenso wie mein Gastfreund in Ajannu, — und stellt sich, seine Gendarmen und sein Haus vollkommen zu meiner Verfügung. Dann springt er vom Pferde, hilft mir vom Samari herunter, nimmt mich unter den Arm und marschirt mit mir, gefolgt von Christos und der Ordonnanz, durch eine kleine Seitengasse dem „Kommandanturgebäude“ von Andritsena zu, in dem er wohnt, — einem Bretterschuppen mit einem richtigen Glasfenster.

Unterwegs fragt er mich mit aller Bescheidenheit, aber in jenem den Griechen eigenen schnellen, fast heftigen Sprechton, nach Woher und Wohin. Das beantwortete ich ihm; aber der Hunger drängt mich zu sagen: „Lieber Herr, ich und der Agojat wir haben seit heute früh weder gegessen noch getrunken. Kannst du uns etwas besorgen?“

„O gewiß, gewiß,“ schreit der Herr Kommandant von Andritsena; „meine Frau wird euch alles geben, was sie hat. Du weißt aber, daß wir jetzt die Sarakosti feiern; Fleisch haben wir nicht.“

Frau Panopulos hat noch nicht vollständig Toilette gemacht, sieht aber um so anmutiger aus. Sonst wäre sie im stande gewesen, sich wohl gar eine Tournüre über den bunten Unterrock hintenauf zu schnallen. Sie ist eine Athenerin, die erste, die ich in meinem Leben gesehen, — ein zartes blasses Frauchen, blutjung. Sie fragt mich, was ich wohl gern essen möchte. Nur irgendetwas, ein Stück Brot und ein Glas Wasser!

Die Ordonnanz ist natürlich nicht bloß Offizirsbursche, sondern auch Mädchen für alles. Weibliche Bedienung, so was wir Dienstmädchen nennen, ist in Griechenland überhaupt eine Seltenheit; in diesem Bergnest giebt's dergleichen gar nicht. Sind die

Mädchen erwachsen, so verheiraten die Eltern oder die Brüder sie; der Dienstboten giebt es nicht mehr als der alten Jungfern.

Bei dieser Gelegenheit sei denn auch die auffallende und von den Bevölkerungsverhältnissen aller übrigen europäischen Länder abweichende Tatsache erwähnt, daß in Griechenland die Zahl der männlichen Einwohner die der weiblichen um ein bedeutendes übersteigt. Nach der letzten Volkszählung (von 1879) gab es 1040526 Bewohner männlichen, 939035 weiblichen Geschlechtes, und ein ähnliches Mißverhältnis haben sämtliche frühere Zählungen ergeben. Ein Mehr von über 100000 macht aber bei einer Gesamtbevölkerung von kaum 2 Millionen schon einen gewaltigen Eindruck auf die sozialen Verhältnisse.

Also die Ordonnanz, der Gendarmengefreite Theodorakis, mahlt im offenen Nebenzimmer der Bretterbehausung den Kaffe und trägt ihn dann auf. Die Frau Kommandantin reicht mir frischgebackene Kuluria und vorzüglichen Feigen-Raki. Für meinen armen Christos wird auch gesorgt. Ich bezahle ihm nahezu das Doppelte der verabredeten Summe, weil er ja zwei statt eines Tages von Hause hat abwesend sein müssen; verabschiede mich von ihm, da er es eilig hat mit der Rückkehr, und bin nun meinem auf der Straße aufgelesenen Gastfreunde anheimgegeben.

Während das frühe Mittag zubereitet wird, trifft Herr Panopulos die Vorkehrungen für die Weiterreise, denn ich will noch heute den Apollotempel von Phigalia erreichen. Der Handel mit dem neuen Agojaten ist in wenigen Minuten abgeschlossen: ich soll ein ausgezeichnetes Pferd bis Garandsa (Eparchie Messini) erhalten und für den achtstündigen Ritt 6 Drachmen bezahlen, — ungefähr den Preis einer abendlichen Droschkenfahrt von Berlin nach Charlottenburg. „Außerdem gebe ich dir eine Sinodia (Eskorte) von zweien meiner Gendarmen mit.“

„So?! — Ist denn das nötig? Sind die Wege nicht sicher?“

„Ganz sicher, Kirie, aber ich bin verpflichtet, dir die Sinodia mitzugeben.“

„Wer verpflichtet dich denn dazu?“

„Eine Verordnung von oben, vom Ministerium.“

Von einer solchen Verordnung hatte ich nie etwas gehört; man hat mir auch in Athen später bestritten, daß sie bestände. Ich vermute also, es war nur Übereifer des guten Panopulos. Lieb war mir diese Eskorte gar nicht, denn ich hatte längst begriffen, daß man bei einsamem Wandern in Griechenland mehr lernt und sieht, als beim schwatzenden Zusammenreisen. Freilich: über das lebende Volk lernt man mehr in Begleitung; aber heute galt meine Reise ja dem Gebiet, in dem man mit dem Geist des Altertums allein sein möchte. Da überstürzt einen die Fülle der Gedanken so mächtig, daß man gerade genug mit dem Ordnen und Klären der eigenen zu schaffen hat und nach einem Gedankenaustausch wahrlich kein Verlangen trägt.

Jannis Panopulos ist kaum 30 Jahre alt. Ich nenne ihn „Kommandant“; er ist nur einfacher Lieutenant, aber offenbar ein sehr schneidiger. Er stammt aus Messolongi, hat in Athen Jus studirt, sein Examen gemacht, sich verheiratet und ist dann in das Korps der Chorofilakes eingetreten. Nach dreijährigem Dienst ist er Offizir geworden und muß sich's nun gefallen lassen, aus einer Bergwildnis in die andere versetzt zu werden, um Ruhe und Sicherheit im Lande zu schützen, — für 200 Drachmen monatlich und zwei Pferderationen. Ein harter, verantwortlicher Dienst; besonders hart für einen jungen Ehemann, der eine verwöhnte Großstädterin zur Frau genommen. Kiria Chariklia aber macht vergnügte Miene zum langweiligen Spiel, und da ich sie frage, was sie denn den lieben langen Tag anfängt, sagt sie mir, sie lese. Jannis aber neckt sie und meint, sie nähe Kleinkinderzeug,

so kleines, worauf Frau Chariklia sehr rot wird und in die Küche nebenan läuft.

Ja, in Messolongi geboren, wo Lord „Báiron“ gestorben sei und ein schönes Denkmal habe. Auch sein Herz sei in Messolongi begraben. Ob ich von Lord „Báiron“ schon etwas gelesen habe? —

„Ich habe sogar ein Buch über ihn geschrieben.“

Nun bin ich mit Herrn Jannis natürlich halbverschwägert. — „Der war ein echter Philhellene, Kirie Eduárde; was heute sich so nennt, daraus machen wir uns nicht so viel. Keiner von allen sogenannten Philhellenen rührt auch nur ein Fingerglied für Hellas. Ja, für die Schweinehirten in Serbien, die Erdfresser in Bulgarien, die Juden in Rumänien — für die legt sich Europa ein; aber für uns?! Wir verlangen ja gar nichts von Europa, nichts als daß es uns nicht in den erhobenen Arm falle.“

„Man sagt aber, es geschehe zu eurem Besten, Freund Janni.“

„Zu unserm Besten! Das wissen wir besser, was unser Bestes ist, und sind bereit, dafür Gut und Blut zu geben. Wenn wir uns für Epiros und Makedonien totschießen lassen wollen, was geht das Europa an?! Das sag' du mal eurem großen Bismarck, wenn du nach Hause kommst. Wer hat euch hindern dürfen, als ihr Elsaß und Lothringen zurücknahmt, die nicht deutsch werden wollten? Da solltet ihr uns auch nicht hindern, unsere Brüder frei zu machen, die griechisch sind und es ganz werden wollen.“

„Deutschland hat keine Schuld,“ warf ich ein. „Es macht nur mit, um Rußland nicht allein die orientalische Frage lösen zu lassen. England hat Schuld.“

„Ja das wissen wir,“ sagte Jannis Panopulos. „Und soll ich dir erklären, warum? Es will uns nicht erstarken, nicht in den Besitz Kretas und der griechischen Inseln der Türkei

kommen lassen, weil unsere Handelsflotte alsdann im Osten dieselbe Herrscherrolle spielen würde, die Englands Flotte im Westen spielt. Das ist das Geheimnis. Wir jetzt sind schon eine der ersten Handelsnationen der Welt. Wir haben mehr Handelsfahrzeuge, als die Österreicher, die Russen, die Spanier und die Holländer, und kriegen wir Kreta und die Inseln, so sollst du sehen, in zehn Jahren sind wir die dritte, wenn nicht die zweite Seefahrernation Europas. — Aber es ist ganz gleich, ob Gladstone oder Disraeli in England am Ruder ist; die englische Politik gegen Griechenland ist stets dieselbe: uns niederzuhalten, um noch etwas vom Handel der Levante zu retten. Disraeli tat das offen, — Gladstone streut einige Phrasen und gelehrten Homerplunder darüber; aber der verdorbene Pillaf wird nicht besser durch den Jaurti, den man darüber gießt. Und was ist es mit Gladstones Homergelehrsamkeit? Aus politischer Höflichkeit haben wir ihm für seine Abgeschmacktheiten Lobsprüche erteilt; aber frag' mal in Athen unsere Philologen, was sie von seiner „Gelehrsamkeit“ denken. Wir haben ihm sogar eine Statue vor der Universität in Athen errichten wollen, sie war schon fertig; na Gottseidank sind sie noch zur rechten Zeit zur Vernunft gekommen und haben sie in die Ecke geschmissen. Eine Statue dem ärgsten Feinde Griechenlands! —

„Übrigens brauchen wir gar kein Philhellenentum. Wir wissen, was es wert ist. Wir wissen, man liebt uns nicht in Europa. Wir alle wissen es, nur der Hansnarr Delijannis nicht. Jetzt denkt er, Frankreich werde ihm Epiros und Makedonien verschaffen. Nichts als leere Redensarten der Franzosen. Auch die kennen wir. Was hat Gambetta für uns gethan, der sich einen Philhellenen nannte? Oder die komische Frau Adam? Nein, wir sind ganz und gar allein in Europa, und Keiner wird uns helfen, als wir selber. Ob jetzt oder später, — Krieg müssen wir führen. Eher glaubt man nicht, daß wir ein Volk sind, so gut

wie die Serben und Bulgaren und jüdischen Rumänen. Europa glaubt ja nur an den Säbel.“

Nicht die Hälfte dessen, was mir der aufgeregte Stathmarchis von Andritsena vor Tisch und über Tisch auseinandersetzte, habe ich behalten. Er war noch viel entschiedener in seinen Ausdrücken, als ich sie wiedergegeben habe, und ich setze sie aus meinem Notizenbuch her, weil mir vorkam, daß aus ihm die Denkweise vieler gebildeter, vaterlandsliebender Griechen spräche.

Entgegen der griechischen Sitte blieb Frau Chariklia während der Mahlzeit des Gastes am Tisch, sie mischte sich aber nicht ins Gespräch. Ich frug den „Kommandanten“, warum er denn vom Jus zur Gendarmerie umgesattelt wäre?

„O, das ist ganz einfach. Ich habe Rechtswissenschaft studirt, weil meine Eltern es so wollten, und gleich vielen tausenden junger Leute im Lande; habe auch anstandshalber mein Examen gemacht. Aber ich wollte nicht ein Advokat ohne Praxis werden und den Tag über im Kaffehaus sitzen; auf eine Anstellung aber als Richter hätte ich bei der Uberfülle wohl zehn Jahre warten können. Da wurde ich Gendarm.“

Ich bemerkte ihm, er hätte gewiß sehr wohl gethan, statt auf die friedliche Menschheit als Advokat, sich lieber als Gendarm auf die Übeltäter loszulassen, — und er lachte.

„Ich bin nicht der einzige Studirte in unserm Korps. Von den 120 Offizieren haben allein 31 Jus studirt; daneben steckt noch mancher Gymnasiallehrer und ähnliches gelehrtes Volk unter uns. Die Regirung kann sich's daher erlauben, die Bedingungen des Eintritts in dieses Korps immer höher zu schrauben. Auch von den Unteroffiziren haben sehr viele das Gymnasium durch-gemacht, zwei sogar studirt. Daß unser Korps das beste der

ganzen Armee ist, wird dir jeder Grieche bestätigen. Nur die Ewsoni*) gelten für etwas besonderes, sind es aber nicht."

„Wie stark ist euer Korps?"

„Offizire und Mannschaften zusammen etwa 4400, davon 250 berittene Gendarmen. Es kostet $2^1/_2$ Millionen Drachmen; dafür aber kannst du bei Tage wie bei Nacht durch Hellas reisen mit diesem Spazierstöckchen."

„Und dennoch soll ich eine Eskorte mitnehmen?"

„Ach, nur eine Ehreneskorte. Ich muß so wie so dieser Tage ein paar Leute zur Ablösung des Postens in Garandsa übers Gebirge schicken, da kommen sie eben gleich heute mit." —

Das Pferd stand fertig vor der Thür, der Agojatis trat grüßend ins Zimmer; wieder mußte ich zum Abschied, wohl auf Nimmerwiedersehen, einem braven Menschen die Hand drücken, dem ich in den zwei Stunden dieser Mittagsrast herzlicher nahegetreten bin, als manchen Bekanntschaften in der Heimat in ebenso vielen Jahren. —

Die Mittagssonne brennt anfangs unerträglich; doch bald führt der Weg durch Eichenschatten, und ich kann mir vom sicheren Sitz meines frischen Pferdchens im Vorüberreiten einen Eichenkranz pflücken und mit ihm um den Hals zum Heiligtum „Apollos des Hilfreichen" hinaufsteigen. Die beiden Chorofilakes, meine Eskorte, sind trotz schwerer Büchse und dickem Mantel auf dem steinigen, steilen Bergpfade weit voraus.

Das Reiten auf dem neuen Gaul ist keine Anstrengung, sondern eine Lust. Er bedarf keines Treibens, keines Lenkens, und vor allem keines Schimpfwortes meines Agojaten Andreas, eines biederen, aber etwas dummen, untersetzten Messeniers. Er hat Mühe, Schritt zu halten mit dem unermüdlich die steilsten

*) *Εὔζωνοι*, eine Art von Gardekorps, bestehend aus Bergjägern, die ihre Nationaltracht auch im Heere beibehalten.



Halden überwindenden Tierchens. Manula (Mütterchen) heißt es und hört sich gern so zurufen, — bei jedem Ruf seine Schritte beschleunigend. Nur alle Viertelstunde ist Andreas mit einem Gedanken fertig geworden, und woran sonst soll er denken als an mich? Dann bricht er nach dem völligen Schweigen plötzlich in solche Fragen aus, wie: „Gefällt dir das Land?“ — „Wie lange bist du schon im Lande?“ — „Bist du ein Michanikós (Wegebauer)?“ — „Wovon lebt man in deinem Vaterland?“

Mir fällt zum ersten Mal während der Reise auf, daß kleine provinzielle Unterschiede der Aussprache des Neugriechischen heute so gut herrschen, wie vor zwei Jahrtausenden, wahrscheinlich dieselben wie damals. Mein Andreas z. B. spricht das scharfe s der Griechen regelmäßig wie das deutsche harte sch, also „Kraschi“ (Wein) statt Krassi. Anderswo als in Messenien ist mir diese Aussprache nicht wieder begegnet.

Der Weg wird immer steiler und holpriger. Große Felsblöcke muß Manula überklettern, und ich muß mich fest im Samari zurechtrücken, um nicht bei diesem Springen und Gleiten bald hinten- bald vornüber zu stürzen. Eine Einsamkeit herrscht hier, wie ich sie mir nur wünschen kann. Von den Chorofilakes ist längst nichts mehr zu sehen.

Dann kommt ein Stückchen fast ebenen Weges über eine blumenbestreute Wiese, noch ein paar Schritte im Trab, — wir stehen auf der Höhe.

Hier hatte ich den Tempel von Phigalia vermutet, finde ihn aber nicht. Sollten wir den richtigen Weg verfehlt haben? Ich frage Andreas: „Kommen wir hier ’s tus stilus*) (zu den Säulen)?“ — „Sogleich, Afendi.“ —

Der Weg senkt sich gemächlich; vorn stehen große Eichbäume, in dieser Höhe und um diese Jahreszeit selbst auf hellenischem

*) „’s tus stilus (εἰς τοὺς στύλους) nennt der griechische Bauer jedes Säulenheiligtum der Alten, — so auch den Tempel von Korinth.

Boden nur mit zarten Blätterknospen bedeckt. Eine Wendung zur Linken, — ah!

Der Tempel des hilfreichen Apollo, von einem sonst kaum genannten Städtchen, Phigalia, hoch über der Menschen Wohnungen errichtet, ist trotz seiner Verwüstung durch Erdbeben und Räuberhände noch immer einer der besterhaltenen des Altertums. Weder in der klassischen Zeit noch im Mittelalter ist von ihm die Rede. Alles, was man von ihm wußte, hatte der gute langweilige Pausanias im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung berichtet, — nur daß kein Mensch des Tempels Stätte kannte, außer den arkadischen und messenischen Hirten, die über diesen Paß herüber und hinüber ihre Herden treiben. Erst im Jahre 1765 wurde er von europäischen Reisenden förmlich entdeckt und von dann ab systematisch ausgeraubt. Denn erst als die Europäer nach einander in diese abgelegene Wildnis zogen und schaufelten und gruben, erwachte in den umwohnenden Bauern, besonders aber in den türkischen Paschas der Provinz der Glaube, hier seien große Schätze zu holen, und nun erst begann die Zerstörung dessen, was selbst das Erdbeben verschont hatte. Um das Metall zu gewinnen, welches die Gebälkstücke des Architravs zusammenhielt, wurde zerbrochen, was nicht gutwillig die Beute hergab.

Zum Glück, so muß man sagen, hatte das Erdbeben schon vor mehr als einem Jahrtausend den berühmten Fries hinuntergeworfen, ohne ihn jedoch bei seinem Fall in den baumbewachsenen Tempelumkreis ganz zu zerschellen. Sonst wäre er gewiß in den der ersten Entdeckung folgenden Jahren stückweis gestohlen oder zerstört worden. So lag er im dicken Gestrüpp, tief in die Erde eingesunken und von nachgeschwemmten Erdmassen und darüber gestürzten Blöcken des Architravs und der Cella zugedeckt, bis zum Jahre 1811. Zwei deutsche und zwei englische Forscher haben dann in zweijähriger Arbeit den köstlichen Schatz gehoben,

und da es damals in Deutschland keinen Käufer für ein solches Kunstwerk gab, so wanderte es für 100000 Thaler ebendahin, wohin auch Lord Elgin seinen Raub vom Parthenongiebel geschleppt: in das Britische Museum zu London.

Es ist ein Unterschied zwischen der Fortschleppung des Tempelfrieses von Phigalia und dessen vom Parthenon. Für die Verstümmelung des letzteren giebt es keine Entschuldigung, denn hier war die ganze Pracht noch am Tempel selbst unversehrt erhalten, und was bis zu der Schandtat des Lord Elgin gerettet worden, wäre es auch länger geblieben. Es droht keinerlei Gefahr des bevorstehenden Verlustes. — Anders beim Tempelfries von Phigalia. Der lag in großen Stücken am Boden umher, und damals konnte kein Mensch daran denken, etwa den Fries wieder an seine alte Stelle emporzuheben, zumal da das Gebälk, um das er sich einst gezogen, zum größten Teil zerschmettert am Fuß der Säulen lag. So blieb die Fortschaffung das einzige Mittel, das Werk des athenischen Künstlers vor der Zerstörung durch Unverstand und Raubgier zu schützen.

Welch eine Landschaft und welch ein Kunstwerk! Der vollen Mittagsonne zugewendet, seinem Gott ins strahlende Antlitz schauend, steht der Apollo-Tempel hier hoch über allem Irdischen. Alle anderen griechischen Tempel sind von Westen nach Osten gewendet; dieser nach Süden, gewiß nicht wegen der Bodengestaltung, wie man hier und da lesen kann, denn die sonst gebräuchliche Anordnung wäre auch hier leicht ausführbar gewesen. Nein, der Apollo-Dienst, und dann die Rücksicht des Künstlers auf die Landschaft ringsum haben dem Tempel diese abweichende Lage angewiesen. Nach Süden richtet sich der Blick eines jeden, der hier oben steht. Geradeaus ragt das Burggebirge Messeniens auf: Ithome, ein breiter hoher Steinklotz, — hoch, aber dennoch mehr als 1000 Fuß unter dem Tempel von Phigalia.

Nicht auf einem höchsten Berggipfel steht Apollos

Heiligtum, sondern links und rechts überragt von steilen Höhen und so geschützt und umfriedet. Nach Norden sieht man nur ein Stückchen der Abdachung des Passes; der Blick wird mit Gewalt nach Süden gelenkt. Bis zum messenischen Meer reicht er, und jetzt im vollen Schein der Nachmittagsonne blitzt die schimmernde Fläche wie ein großer Silberreif am südlichen Horizont. Mit dem Fernglase kann man sogar ein weißes Segel wahrnehmen.

Blumen wachsen rings um den Tempel, Blumen zwischen den Trümmern im Innern. Nicht ein Fußbreit des Bodens ist kahl; der griechische Frühling steigt selbst bis zu dieser Höhe mit seiner Pracht bunter wilder Blumen. Welch einen Anblick muß dies ehrwürdige grauweiße Gemäuer bieten, wann der Mai die Eichen daneben mit vollem Laub bekleidet, und die Sonne die Säulen goldig umstrahlt!

Sicherlich ist dieser Tempel einer der letzten in Hellas gewesen, an dessen Altar von Priestern und Gläubigen Hymnen zum Preise des Sonnengottes, des Pestvertilgers, des Apollon Epikurios (Helfers) ertönten. Auf diese einsame, sturmumbrauste Höhe sind die Bringer des neuen Glaubens nicht mit dem Kreuz gestiegen, sonst stände gewiß keine Säule mehr aufrecht, oder man hätte ein byzantinisches Bauwerk inmitten der Cella errichtet.

Die Heere der Gothen, Avaren, Hunnen, Slawen, die von Achaja nach Messenien zogen, wählten nicht diesen rauhesten höchsten Paß, sondern umgingen ihn östlich, indem sie am Alpheos hinaufzogen. Nur die Hirten kannten das Heiligtum der alten Götter. Die Bewohner der Ebene, auch die Nachkommen der opferfreudigen Phigalier, die den Tempel durch Iktinos hatten errichten lassen, waren gewiß längst zum Christentum bekehrt oder vertrieben, als hier oben noch dem Apollo geopfert wurde. Nicht in der bequemen Nähe ihres Städtchens hatten sie das kostbare Werk errichten lassen. In dem dunkeln

Grunde, den die schäumende Neda durchströmt, war kein Ort für ein Heiligtum des Lichtgottes. So legten sie sich denn das Opfer auf, über vier Stunden weit zu den Bergen emporzusteigen, wann sie ihren Schatz sehen und vor dem Standbilde des Gottes beten wollten.

In Athen, auf der Akropolis, können wir lernen, was die alte, reiche Heimstätte der Kunst Höchstes zu leisten vermochte. Wer aber wissen will, was es auf sich hat mit einem Kunstvolk, der muß den Tempel von Phigalia aufsuchen und sich bei seinem Anblicke bewußt werden: dieses in eine Wildnis hineingebaute Meisterwerk ließ eine unbedeutende Stadt aus eigenen Mitteln errichten und sie scheute nicht, den größten Baumeister Athens und gewiß einen seinen vornehmsten Bildhauer dazu herbeizurufen. Nicht so sehr, was Städte wie Athen geleistet, sondern was Provinzstädtchen wie Phigalia für die Kunst getan, berechtigt uns, das altgriechische Volk als ein künstlerisches Idealvolk hinzustellen. Und kein klassischer Schriftsteller hat es auch nur der Mühe für wert gehalten, dieses Apollotempels Erwähnung zu tun! Der ist uns nun durch ein glückliches Zusammenspielen freundlicher Bedingungen gerettet worden. Viele ebenso kleine Städtchen wie Phigalia mögen ebenso schöne Bauten besessen haben, von denen uns weder ein sichtbarer Rest, noch eine Notiz solcher Reisenden wie Pausanias überkommen ist!

Auch darin ist das Geschick dem Apollotempel, wie allen griechischen Heiligtümern, gnädig gewesen, daß es sie bewahrt hat vor gemeiner Umgebung. In Rom wie überhaupt in Italien steht alles Antike mitten zwischen den modernen Bauten oder doch neben den Resten des Mittelalters. So ist's auch ganz in der Ordnung für Italien, wo eine ununterbrochene Entwickelungskette der Kunst aus der Cäsarenzeit bis auf unsere Tage reicht. In Hellas gähnt zwischen dem Altertum und der Neuzeit eine ungeheuere Kluft, und der Gegensatz zwischen den Bauten aus der Zeit des Perikles und denen des Othonischen

oder Georgischen Königtums würde unerträglich sein, wenn nicht der Tempelberg der Akropolis fast das ganze alte Athen in die Lüfte, über den Rauch der Lokomotiven und das Klingeln der Pferdebahnwagen hinaus höbe. So ist es mit allen griechischen Tempeln: sie liegen hoch über oder weit ab von den Wohnungen der Neuhellenen, und steht man vor ihnen, so ist man allein mit dem Altertum und kann ungestört Zwiesprache pflegen mit den Geistern der Vorzeit. Ferner und höher aber liegt keiner als der Tempel zu Phigalia, für immer dem Anblick des blasirten Touristen entzogen, der nur auf Eisenbahnen, Dampfschiffen oder Landaus von Ort zu Ort „befördert" wird, aber nicht reist. Wer zum Heiligtum des Apollon dringen will, der soll es sich mindestens so sauer werden lassen, wie einst die Phigalier.

Andreas mußte ernstlich zum Aufbruch mahnen und die Gefahr vorhalten, daß wir kein Nachtquartir fänden, um mich zum Niederritt nach Triphylien zu bewegen. Die Sonne stand schon tief, als ich den Samari Manulas wieder erkletterte. Die beiden Chorofilakes meiner Eskorte haben sich's auf zwei mächtigen Architravblöcken mit Hilfe ihrer Mäntel bequem gemacht und sind eingeschlafen. Gäbe es in dieser Einsamkeit eine resolute Räuberbande, sie könnte sich den besonderen Spaß machen, mich in Gegenwart zweier Wächter der öffentlichen Sicherheit aufzugreifen. Erst Manulas klingender Tritt weckt sie, und sie springen mir nach. — Halt, da raschelt etwas im jungen Eichengebüsch; einer der Soldaten hat das Geräusch gehört und schleicht mit der Büchse in beiden Händen näher. Da! — ein Sprung, etwas Rötliches huscht, fliegt über den steinigen Weg; ein Schuß kracht und weckt den donnernden Widerhall von den uns einschließenden Bergen. Gefehlt! — das Füchslein ist glücklich entkommen, und ein den

bebuschten Abhang sich hinunter verlierendes Rascheln zeigt, daß es mit schleuniger Flucht in völlige Sicherheit sich begeben.

Wenige Tritte niederwärts, — und der Tempel ist hinter einer Bergfalte verschwunden und wird auch im Weiterreiten dem rückschauenden Auge nicht mehr sichtbar.

Ohne Manulas Vorsicht und Ortskunde wäre ich den furchtbar steilen und felsigen Weg nach Garandsa gewiß nicht unversehrt hinabgelangt. Mehr als einmal mache ich Halt, um abzusteigen und lieber zu Fuß zu gehen: so halsbrechend ist der Weg oder vielmehr das Felsgeröll, welches den Weg bezeichnet. Da macht man in den Reisebüchern ein gewaltiges Gerede über die lebensgefährlichen Saumpfade vom Gemmipaß oder von der Wengern-Alp talwärts, und ein ängstliches Gesetz verbietet geradezu das Hinabreiten von der Gemmi. Was nur die Verfasser der Reisehandbücher von diesem Wege aus Triphylien nach Messenien sagen würden! Bädeker schweigt über Garandsa; der gewöhnliche Weg geht allerdings vom Tempel des Apollo über Pawlitsa nach Mawromati am Ithomefelsen.

Andreas leidet nicht, daß ich absteige; das wäre eine Schande für ihn und Manula, wenn ich hier zu Fuß gehen wollte. Nur lenken solle ich das Pferdchen nicht; ist mir auch gar nicht eingefallen. Zuweilen, an Kreuzwegen nimmt Andreas das Tier am Strick, um es auf dem ihm so scheinenden besseren Wege weiterzuziehen. Hat Andreas Recht, so folgt Manula willig; irrt er sich — und auch das kommt vor —, so wird sie bockbeinig und steifnackig wie nur ein eigensinniger Esel und geht nicht von der Stelle. Endlich überläßt Andreas verständigerweise das kluge Tier sich selber.

Wir kommen an die Neda, an ihren oberen Lauf; ein ungestümes, aber gefahrloses Bergflüßchen. Manula bleibt unschlüssig ein Weilchen am Ufer stehen: die Stelle gefällt ihr offenbar nicht. Andreas, der den Weg nur von Andritsena nach

den „Säulen“, nicht aber weiter nach Süden kennt, richtet sich nach Manula. Das Pferdchen macht plötzlich rechts ab und geht sachte am Ufer der Neda weiter hinauf, um dann an einer allerdings ganz bequemen Stelle über große flache Steine ans jenseitige Ufer zu waten. Bravo, Manula!

Eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang, bei völliger Dunkelheit, kommen wir nach dem Dorfe Garandsa, und ich steige beim Bürgermeister Lykurgos Petrowas ab. Ein Gruß, den ich von dem Offizir in Andritsena überbringe, genügt, um mir Gastfreundschaft zu verschaffen, so weit der Herr „Bürgermeister“ irgend dazu im stande ist.

Er trägt europäische Kleidung, ist auch kein bloßer Bauer, sondern führt ein Magási (Kramladen) und schänkt einen Schnaps. Vier Bauern in der Volkstracht sitzen in seinem Verkaufsladen um eine niedrige Tonne beim Licht einer kleinen Petroleumlampe ohne Glocke und spielen Ikossiéna, das Spiel der korfiotischen Soldaten auf dem Dampfer. Das Abendbrot wird wohl noch ein halbes Stündchen auf sich warten lassen, denn die Frau Bürgermeisterin hat auf meine Bitte nach etwas Solidem, d. h. nach Fleisch, zwei reizenden weißen Täubchen den Hals durchschnitten. So leid mirs um die lieben Tierchen tut, — ich habe seit mehreren Tagen kein Fleisch gegessen, und meine unvegetarische Gewohnheit siegt über die Gewissensbisse eines sentimentalen Gemüts.

Ob ich nicht inzwischen mitspielen will? — Gewiß; es reizt mich, einmal mit Griechen Karten zu spielen und zu erproben, was es mit dem „C'est un Grec“ in der Praxis für eine Bewandtnis hat. Ikossiéna ist just kein schwieriges Spiel, denn es ist unser „deutsches“ Vingt-et-un. Ich spiele ein Weilchen mit wechselndem Glück; eine Pendara ist der Einsatz, und nach 10 Minuten habe ich 35 Leptá gewonnen, für die ich Wein bestelle und gleich bezahle, denn das gehört nicht zur Gastfreundschaft. Ich kann nicht sagen, daß die vier Messenier mich be-

trogen haben; übrigens habe ich selbst einmal die „Bank" gehalten, denn in Griechenland herrscht die gute Kartenspielsitte, daß einer der Spieler nach dem anderen „Bankier" wird.

Ich möchte hieran die Mitteilung einer, wie ich glaube, interessanten Tatsache knüpfen, die mir später aus dem Werke von Moraïtinis: „La Grèce telle quelle est" (Athen, Berlin, Paris 1877) bekannt geworden ist. — Vielleicht hat kaum etwas anderes in weiten Kreisen so sehr zur Bildung von Vorurteilen über den Charakter der Griechen beigetragen, wie das unglückselige „Grec" für „Falschspieler". Moraïtinis giebt folgende, durchaus richtige Erklärung, die ihm durch den berühmten französischen Hellenisten Egger geliefert wurde. Das französische Wörterbuch der Akademie kennt in seiner ersten Auflage (1694) den für die Griechen so kränkenden Sprachgebrauch nicht, sondern es steht da bei dem Worte „Grec": „On dit, un homme est grec en quelque chose, pour dire qu' il y est habile." Genau in diesem Sinne schrieb Corneille: Je suis grec en amour" (Ich verstehe mich auf die Liebe). Der Sprachgebrauch „Grec" für „Falschspieler" ist entstanden während des berüchtigten Mississippi-Schwindels des Schotten Law in Paris. Einer der geschicktesten und abgefeimtesten französischen Spekulanten jener Schwindeltage sagte ruhmredig von sich selber: „Je suis grec en jeu," um damit seine Geschicklichkeit in dem damaligen Börsentreiben zu bezeichnen. Das Wort wurde zur stehenden Redensart, und so ist eine ursprüngliche Schmeichelei zu einer unheilvollen Verleumdung der Griechen verdreht worden, weil ein Franzose sich gewissenlosen Börsenspiels berühmte! — Womit nicht die Möglichkeit geleugnet werden soll, daß es auch griechische Falschspieler geben mag. Ein deutscher Schriftsteller sollte freilich an seine heimischen „Bauernfänger" mit ihrem berühmten „Kümmelblättchen" denken, — auch gerade keine Muster von Ehrlichkeit.

Zehntes Kapitel.

In Messenien.

Eines der schönsten Bücher, die ich je gelesen, behandelte die „Messenischen Kriege“. Es war vor mehr als einem Vierteljahrhundert, und ich hatte eben lesen gelernt. Den Titel des herrlichen Buches mit seinen vielen Bildern habe ich leider längst vergessen; aber nicht vergessen habe ich die Heldentaten der messenischen Könige Aristodemos und Aristomenes, und aus jenen frühen, fernen Tagen stammt mein Haß gegen die Spartaner. Dann habe ich in der Schule zu jenen Schandtaten Spartas noch andere hinzugelernt, und immer stand ich auf der Seite der Feinde Spartas.

Das ist mir nun durch diese Reise in Verwirrung geraten. Die Messenier haben mich durch ihr Güte, die Spartaner durch ihre Schönheit und Tüchtigkeit entzückt, — was fange ich da mit meinem Haß und meiner Liebe aus den Tagen der Kindheit an?

Die Verwirrung meiner historischen Vorurteile begann schon an dem Morgen, da ich von Garandsa — dem Hochmessenien, dem Berg Ithome entgegenritt. Mein Gastfreund, der Dimarchos, hatte mir beim Morgenkaffe auf der Veranda seines Häuschens Ithome gerade vor uns gezeigt, und dann mit der Hand nach Südosten weisend gesagt: „Und dort ist Sparta.“

„Sparta? Kann man das denn von hier sehen?"

Herr Lykurgos, der Messenier, lachte: „Ich meinte Lakonien und den Taygetos. Sparta kannst du noch lange nicht sehen."

Mit einem Blicke Ithome und den Taygetos zu sehen, — das ist eine griechische Geschichtsstunde, wie keine Quinta und keine Prima, ja selbst kein wohlweises historisches Seminarium einer deutschen Universität sie einem erteilen kann. Gäbe es — was die Götter gnädig verhüten! — eine Eisenbahn von Ithome nach Sparta, — in einer Stunde jagte ein Courierzug dorthin. Wenn man von hier im Tal mit einem Blick die beiden feindlichen Höhen umspannt, was für ein Gefühl unbequemer, ja unerträglicher Nähe muß es gewesen sein für die Spartaner, die von den schneebedeckten Spitzen ihres Gebirges nicht nur die ganze messenische Ebene in ihrem lockenden Glanz überblickten, — nein, die auch mit den Falkenaugen der Bergbewohner die Mauern und Türme von Ithome sahen, wenn sie nicht gar von ihren Wachtposten hoch oben die Salpinx herübertönen hörten, die auf der verhaßten Festung der Nachbarn den Marsch der Hopliten bei der Kriegsübung regelte.

Die heutigen Messenier hassen die Spartaner nicht mehr. Mein Gastfreund Lykurgos wußte mir im Gegenteil nicht genug Rühmliches von den Lakedämoniern, besonders von den Mainoten, den Bewohnern der Taygetoskette, zu erzählen. Er gab mir selbst einen warmen Empfehlungsbrief an einen Anwalt in Sparta mit, zu dessen Lobe er mir besonders anführte, daß er als einer der reichsten Männer in Lakonien seinen Beruf vollkommen unentgeltlich ausübe, aber von 10 Prozessen 9 gewinne, weil er für niemand eine Sache übernehme, die nicht ganz zweifelsohne sei. Die anderen Advokaten in Sparta haßten ihn denn auch grimmig und hätten sich bei den letzten Wahlen von 1885 verbündet, um den unbequemen Kollegen — zum Abgeordneten wählen zu lassen und ihn so auf gute Art loszuwerden! er hätte

aber auf jede Kandidatur verzichtet. „Ein Phönix, sage ich dir, Kirie, ein wahrer Phönix.“

Andreas will nicht weiter gehen; er weiß zwar um Andritsena und nach Arkadien hinein Bescheid, in Messenien jedoch ist er niemals über die Säulen von Phigalia hinausgekommen. Auf Manula aber möchte ich nicht verzichten: ein besseres Pferd giebt's sicher in ganz Messenien nicht; so schließe ich denn nach kurzer Verhandlung mit ihm eine „Simfonia“ (Handel, Vertrag), nach welcher ich das Pferd bis nach Nisi behalte, und er in Garandsa einen Tag warten wird, bis der neu angeworbene Agojat es ihm zurückbringt. Manula wird mir dadurch um 5 Drachmen teurer, als ein neues Pferd; was ich aber in dem elenden Garandsa an Reittieren gesehen, hat mir Manulas Wert um weit mehr als 5 Drachmen gesteigert.

Noch weiß ich nicht aus eigener Anschauung, wie die Ebene von Sparta aussieht; doch das begreife ich auf diesem Ritt nach Ithome, wie neidgierig die Spartaner auf dieses fette Land hinabgeblickt haben müssen. Nach der Steinwüste zwischen Andritsena und Phigalia, zwischen Phigalia und Garandsa — welch ein Paradies in dieser fruchtstrotzenden Ebene! Der Ölbaum gedeiht hier — wenn nicht mit solcher Stammesmächtigkeit wie auf Korfu, dann jedenfalls mit einer Üppigkeit des Fruchtansatzes, wie man sie selbst auf den Jonischen Inseln nicht kennt. Und nun gar die Feigenbäume! — Bäume? Riesige Gärten, wahre Wälder in langweiliger Regelmäßigkeit angepflanzt, und jetzt schon dickbehangen mit den reifenden Früchten. Auch die Maulbeerbäume fangen hier an, wälderweis vorzukommen. Die Seidenindustrie von Neuhellas bezieht aus Messenien und aus der gleichbegünstigten Ebene Lakoniens ihren meisten Rohstoff.

Je näher wir der von hier wie ein „Tafelberg“ erscheinenden Ithome kommen, desto höher wächst sie über uns empor, — desto höher aber auch der von Osten herüberdrohende Taygetos. Der

Weg führt zwischen übermannshohen Kaktushecken hindurch, und ich muß scharf Obacht geben, daß Manula, gewöhnt immer am äußersten Raude jedes Weges zu gehen, mich nicht bald mit dem linken, bald mit dem rechten Bein auf die fingerlangen Stacheln der scheußlichen Kaktus spieße. Mein fortgesetztes Zerren am Lenkstrick macht das Tierchen, mit dem ich mich bisher so gut vertrug, ganz wild, und es ist ein Glück, daß die endlosen Kaktushecken bald hinter dem Dorfe Konstantinas aufhören, und Korinthenfelder zu beiden Seiten folgen.

Was ist dort vor mir an dem Bach? „Dampf wallt auf", und eine schwatzende Menge, lauter Frauen, — halt, auch Mädchen, kleine Kinder, aber keine Männer, — wird sichtbar. Das habe ich einmal gut getroffen, denn was ich bisher an griechischer Weiblichkeit gesehen, war eine Gabe des Zufalls, und auf den Zufall baut man kein Urteil. Hier aber ist die ganze Frauenwelt eines ansehnlichen Dorfes im vollen Morgenlicht versammelt, ohne die Verschleierung des Kinns und des Mundes, in welcher man sonst meist die peloponnesischen Frauen im Freien sieht; ohne jene Scheu des einzelnen Weibes oder Mädchens vor der Begegnung mit fremden Männern. Hier sind sie ganz unter sich, mehr als hundert, und die fürchten sich wahrhaftig nicht vor einem Xenos mit seinem Agojaten. Im Gegenteil, kühn gemacht durch ihre Menge, nehmen sie uns mit Witzreden aufs Korn und machen sich besonders über mich nach Gebür lustig.

Die große Osterwäsche ist's, womit die Damen von Konstantinas beschäftigt sind. Das Geschäft gleicht aber mehr einem vergnügten, ländlichen Ausflug mit Picknick und Zubehör. Für die Kinder ist die österliche Reinigung jedenfalls ein Freudentag. Sie plantschen in dem Wasser des hier noch seichten Pamisos in holder, nackter Unschuld, bespritzen sich und die waschenden Frauen und älteren Schwestern, oder tanzen auf den blumenbesäten Uferwiesen Ringelreigen mit kreischend gesungenen Tanz=

liedern. Große Teppiche, die in den Bauerhäusern als Bettlaken oder Bettdecken dienen, sind zum Trocknen ausgebreitet; andere wieder liegen, mit Steinen befestigt, im fließenden Bach und werden geklopft und geseift, um den Jahresschmutz herauszuwaschen. Die Teppiche und ebenso die gewirkten Pferdedecken vertragen das stundenlange Spülen im Bach, denn ihre Farben sind echt, gute Pflanzenstofffarben. Die Anilinfarben haben ihren Einzug in den Peloponnes noch nicht gehalten.

Das Geschäft bringt es mit sich, daß die Frauen mit hochgeschürzten Kleidern im Bach stehen; doch züchtig tragen sie Alle weiße Männerhosen und brauchen vor uns nicht wegzulaufen. Ich reite dicht an die Waschgesellschaft hinan, springe vom Gaul und trete unter die lachende Bande. Das imponirt ihnen anfangs: ein Mann gegen hundert spottende, schwatzende Weiberzungen! Sie halten mich für einen „Anglos“ (Engländer), weil ich einen weißen Schleier im Nacken trage, und ein Anglos ist vogelfrei für den Spott, hier wie allerwärts. Und ein Anglos versteht ja kein Wort von den gepfefferten Witzen, die man ihm antut.

Mein neuer Agojat Petros hat seinen Hauptspaß; er will mir auch meinen nicht verderben und beantwortet darum keine der üblichen Fragen nach meinem „Nationale“, es sei denn mit einem zur Neugier reizenden „Ti xewro?“ (Was weiß ich). Alle haben sie mit der Wäsche aufgehört, um sich den seltsamen Fremdling näher anzusehen. Ich sitze auf einem hohen, flachen Stein, wickle mir eine Zigarrette und — sehe sie wieder an. Wir lachen uns gegenseitig aus, aber ich sage kein Wort; ich nähre meine Rache! Es kommen die Häßlichen, die „Gleichgültigen“, die Hübschen und die Schönen. Von den Letzten giebt es nur einige junge Exemplare, die aber sind merkwürdig schön; nicht schön wie altgriechische Frauenstatuen, wohl aber an manches Relief erinnernd. Lange Wimpern, schmales Gesicht ohne hervortretende Backenknochen, zierlicher Mund mit rosigen, nicht roten Lippen, tadel-

lose, wenn auch nicht schnurgerade „griechische“ Nase, und ein paar Augen wie schwarze Demanten oder Sterne. Die Hübschen haben nur noch die herrlichen Augen mit den Schönen gemein; die Häßlichen — und sie bilden reichlich die Hälfte — haben wenigstens blendendweiße Zähne.

„Was will denn der Engländer hier?“

Achselzucken des Petros.

„Er will wohl auch gewaschen werden?“

Ungeheure Heiterkeit.

„Dann müssen wir ihn aber auch im Kessel kochen,“ sagt ein reizendes Geschöpfchen von höchstens 16 Jahren.

„Ach, die Engländer werden nicht weich; die haben ja keine Haut, sondern Leder.“ — Das schallendste Gelächter belohnt jeden dieser geistreichen Witze. Ich mache zu alldem ein so dumm-lächelndes Gesicht, wie ich es irgend fertig bringe.

„Dimitrula, den Engländer mußt du heiraten,“ ruft eine sehr Hübsche der Häßlichsten aus der ganzen Schar zu.

„Gewiß,“ sagt die Häßliche, „ich wasche schon meine Prika“ (Mitgift).

„Na, zeig mal,“ sage ich plötzlich, „wie groß ist denn deine Mitgift?“

Als wäre der Blitz unter sie niedergefahren, so stehen sie alle einen Augenblick da und gucken mich an. Habe ich das wirklich gesagt? — Dann fangen sie an zu lachen und sich zu-zurufen: „er spricht ja hellenisch“, und sich zu schämen und — wegzulaufen, bis nur die Alten und Häßlichen da bleiben. Aber die anderen kommen alle wieder, sie sind zu neugierig.

Was sie da in den Kesseln — ich meine in den Speise-kesseln — zu essen haben, und ob ich mitessen kann? — Gewiß, so viel ich will, und spülen mir gleich einen irdenen Teller aus, geben mir einen alten Blechlöffel und schöpfen aus einem dampfenden Kessel Suppe mit verkochten Saubohnen und Kräutern;

aus einem riesigen Kruge wird mir ein feuriger Rotwein in ein Wasserglas gegossen, Brot hat Petros ein großes Stück, und so frühstücke ich, umschwatzt und umfragt von Dutzenden der messenischen Zuschauerinnen. Jetzt kriegen sie auch alles über Herkunft, Reise, häusliche Verhältnisse zu erfahren, und sie entschuldigen sich förmlich wegen ihrer Spaßmacherei von vorhin: „Wir dachten, du bist ein Engländer und verstehst kein Hellenisch." Wo ich das gelernt habe? In Athen? — Ganz allein?! Ach, das sagte ich nur so! — Ob sie wohl auch allein Deutsch lernen könnten? — Ja, aus Büchern. — Aus Büchern?! Das begreifen sie nicht, und sie haben so Unrecht nicht. Das Hellenische, das ich aus Büchern gelernt, was ist es gegen das, was ich in den weniger als zwei Wochen gelernt habe, unter hellenischredenden Menschen!

Sie sagen mir auch alles, was ich wissen will über ihre Wäsche. Selbstverständlich ist jedes Stück, Teppiche, Decken, Hemden, Wollmäntel — alles, alles das Werk ihrer Hände. Nichts aus Europa, nichts in Nisi gekauft, außer den bedruckten kattunenen Kopftüchern. Gern kaufte ich von ihnen frisch aus dem Wasser ein paar dieser prächtigen Teppichdecken; aber wie soll man sie einpacken? wie durch die doppelten und dreifachen Zollschranken nach Hause bringen? Sie wollen mir gern so viele weben und knüpfen, wie ich haben will, und mir „nach Hause" schicken.

„Wie wollt ihr sie schicken?"

„Wir geben sie dem Dsann in Kalamä." — Das ist gar nicht dumm, denn „Dsann" ist der deutsche Konsul Zahn in Kalamä oder Kalamata, wo die messenischen Damen ihren Osterstaat einzukaufen pflegen.

„Glückliche Reise!" — „Glückliche Ostern!" — mit diesem Gruß und Gegengruß verabschiede ich mich von den lustigen, gastlichen Wäscherinnen aus Konstantinas.

Der Aufstieg zur Ithome ist von der Westseite nicht schwer, und hier sind deshalb die wichtigsten Befestigungen der alten Messenier gewesen. Das Arkadische Tor, das Meisterwerk antiker Städtebefestigung, tut sich vor uns auf, halb in Trümmern, aber auch so noch ein erstaunliches Stück Arbeit. Sind gleich diese Quadern von zehn Fuß Länge und 4—5 Fuß Dicke am Berge selbst gebrochen, — welche Riesenkraft, welche Seile, welche Hebemaschinen haben die Werkstücke an diese Stelle geschleppt und zu hohen Mauern und Türmen und Ausfallpforten zusammengefügt? Das Gesims des Arkadischen Thors ist hinabgestürzt und liegt mit einem großen Riß über der Schwelle: es ist nahezu 20 Fuß lang und 4 Fuß hoch und breit. Über 300 Kubikfuß festen Felsgesteins: man berechne, wie viel Menschenkräfte erforderlich waren, um diesen Steinbalken auf die beiden Eckpfeiler zu heben! — Selbst die spartanische Zerstörungswut hat diese Mauern und Tore nicht völlig in Stücke zu schlagen vermocht.

Der Blick von Ithome ist einer der schönsten im Peloponnes. Zwei Meere, der Golf von Arkadien und der Golf von Koron (Messenien), erblauen in scheinbar unmittelbarer Nähe. Zu Füßen liegt die ganze messenische Ebene, durchströmt vom wasserreichen Pamisos und besät mit Dörfern. Im Osten schließt die hohe, schneebedeckte Zackenmauer des Taygetos den Horizont, und im Vordergrunde schimmert das am Abhange der Ithome gelegene Kloster Vulkanu hinter ernsten Cypressen hervor. Ich reite dran vorüber, so gern ich auch bliebe. Seit Wochen habe ich nichts aus der Heimat gehört, keinen Brief erhalten; da möchte ich gern noch heute Abend auf der Post in Nisi (Neu-Messini) nachfragen.

Messini! Das klingt so bekannt, so italienisch, kaum griechisch. Eine große Stadt auf Sizilien heißt so oder ähnlich: Messina, und die Flüchtlinge von Messini haben sie jenseits

des Jonischen Meeres begründet. Der Name ist durch die $2^1/_2$ Jahrtausende fast unversehrt geblieben; das i in der Mitte bewahrt noch heute die hellenische Aussprache dessen, was deutsche Schulmeister hartnäckig e sprechen. Im ländlichen Bezirk von Messina, wie ja sonst noch vielfach an der Ostküste Siziliens (auch Apuliens und Kalabriens), herrscht griechische Sprache in manchem Dorf und manchem Städtchen trotz dem amtlichen Italienisch.

Ein alter Mönch in schwarzem Gewande liegt schlafend auf der Blumenwiese gegenüber seinem Kloster. Die Sonne brennt auf seine nackten Füße und sein entblößtes Haupt, denn das schwarze Barett ist in die Blumen gesunken. Neben ihm liegt ein schweinsledernes Gebetbüchlein. Manula läßt sich's im grünen Gerstenfeld des Klosters gutschmecken; ich habe mich längst an diesen Sozialismus bezüglich der Feldfrüchte gewöhnt und sorge nur, daß mein Tier nicht mehr zertrete als fresse, halte es daher immer am Feldrain. Die Pferde und Maultiere der Mönche machen es mit den Gerstenfeldern der Bauern nicht anders.

Schade, daß ich nicht zur Zeit der Weinlese hier bin! Wie mir jedermann sagt, herrscht hierzulande nichts von der geizigen Engherzigkeit, mit der man bei uns am Rhein und in Süddeutschland von der Zeit der Reife bis zur Lese für jedermann, selbst für die Besitzer, die Weinberge sperrt, aus Angst, es möchte einer dem Nachbarn ein paar Trauben stehlen. Auf den griechischen Weinfeldern volle Freiheit, und keiner wehrt dem Vorübergehenden, sich eine Handvoll süßer Trauben zu pflücken; der Fremde wird sogar angerufen und mit den besten Trauben beschenkt. Ich muß um die Weinlese wiederkommen.

Vom südlichen Fuß der Ithome den Pamisos entlang nach Nisi sind noch böse drei Stunden auf schattenlosem Wege, der sich bei dem ehemals türkischen Dorf Ali-Tschelebi in eine gute Fahrstraße verwandelt. Manula verändert ihren sanften

Trab nicht ein einziges Mal, und Petros muß nachlaufen, bis es ihm zu viel wird, und er den Strick in die Hand nimmt, um durch sein Vorangehen das Pferd zum Schritt zu zwingen. Längst schon sehen wir auf einer kleinen Anhöhe über der Pamisos-Niederung das Städtchen Nisi mit seinen kalkweißen Häusern zwischen Olivenbäumen und Cypressen hervorschimmern. Aber noch ist's eine gute Stunde: alle Schätzungen von Abständen werden in der dünnen griechischen Luft zunichte.

Mit schmerzendem Kopf und schlaffem Leibe reite ich endlich, endlich in Nisi ein und vor das Tachidromion (Postamt). Eine Aufschrift trägt dieses Staatsgebäude so wenig, wie die meisten anderen seinesgleichen in den kleineren Orten. Nisi ist ein Landstädtchen von 7000 Einwohnern, hell und breitstraßig Kein Haus ist älter als 40—50 Jahre, keines höher als zwei Stockwerke. Die ganze Bevölkerung, natürlich nur die männliche, auf den Gassen, und mehrere junge Männer, die ich befrage, geleiten mich dienstfertig nach dem Postamt.

Das Postamt in Nisi! Eine steile Hühnersteige führt von der Lehmpflasterstraße in eine große, luftige Bodenkammer hinauf: — dies ist das Postbüreau, worin die Post für das ganze obere Messenien verteilt und abgefertigt wird. Das Zimmer gleicht halb einem Vogelbauer, halb einer photographischen Werkstätte; das Dach ist mit Glas gedeckt, und durch die offenen Oberlichtfenster bläst ein angenehmer, aber für die Hantirung mit Briefen gar nicht sehr förderſamer Wind herein.

Auf dem langen Tisch, auf allen Binsenstühlen, auf den elastisch wippenden Dielen, auf den oberen Treppenstufen — überall liegen Haufen von Briefen, Packeten und Kreuzbändern umher, in scheinbarer Unordnung. Am Tische hockt auf einem hohen, schmalen Stühlchen ein Junge von 14 Jahren: der Sohn und zugleich der „Assistent" des Herrn Epistatis tu tachidromiu (Postamts-Vorstehers). Solch ein hellenisches Pädi ist mit seinen

14 Jahren aufgeweckt genug, um selbst ein bischen an der Staatsmaschine drehen zu helfen, und ehe sein von meiner Ankunft benachrichtigter Herr Vater die Stiege heraufgekommen, hat mir der kleine Postgehilfe alles Wissenswerte mitgeteilt.

Der Herr Vorsteher kommt aus seinem Kramladen, denn das Amt allein nährt keine Familie in Nisi. Wer kann auch wissen, wie lange die Herrlichkeit der Vorsteherschaft dauert? Delijannis hat sie gegeben, Trikupis wird sie wieder nehmen, — es lebe das herrliche Parteiwesen, welches diesen Vogelbauer zu einem wirklichen Taubenhaus macht. Mit jedem neuen Ministerium zieht ein neuer Vorsteher hier ein, geradeso wie ein jeder neue Minister in Athen auch seinen eigenen Türsteher ins Ministerium mitbringt.

Es sitzt sich gar luftig in dem Vogelbauer, mit dem Stück blauen Himmels über dem Kopf. Das Pädi hat auf Geheiß des Vaters Kaffe aus dem benachbarten Kafenion geholt; erst zwei Tassen, dann wieder zwei Tassen, denn inzwischen haben sich die Spitzen der Behörden eingefunden, der Herr Eparchos, d. h. Regirungpräsident, und der Herr Dimarchos; aber nicht um mich nach meinen „Papiren“ zu befragen, sondern weil ich ein Ereignis für Nisi bin.

Ich hatte mir einen Brief, der mich schon in Argostoli hätte erreichen sollen, aber wegen Verspätung des Lloyd-Dampfers nicht eingetroffen war, nach Nisi bestellt und frage meinen postamtsvorsteherlichen Gastfreund danach. Er kann mir den Brief leider nicht heraussuchen, denn er kennt nur die griechische Schrift. Wüßte er, daß er länger im Amt bliebe als Herr Delijannis, so würde er auch die lateinischen Buchstaben lernen; aber so?! Mich hat nicht gewundert, daß die griechischen Postbeamten es an Strammheit nicht ganz mit den deutschen aufnehmen, sondern daß sie ihren Dienst auch nur notdürftig verrichten können bei

dem jetzt herrschenden System des „Verwechsle, verwechsle das Stühlchen!“

Der Herr Vorsteher weiß Rat: er giebt mir einen großen Korb voll heute früh angekommener Briefe und bittet mich, den für mich bestimmten gefälligst herauszusuchen. Es sind reichlich 5000 Briefe in dem Marktkorb, und vergebens wühle ich in dem Haufen nach meinem Brief. Meist griechische Aufschriften, griechische Briefmarken; doch kommt auch mancher Kreuzband mit Reklamen und Lotterieanzeigen aus Deutschland und Oesterreich vor. Ich gebe die Hoffnung auf, vor dem Dunkelwerden meinen armen Brief herauszufischen. Da kommt das Post-Pädi auf eine glänzende Idee: es wird mir helfen, indem es alle mit nichtgriechischen Briefmarken beklebten Sendungen auf einen Haufen sammelt. Das geschieht mit fingerfertiger Geschwindigkeit; doch auch unter der „europäischen“ Korrespondenz ist nichts für mich.

Mit Hilfe von Dampferfahrplänen aller Art gelingt es dem Postvorsteher zu ermitteln, daß mein Brief just mit der heutigen Abendpost auf dem Umweg über Athen in Nisi ankommen kann, und die ist in einer Stunde fällig.

Unter politischem Geschwätz und Vergleichen zwischen griechischen und europäischen Einrichtungen vergeht die Stunde, und wie sich unten vor der Thür ein Trappeln und Klingeln vernehmen läßt, ruft mein Gastfreund: Da ist die Post!

Auf zwei Mauleseln, hoch mit Briefsäcken bepackt, kommt die Post für Messenien und Arkadien an, und nach gemeinschaftlichem Sortiren, wobei sämtliche anwesende Staatsbeamte helfen, ist wiederum die Teilung in griechische und europäische Korrespondenz besorgt, und da ist mein ersehnter Brief, — durchstochen von den scharfen Messern der Quarantäne, denn er ist über Brindisi gekommen, und dort herrscht wieder einmal die Cholera.

Verloren ist mir überhaupt kein Brief gegangen; selbst die

von Ort zu Ort nachgesandten sind mir nach langer Wanderung am Ende richtig in die Hände gelangt.

Ich schalte hier eine kleine „Jagdgeschichte“ ein, betitelt „Die Jagd auf eine griechische Postkarte“. Ich greife damit ein wenig der Zeitfolge vor, denn sie ward erst in Nauplia geschrieben. Doch da ich die meisten Aufschlüsse über den Gegenstand in Nisi erhalten habe, so mag sie hier ihre Stelle finden.—

Nauplia, Ostersonntag 1886.

Jetzt habe ich sie sämtlich in meiner Brieftasche! Seit 14 Tagen mache ich Jagd auf sie, — hier habe ich die ganze Bescherung beisammen gefunden und sogleich meine Hand drauf gelegt.

In meiner dünnen Brieftasche stecken nämlich in diesem Augenblick sämtliche Postkarten des südlichen und mittleren Peloponnes! Im ganzen 9 Stück! Von Postamt zu Postamt habe ich ihnen nachgejagt und nachgefragt, — jetzt halte ich sie fest.

Schon auf Ithaka hatte die Not begonnen: der Posthalter hatte noch ganze 7 Postkarten zu 5 Leptá in einem staubigen Winkel liegen, aber keine zu 10 Leptá. Was ein Ithakesier mit den 7 Postkarten anfangen soll, weiß ich nicht, denn die zu 5 Leptá gelten nur für den Verkehr „innerhalb einer und derselben Stadt Griechenlands“, und daß noch nie ein Mensch in Wathy eine Postkarte an seinen Nachbarn in Wathy geschrieben, das möchte ich ohne Furcht vor einem Meineid beschwören.

Jene 7 verlorenen Postkärtchen hatten schon seit 4 Jahren bei dem Posthalter von Ithaka gelegen, ohne daß ein Mensch sie verlangt hätte. Ursprünglich hätte er 10 Stück gehabt, — davon wären 3 von einem deutschen Herrn gekauft worden. „Wir Griechen,“ sagte der brave ithakesische Posthalter, „wir schreiben eben Briefe, keine Deltária (Postkarten).“

Er hatte Recht: der Grieche schreibt keine Postkarten, es sei denn, daß er sich im Auslande an deren Gebrauch gewöhnt hat. Im Jahre 1883 wurden von den 212 griechischen Postämtern im ganzen über $8^1/_2$ Millionen Postsendungen aller Art befördert, darunter Briefe gegen 5 Millionen, Drucksachen fast $3^1/_2$ Millionen, Postkarten nur 41484! Von diesen 41484 Postkarten sind gewiß mehr als die Hälfte von Europäern geschrieben worden.

Das amtliche Vorhandensein der Postkarten ist dem Griechen, auch dem der niederen Stände, wohlbekannt; er macht indessen keinen Gebrauch davon und wird noch recht lange keinen machen Für die Erhaltung eines guten Briefstils gewiß kein Schaden. — Der Grieche kennt seine Landsleute; er weiß, die Postkarte würde von allen Postbeamten, durch deren Hände sie ginge, von allen Hausgenossen und Dienern vom Anfang bis zum Ende gelesen sein, ehe der Empfänger sie erhielte. — Ein ähnliches Mißverhältnis zwischen Briefen und Postkarten zu Gunsten der ersteren waltet in Frankreich ob; hier ist es die Neugier der „Concierges“, welche der Postkarte feindlich im Wege steht.

Die paar Postkarten, die ich von Ithaka mitgebracht, waren bald aufgebraucht; fürs Ausland machte ich sie gültig durch das Aufkleben einer grünen 5 Leptá-Marke. In Katákolo war keine Zeit zum Besuch des Postamts; in Pyrgos aber fing das Elend an. Es hat ein sauberes Hotel, eine Menge freundlicher Kaffehäuser; nur eine Postkarte besitzt es nicht, oder besaß es nicht am 17. April des Jahres 1886. Briefmarken? — so viele ich haben will, und um dem Postbeamten eine Freude zu machen, fordere ich für 3 Drachmen 10 Briefmarken zu 20, und 20 zu 5 Leptá.

Die Abwickelung dieses kleinen postalischen Geschäfts ist keine Kleinigkeit. Auf meine Zehndrachmen-Note kriege ich die Hälfte einer mitten durchgeschnittenen Note gleichen Betrages

und ein reichlich halbes Pfund Kupfergeld in einer Rolle heraus. Dann sucht der Postbeamte nach den Briefmarkenbogen, drauf nach einer Schere, um mir die verlangte Zahl von Marken abzuschneiden. In Griechenland sind nämlich die Briefmarkenbogen nicht durchlocht; es muß also beim Verkauf wie beim Gebrauch eine ganze Reihe oder Stück um Stück abgeschnitten oder abgerissen werden. Das Letztere geschieht nicht ohne Zerfetzen der Ränder oder der ganzen Briefmarke. Auf den Zeitverlust kommt es den griechischen Postbeamten nicht an; sie haben Zeit, und ihr Publikum auch. Sind wir nicht im Orient? In einem der glücklichen Länder, in denen der behagliche Grundsatz gilt: „Verschiebe nie ein Geschäft auf morgen, wenn du es ebenso gut gleich — auf übermorgen verschieben kannst“?

In Andritsena — dieselbe Geschichte. Deltária? Die haben wir nicht. Ja in des heiligen Stephans Namen, warum denn nicht? Es giebt doch in Griechenland Postkarten, und zwar sehr schmucke, mit einer langen Gebrauchsanweisung in klassischem Griechisch, — warum hast du sie denn nicht, Posthalter, Bruderherz, Kulturmitmensch! — so, oder ähnlich hatte ich den alten Herrn in Andritsena angeredet. Indessen der war sehr gelassen beim Zigarrettendrehen geblieben und hatte mir erwidert: „Ja, wir hatten auch mal solche Deltária, aber das ist schon eine Weile her, und sie werden niemals verlangt. Frag' im ‚Tamion‘ nach.“

Das Tamion (Schatzamt, Regirungskasse) liegt dicht neben dem Postamt. Hier waltet ein ganz junger Mensch in europäischem Gewande des schwierigen Amtes, die Finanzen der „Eparchie von Olympia“ in Ordnung zu halten. Er empfängt mich und meinen Freund Jannis Panopulos (vergl. S. 183) mit der größten Höflichkeit und der kleinsten, aber stärksten Tasse Kaffe, die ich je in Griechenland getrunken, und bietet mir von seinem Tabak und Zigarettenpapier nach Belieben an; nur mit Postkarten kann

auch er mir nicht dienen. „Wir haben allerdings," sagt er mir, „die Postwertzeichen an die Postämter auszuteilen; aber wir richten uns in unseren Bestellungen beim Finanzministerium nach den Wünschen des Postamts, und dieses hat seit Jahr und Tag keine Postkarten von uns verlangt. Katélawes (verstanden)?"

Ja, ich habe verstanden und bin nun in mein postkartenloses Geschick ergeben. Die letzte Postkarte hatte ich von Olympia lieben Händen in der Heimat zugesandt, — fortan werde ich mich wohl eine Weile mit schwerfälligen Briefen behelfen und bei ihrer Abfassung durch mein Taschentintenfäßchen das allgemeine Staunen erregen.

Wie lange die „Weile" dauern würde, konnte ich in Andritsena noch nicht ahnen. Ich hatte meine Hoffnung auf Nisi gesetzt. Ach, eher verkaufte mir der Apotheker in Nisi Hemdenknöpfe, als der Postvorsteher Postkarten. Er ist ganz erstaunt, als ich ihm sage: bei uns kommt auf drei Briefe sicher eine Postkarte. Dann vertröstet er mich auf Sparta; da muß ich bestimmt welche finden. Aber auch Sparta, die Hauptstadt des Nomos Lakonia, das hochberühmte Sparta, welches eine Agorá, ein Museum, eine Zeitung und zwei Gasthöfe, oder Gasthöhlen, besitzt, — Postkarten hat es nicht in seinem heiligen Bezirk. Doch! e i n e, aber was für eine! In eine Ritze des Ziehfachs eingeklemmt, hat sie seit vielen Jahren dagelegen, wohl seit dem Tage, an welchem die Postkarten zuerst auch in Neuhellas eingeführt wurden. Vielleicht ist sie die einzige, die je nach Sparta, zur Belehrung des Postmeisters, gelangt ist. Sie ist durch das lange Lagern nicht sauberer, wohl aber malerischer geworden: Tintenflecke, Kaffeflecke, Tabakflecke haben auf Vorder- und Rückseite gar phantastische Muster in allen Schattirungen vom Hellgelb zum tiefen Schwarz gezeichnet, und kostet doch nur 5 Leptá wie eine ganz gewöhnliche Postkarte!

In N a u p l i a erst wurde mir auf meine Frage nach dem

Vorhandensein von Postkarten ein Ja! zur Antwort. Der Posthalter von Nauplia fragte mich, wie viel ich von der kostbaren Waare begehrte? Alle! erwiderte ich und dachte, mehr als 5 Drachmen kann dieser Luxus wohl nicht kosten. Er hat nur ganze 90 Leptá gekostet, denn 9 Stück bildeten den Reichtum des Postamts zu Nauplia. Damit war mein schändliches Werk: die Ausraubung des inneren Peloponnes bezüglich der Postkarten, vollendet.

Will ich mit dieser wahren Jagdgeschichte einen Makel auf Griechenlands Posteinrichtungen werfen? Fällt mir im Traume nicht ein. Ein Land braucht nicht eine einzige Postkarte zu besitzen, falls seine Bewohner kein Verlangen danach tragen, und kann dennoch ein postalisches Musterland sein. Ob nun Musterland oder nicht, — Griechenland besitzt ein Post- und Telegraphen-Wesen, mit dem ein billigdenkender Fremder sehr zufrieden sein kann. Keine Stadt entbehrt eines Postamts; keine noch so kleine und entlegene Insel ihrer regelmäßigen Briefbeförderung, gleichviel ob mit Dampfer oder mit Segelboot. Die Landbriefträger klettern über Stock und Stein und dringen selbst bis in die entlegensten Gebirgsdörfer. Freilich nicht so oft in der Woche, wie in Deutschland; aber Griechenland hat höhere Berge und geringeres Briefbedürfnis, als Deutschland. Daß es nicht überall Postkarten zu kaufen giebt, — du lieber Gott, man kann doch nicht wegen des einen oder der zwei Dutzend Fremden, die alljährlich den Peloponnes durchziehen, eigens einen Vorrat von Postkarten bereit halten? Ein jedes Land ist ja wohl zuerst für seine Einwohner da und hat sich nach deren Bedürfnissen zu richten; erst dann kommen die Wünsche oder die Launen der Fremden. Hat sich nicht jüngst einer unserer Griechenland-Tissots, der früher bemeldete Heinrich Vierordt, bitter darob beklagt, daß er zur Winterszeit in Athen kein Gefrornes habe kriegen können? Und

hat er nicht wegen dieser entsetzlichen Unkultur Athens seinen Ingrimm über das ganze Land, über dessen Gegenwart und Zukunft losgelassen? In Athen essen die Eingeborenen nur im heißen Sommer Gefrorenes, und im Peloponnes schreiben die Bauern, wenn sie einmal etwas zu schreiben haben, keine Postkarten, sondern Briefe, und kein Fremder hat ihnen darüber Vorschriften zu machen.

Auch mit dem Telegraphen steht es in Griechenland merkwürdig gut. Ich habe manche Depesche abgesandt und erhalten, meist in deutscher Sprache, und alle sind verständlich und pünktlich befördert worden. Es wird ganz gehörig in Griechenland telegraphirt: eine halbe Million Depeschen wurden im innern Verkehr schon 1884 auf den griechischen Linien befördert, davon ein reichliches Sechstel auf unterseeischen Kabeln, deren es 1389 Kilometer gab, — gegenüber den 6293 Kilometern auf dem Lande.

Daß die Beamten der griechischen Verkehranstalten keine Uniform ziert, muß der Fremde ebenso geduldig ertragen, wie daß es überhaupt in Griechenland außer im Heere keine Uniformen giebt. Ich weiß, das klingt schrecklich für einen wohlerzogenen Leser, der sich gewisse friedliche Hantirungen garnicht vorstellen kann, wenn er sie von Menschen mit einem bürgerlichen Rock ausgeführt denken soll. Es geht aber wirklich zur Not auch ohne gelbe Knöpfe an einem blauen Rock; schlechter, wahrscheinlich, aber es geht. Athenische Kutscher fahren wie nur irgend ein Berliner Droschkenkutscher „erster Klasse“, oder besser, und leisten das ohne alle Uniform.

Meinen Brief habe ich in der Tasche; kühl genug ist es mittlerweile in Nisi auch geworden, und ein Gasthaus giebt es hier nicht. So folge ich denn dem Rate des Herrn Eparchos, der zwar gern noch länger mit einem so kritisch, aber auch so

nachsichtig veranlagten Fremdling kulturhistorische Weisheit ausgetauscht hätte, mir aber selber Kalamata als das bessere Nachtquartir vorschlägt. Er hält sich auch nicht für zu hoch gestellt, um die Verhandlungen mit einem der Kutscher von Nisi zu leiten.

In linder Abendkühle rolle ich in einer uralten, aber trefflich bespannten offenen Kalesche auf glatter Chaussee nach dem benachbarten Kalamata.

Hier giebt es nicht nur ein leidliches Xenodochion mit einem großen Speisesaal, sondern auch einen trefflichen, gastfreundlichen deutschen Konsul, den wir schon kennen — von den Wäscherinnen in Konstantinas —, und zum ersten Mal wieder nach langem Sprachexil wird ein schöner Abend unter deutschem Gespräch zugebracht. Wie wohl man sich dabei fühlt, wenn man wochenlang nichts als die fremde, schwere Sprache geradebrecht hat, das vergleicht sich nur mit dem Wollustgefühl, nach mancher Nacht halb in den Kleidern, auf hartem, ungewohntem Lager — wieder einmal auszuschlafen auf einer Matratze und im Hemde. Die Erinnerung an diese beiden gleich wohligen Gefühle knüpft sich für mich an die messenische Hauptstadt Kalamata.

Elftes Kapitel.

Am Taygetos.

Wie doch dieses Griechenland klein ist! Heut Abend werde ich in Sparta sein, wenn ich nicht auf dem berüchtigten Kletterwege durch die Langada-Schlucht den Hals breche. Und ich darf mir das Zeugnis geben, nicht gehastet zu haben. Bedächtiglich bin ich vorwärts gegangen und geritten, habe mir Altes und Neues sorgsam angesehen, und bin nun doch in einer Woche von Elis durch Arkadien nach Messenien gekommen und reite jetzt hinauf zur schroffen Grenzmauer zwischen dem westlichen und dem östlichen Peloponnes.

Kalamata ist meines Wissens die einzige Stadt der Halbinsel, in welcher eine Dampfmaschine ihr Wesen treibt. Ich sehe dabei von den Lokomotiven der Eisenbahnlinien ab und meine nur die Maschinen in Fabriken. In Kalamata ist es richtig gelungen, aus freien Menschen — Weinbauern und Gärtnern — Fabrikarbeiter zu machen, die ihr sonniges Leben mit dem Frohndienst am Dampfspinnstuhl vertauscht haben. Die Seidenkokons werden hier in zwei Dampfspinnereien in Seidengarn verwandelt, und zwar sind über 600 Menschen, meist Mädchen, damit beschäftigt. Ich hoffe noch immer, sie werden bald wieder weglaufen, und die Herren Fabrikanten werden sich genötigt sehen, Europäerinnen kommen zu lassen. Wie ich meine Griechen kenne,

halten sie es bei der Arbeit in Fabrikräumen nicht lange aus. Vielleicht liegen in den Erwerbsverhältnissen des südlichen Messeniens besondere, ungünstige Umstände, welche jene Mädchen aus den elterlichen Häusern in die Fabriken treiben. Sollte man aber demnächst hören, daß in Kalamata sich ein Herd weiblicher Entsittlichung, vielleicht gar der Keim zu einem griechischen Proletariat und zur Sozialdemokratie entwickelt habe, so möge man die herrlichen Dampfspinnereien nicht vergessen.

Leider giebt es selbst unter den Griechen Kurzsichtige genug, welche um jeden Preis ihr schönes, auf die Kultur des Bodens hingewiesenes Vaterland in das Rädersausen der Maschinenindustrie hineinzerren und eine „blühende Industrie“ schaffen möchten. Wenn sie die Oberhand kriegen, so kann es kommen, daß in den Ausfuhrlisten so und so viele Millionen Drachmen für Seide, Baumwolle, wo möglich für Eisenwaaren erscheinen. Um dieselbe Zeit wird man auch anfangen müssen, eine Statistik über die Zahl der unehelichen Kinder aufzunehmen, die jetzt überflüssig ist, und besondere Verordnungen zu erlassen zur Überwachung des Dirnenwesens. Erst dann wird Europa Griechenland für ein ebenbürtiges Kulturland ansehen. Hoffentlich sind dann alle, die Griechenland lieben so wie es ist, tot, um solche Kulturgreuel nicht mit ansehen zu müssen! —

Solches und Schlimmeres dachte ich, als ich von einer Höhe über Kalamata hinausblickte auf den unvergleichlich schönen Golf von Koron, auf die Orangenhaine und Ölbaumwälder um Kalamata und weiter hinaus nach Norden auf die fruchtbaren Fluren Messeniens, auf denen statt der heutigen Einwohnerzahl von 170 000 sehr wohl 2 Millionen Menschen vom Segen des Bodens leben könnten, ohne einander zu drängen, ohne in die Spinnsäle der Fabriken zu wandern. — Wie sollte man es nicht denken, wenn man aus dem orangenumdufteten, zierlichen Städtchen am dunkelblauen Meer in den wolkenlosen Himmel hinein aus drei gräß-

lichen Schornsteinen den dicken, grauen Qualm aufwirbeln sah und roch! Sie fängt schon herrlich an zu „blühen", diese Industrie.

Wie auf einer Landkarte überblickt man von den Vorbergen des Taygetos den südlichen Peloponnes. Die beiden westlichen Riesenfinger, die sich ins Jonische Meer hineinstrecken, sind bis zu den äußersten Fingerspitzen sichtbar, bis zum Kap Gallo und zum Kap Matapan. Am mächtigsten freilich fesselt von jetzt ab den Blick der lange, lange Grat des Taygetos. Er baut sich auf wie eine ungeheure Burgmauer mit Ausfallthoren, vorgeschobenen Werken, Türmen. Blendender Schnee in massigen Feldern umhüllt alle Spitzen und zieht sich wohl tausend Fuß von den Gipfeln herab. An 8000 Fuß hoch erhebt sich der „Heilige Elias"-Berg über das Meer, und da die Höhenwirkung eines Berges von seiner Erhebung über dem tiefsten Standpunkt in seiner Nähe abhängt, so begreift man, daß der Taygetos einen ganz ähnlichen Eindruck erzeugt, wie die höchsten Schweizerberge.

Heute müßte ich Manula haben, denn heute droht nicht ein gewöhnlicher griechischer Bergritt, sondern ein Kunstreiterstück. In allen roten Büchern steht's zu lesen, und alle Reisenden sagen es: der schlimmste Weg von allen schlimmen Wegen des Peloponnes ist der von Kalamata nach Sparta. Ich habe deshalb Pferd und Führer am Abend vorher einer kleinen Prüfung unterworfen und beide zuverlässig befunden. Manula kann ich noch immer nicht verschmerzen: dafür ist der Agojat, wieder ein Petros, ein schöner großer Mann mit einem prächtigen schwarzen Räuberbart und einem gewissen trockenen Humor, dessen wir in der Langada-Schlucht wohl bedürfen werden.

Das Xenodochion in Kalamata hat unsern Futtersack reichlich mit guten Dingen gefüllt, trotz der Hungerwoche. Vor allem mit einer Salamiwurst aus Athen, besser als die besten italieni-

schen Salami, und einem kalten Lammrücken, der mir für die drohenden Beschwerden einigen Mut einflößt. Dazu gekochte Eier, feinstes Weizenbrot, Pfirsiche und Mispeln, Orangen und Citronen, — und ich mit all den Herrlichkeiten fast allein, denn auf Petros Mitwirkung ist heute am Gründonnerstag noch weniger zu rechnen, als an einem andern Tage der Fastenzeit. Damit auch der nationalökonomische Wink für die geneigten Nachfolger nicht fehle, will ich bemerken: jene Reisezehrung samt Nachtquartir und dem Morgenkaffe für mich und Petros hat 5 Drachmen ($3^1/_4$ Mark damals) gekostet. Ein jeder mag sich diese Summe ins Sächsischschweizerische, Harzgebirgige, Rheinufrige übersetzen!

Gleich hinter und über Kalamata wird es ringsum kahl. Nur selten ein Ölbaum, noch seltener ein Waldbaum. Auf schmal ausgesprengtem Felsenpfad reitet man vorsichtig bergan, in endlosen Schlangenwindungen, die einem in schnellem Wechsel den Blick nach Süden aufs Meer, nach Norden auf Ithome, nach Osten auf den Taygetos gewähren.

Rings keine menschliche Ansiedelung. Nur hier und da erinnert ein zwischen Steinen und Disteln elend hinkümmerndes Gerstenfeld daran, daß auch an diesen Felsen menschliche Arbeit haftet. Einige niedrige Steinhütten, an denen ich vorbeireite, sind verfallen und verlassen. Es sind Hirtenunterschlupfe; aber jetzt im „Sommer“ weiden die Ziegen und Schafe auf den höher gelegenen Abhängen des Taygetos; erst im Winter ziehen die Hirten wieder zu Thal.

Der Weg wird immer wilder, obwohl wir noch stundenweit von der eigentlichen Langada-Schlucht entfernt sind. Er führt an einer rechts wohl tausend Fuß emporragenden, links in einen fast ebenso tiefen Abgrund versinkenden Felswand entlang, und es tut nicht gut, anders als grade vor sich zu blicken. Jeweilen hat der Regen eine tiefe Runse durch den Weg gebrochen; das Pferd bleibt immer einen Augenblick davor stehen, übersieht die

Lage, — dann springt es vorsichtig und geschickt ans andre „Ufer“. Ein Fehltritt, und Roß und Reiter lägen zerschmettert im Abgrund. Ich möchte auf keinem heimischen Stadtpferd diesen Weg reiten. Es ist doch gut, daß ich meine griechischen Reitvorstudien auf nicht ganz so halsbrecherischen Pfaden gemacht habe. Und Petros sagt auf meine häufige Frage, ob es denn noch viel schlimmer werden könne, gar nichts, sondern zuckt vieldeutig mit seinen breiten Schultern.

Dazu kommen uns auf diesem tollen Wege von Zeit zu Zeit kleine bunte Karawanen entgegen, zu Fuß, zu Pferde, zu Maultier und zu Esel. Wild ausschauende Männer mit buschigem Haar, die ersten Spartiaten; manche gar aus der noch wilderen Maina. Sie führen ihre Weiber und einige auch ihre Kinder, d. h. nur die Knaben, mit sich. Die Männer gehen, auf Sandalen oder in groben Zaruchia; die Familie reitet, oft zwei oder drei Menschen auf einem Tier. Die Weiber im langen, weißen Hemdenrock mit einem kürzeren, farbigen Schoßhemd darüber; die Kinder in buntgeflickten Höschen und Schaffellen. Zurück werden sie morgen alle zu Fuß laufen müssen, denn es geht jetzt nach Kalamata hinab zum Einkauf des Osterbedarfs.

Dann trappelt auch gelegentlich eine Hammel- und Ziegenherde uns entgegen, geleitet von den lakonischen Hirten.

Wie wir einander jedesmal ausgewichen sind, ohne daß ein Unglück geschah, begriff ich selbst dann nicht, während das Kunststück vor sich ging. Ich überließ alles dem klugen Gaul, der sich ohne Zaudern und Straucheln an allen Hindernissen geschickt vorüberdrückte.

Einen freundlichen Gruß hatte jeder der wilden Menschen für mich, und erwiderte ich ihn mit griechischem Gegengruß, so erhellten sich die finsteren Züge, und wo der Weg es nur irgend gestattete, gab es einen kleinen Halt, um wie üblich nach Woher

und Wohin und all dem andern zu fragen. Ohne diesen Wegezoll kommt man nun einmal nicht durchs Land.

Die meisten dieser Spartiaten und Mainoten haben noch nie einen Fremden gesehen oder gar mit ihm gesprochen. Sie hören, ich sei ein „Jermanós" (Deutscher); aber das sagt ihnen nichts. Sie kennen den Gesamtnamen „Evropi" für alles nicht-griechische Europa; doch zwischen „Afstria, Jermania, Gallia, Anglia" u. s. w. richtig zu unterscheiden, so weit reicht ihre Erdkunde nicht. Vollends begreifen diese Bergsöhne nicht, warum ich hier hinaufklettere, da ich doch kein „Michanikós" sei, sondern ein „Perijitis" (Reisender). „Du willst wohl Seide kaufen oder Öl?" — Keins von beiden. — „Ja, warum reisest du denn?!" — Um euer Land und euch kennen zu lernen. — Unbegreiflich, wie man darum eine so weite Reise machen kann. Sie fragen mich, wie lange Zeit ich gebraucht, um aus meiner Heimat hierher zu kommen? — Zwei Wochen. — „Und nur um uns zu sehen?!" — Ich sehe aus wie ein Mensch, aber ein bischen „Trellós" (Narr) muß ich doch wohl sein, denn kopfschüttelnd verabschieden sie sich.

Niemals ist einer dieser Hirten und Bauern des Taygetos über Sparta oder Kalamata hinausgekommen. Wohl hat er von diesem Zickzackwege auf dem koronischen Golf manchmal ein Dampfschiff gesehen, groß wie ein dampfendes Zigarrettenstümpfchen. Aber er weiß nicht, was eine Eisenbahn ist, er besitzt keine Uhr und weiß nichts Sicheres von viertel- oder halben Stunden, — und Glück über Glück! er hat nie eine Zeitung gelesen.

Er ist ganz unwissend in allem, was sich aus Büchern lernen läßt; wer ihn aber für dumm nimmt, diesen „König der Berge", der irrt sich. Was sich nicht aus Büchern lernen läßt, das weiß er so gut oder besser, als wir überklugen Menschen mit gelähmten Augen und abgestumpften anderen Sinnen.

Noch ist diesem „zurückgebliebenen" Volke die höchste Weisheit:

daß Mensch dem Menschen hilfreich begegnen soll, nicht abkultivirt worden, und 20 Jahre gebe ich ihm noch Frist, ehe das geschehen sein wird. An jedem Halt, den Petros dem Pferdchen gönnte, — und er wählte ihn stets so, daß er mit seinem Xenos prahlen und mit den Hirten schwatzen konnte —, wurde mir mehr Schwarzbrot, Oliven und Wein aus dem Lederschlauch zu meinem eigenen Eßvorrat angeboten, als ich verzehren konnte. Daß sie mir damit etwas Liebes erwiesen, ist den braven Kerlen nie in den Sinn gekommen: ihnen war es eine Ehre, daß der Fremde mit ihnen aß und trank. Liehen sie mir ihre schartigen Eisenmesser zum Brot- und Fleischschneiden, so machte dafür mein gelber Trinkbecher, viel bewundert, die Runde, und nur eines grämte sie: daß sie wegen der strengen Fastenzeit keinen Schafkäse mit sich führten! Aber wenn ich sie am Osterfest dort droben in ihren Sommerdörfern besuchen wollte, dann sollte ich so viel ich möchte davon haben, — und, setzten sie hinzu, er ist gerade so gut wie der Käse vom Párnassos (der für den besten gilt).

Tabak führten sie alle im Gürtel bei sich; meine fertigen Zigarretten nützten ihnen also nichts, und die selbstgedrehten mit ihrem frischen Tabak schmeckten in der Tat weit besser als das vertrocknete Kraut, welches man fertig kauft. Nur an Streichhölzern war zuweilen Mangel, und mit einer Schachtel voll echter „Schweden“ („utan svafvel och fosfor“), die ich aus dem Tornister hervorholte, habe ich einer Karawane dicht vor dem Eingang in die Langada ein kostbares Geschenk gemacht.

Wie gesagt, eine Zeitung hat noch keiner von ihnen im Leben gelesen; das hindert nicht, daß sie über den Kern der gegenwärtigen Lage des Landes ganz gut unterrichtet sind. „Wird es Krieg geben?“ ist ihre erste Frage, — als ob ich, als Fremder, im Rate der Großmächte gesessen, — und dann die zweite, nachdem ich mit „kann sein“ geantwortet —: „Werden die ‚Mächte‘

(ä dinámis) uns lassen?" — Was sind das für Mächte? examinire ich. — „Nun, Ewropi." Das „Ewropi", welches westlich von Kalamata und Nisi liegt und von verschiedenen Kaisern und Königen regirt wird.

Dies sind also die Nachkommen jener einst so gefürchteten Mainoten, die im Befreiungskriege Griechenlands Wundertaten der Tapferkeit, aber auch der wilden Grausamkeit gegen die türkischen Unterdrücker verübt haben! Mir sind sie, wie die meisten Peloponnesier, nicht anders erschienen denn wie große bärtige Kinder, mit starken und doch zierlich geformten Leibern, edlen Köpfen und — merkwürdig kleinen Füßen. Was sie gegen die Türken begangen, das steht auf einem andern Blatt. Man vergesse aber nicht, daß auf jedes abgeschnittene Türkenohr ein Dutzend abgeschnittener Griechenohren, und auf jeden abgeschnittenen Kopf ein ganzes griechisches Dorf voll geschändeter Griechenweiber gekommen ist, und besonders denke man an die blutigste Seite im Schuldbuch der Türken: an die Niedermetzelung der 25000 wehrlosen Chioten, Männer, Weiber, Kinder, im Jahre 1822!

Die Mainoten haben von allen Hellenen am längsten ihren alten Götterglauben bewahrt. Noch im Anfang des 10. Jahrhunderts, als es im ganzen übrigen Hellas nur Christen gab, haben sie in ihren Gebirgsdörfern zum Zeus und zum Ares gebetet. Auch sind sie niemals so vollkommen unter fremdes Joch, besonders nicht unter das der Türken gebogen worden, wie die Bewohner der Ebene. Kein türkisches Heer hat je gewagt, in die Schroffen und Schründe des Taygetos den stolzen Söhnen der Berge nachzusteigen, und wenn sich die Mainoten zur Entrichtung eines kleinen Tributes bequemten, so geschah das, um sich den freien Verkehr mit den Volksgenossen der lakonischen Ebene zu erkaufen, nicht als Zeichen politischer Untertänigkeit.

Der große Mittagshalt wird vor dem Eingang zur Langada-Schlucht, in „Chania", gemacht. Hier werden die Vorräte aus

Kalamata ausgepackt. Der Chani-Wirt von Chania deckt den Tisch, bringt Geschirr, bringt sogar eine Serviette und giebt uns Wein, Kaffe, dem Pferde seine Gerste, dem Agojaten seine Fastenmahlzeit.

Der alte Chaniwirt Papadakis, ein Kretenser von Geburt — wie schon das kretensische „akis“ der Endung anzeigt — kann schreiben und rechnen. Er rechnet aber sehr milde, wie die folgende, auf besonderes Verlangen aufgestellte Rechnung ergiebt:

Zwei Weinchen (halbe Gläser, zum „Mundschmack“)	10	Leptá
Eine Okka (mehr als ein Liter) besseren	35	„
Zwei Gläser Rotwein	10	„
Chaviari (Fischrogen mit Öl, für Petros)	10	„
Oliven und Gemüse mit Öl	20	„
2 Kaffe	15	„
2 Okka (5 Pfund) Gerste	60	„
Drachmen	1,60	

d. h. die Unsumme von 105 Pfennig! — Solche Kleinigkeiten, wie daß ich mir von seinem Sauerkirschbaum einen Teller voll prächtiger Kirschen pflücke, oder daß er mich der Reihe nach aus drei Weinfässern weißer Gattung kosten läßt, werden nicht mitgezählt.

„Wo hast denn du Lesen und Schreiben gelernt, Bruder?“ frage ich den Alten.

Er lacht. „Von meinem Athanasi.“ Athanasi, der blonde dreizehnjährige Junge des fünfzigjährigen Papadakis, lacht gleichfalls.

„Und der Athanasi, woher hat denn der seine Weisheit?“

„Aus Trypi, Afendi, drei Stunden von hier. Da haben sie eine Schule mit einem guten Lehrer. Als ich jung war, auf Kreta, da gab es keine Schule. Und weil wir hier so einsam wohnen, im Sommer wie im Winter, so habe ich von dem Athanasi alles gelernt, was er gelernt hat.“

Allen Respekt vor diesem alten Schüler und seinem jungen

Lehrer! — Könnten die Griechen durch bloßes Lernen zu Künstlern werden, sie wären es längst, denn ein lernsüchtigeres Volk ist mir noch nicht vorgekommen. „Auch in den schönen Künsten werden die Griechen wieder etwas leisten,“ hat mir einer ihrer genauesten Kenner gesagt, „denn — sie sind schon jetzt die gewandtesten Kunstfälscher, wozu doch auch Kunst gehört.“

Wo immer in Neuhellas eine Schule begründet wird, leer bleibt sie gewiß nicht. Dazu kommt der Grundsatz der vollkommenen Unentgeltlichkeit durch alle Stufen des Unterrichts, von der Dorfschule bis zur Universität in Athen. Die Gefahr einer Überfüllung des Landes mit Akademischgebildeten ist schon jetzt eine so brennende, daß man geradezu von einem Überbildungs-Notstand für Neuhellas sprechen kann. Wem die Schule nicht unerreichbar fern gerückt ist, der besucht sie. Hier der blond-lockige junge Kretenser muß viermal in der Woche drei Stunden weit durch die fürchterliche Larkgada klettern und springen, um in der Schule von Trypi „ta grámmata“ (Lesen, Schreiben u. s. w.) zu lernen, und es bedarf keiner Mahnung des Vaters, um ihn auf den Trab zu bringen.

Athanasi weiß auch in der Geographie Bescheid, sogar in der außergriechischen, und — o Wunder! — er hat sogar die Staaten Deutschlands einmal gelernt. Natürlich dringen Vater und Sohn darauf, daß ich den Letzteren examinire. Die fremde Geographie hält der Alte eigentlich für überflüssig; — ich beiläufig auch.

„Na, Athanasi, dann sag' mir mal, aus wie vielen Staaten die Jermania zusammengeleimt ist.“

„Aus 77!“

„Steht das so in deinem Buch?“

„Ein Buch haben wir dazu garnicht. Wir haben bloß die ‚Heldengeschichten‘.“

„Woher hast du denn die 77 deutschen Staaten?“

„Die hat uns der Lehrer so gesagt.“

Ich will die Autorität des Lehrers nicht wacklig machen, und es kann wohl auch weder dem deutschen Reich noch dem Athanasi etwas schaden, wenn er uns im Genuß von 77 deutschen Staaten wähnt. Aber neugierig bin ich doch, wie viele von den „77“ er mir sagen kann.

„Prossia, Wawaria, Saxonia, Wirtenbergi, Wadi,“ — halt, da stockt er; weiter als bis zum fünften ist er mit den 77 deutschen Staaten nicht gekommen. Ich hege die ketzerische Vermutung, mit manchem deutschen Bauernschüler wird es nicht besser bestellt sein, und billiger Weise kann man von einem Bauernjungen des Taygetos nicht verlangen, daß er Großstaaten wie Mecklenburg-Strelitz oder die beiden Reuße kenne.

Seine Stärke ist die Geographie Griechenlands; darin kann ich von ihm lernen. Mit Kreide zeichnet er auf die Thür des Chani eine Karte von Hellas mit den jetzigen und — mit den zukünftigen Grenzen, einschließlich Saloniki, daß es nur so eine Art hat; grenzt auch die Nomen (Provinzen) und Eparchien (Regirungsbezirke) richtig ab, giebt die Hauptstädte jeder Eparchie an, trägt die bedeutendsten Flüsse, gehörig ein und was es sonst noch Wichtiges zu tun giebt. Zum Schluß kommt das Glanzstück: ich muß ihm eine Reiseaufgabe stellen, d. h. ihm aufgeben, von einem Punkte Griechenlands nach einem weit entfernten anderen mit dem Kreidestift zu reisen und mir zu melden, wie man am besten hingelangt und was man unterwegs für Bemerkenswertes zu sehen kriegt. Ich lasse ihn von Korfu nach Saloniki reisen, und zwar soll er durch den Golf von Korinth fahren. Mit meiner Karte in Händen verfolge ich seine Angaben, während der alte Papadakis und Petros, der ganz unwissende, aber mit dem tiefsten Respekt vor dem Wissen erfüllte Petros, wie verklärt dem Vortrage zuhören. Der wahre Pausanias oder Bädeker

mit dem Kreidestift ist dieser famose Athanasi. Er erzählt mir im Vorüberfahren von der Belagerung Messolongis, von der Seeschlacht bei Naspaktos (Lepanto); er weiß zu sagen, was in den Thermopylen in zwei um mehr als 2000 Jahre von einander entfernten Zeiten Großes gegen die Barbaren geschehen, und ist nicht im mindesten verlegen um die Grenzsperre jenseits Tirnawos: mit einem flotten Kreidebogen umgeht er den Olympos und langt mit einem triumphirenden Edó 'mä (Hier bin ich) in Saloniki an.

In Athen habe ich später ähnliche Leistungen in Volks- und Armenschulen gesehen und mir von den Sachverständigen aus dem Unterrichtsministerium sagen lassen, daß für die Volksschule der allgemeine Grundsatz gilt: so wenig Bücher und Buchwissen wie möglich! Ein Lesebuch und der Katechismus, das ist das ganze gedruckte Lernhandwerkzeug. Daneben die griechische Landkarte und bunte Bilder für den Anschauungsunterricht, aus Deutschland bezogen. Der Lehrer soll das Meiste mündlich lehren; die Schüler sollen an seinen Lippen hangen, nicht die Nasen in die Bücher stecken.

Spiro Lambros, der Leiter des Volksschulunterrichts im vorigen Ministerium Trikupis, ist der Erfinder und Durchführer jener vorzüglichen Methode, deren Erfolge so offen zutage liegen, daß selbst übelwollende Reisetissots sie nicht haben verschweigen können. Die Volksschule gehört seit mehreren Jahren zu den besten öffentlichen Einrichtungen des Landes. Bei keinem zweiten begegnen sich guter Wille der Regirung und der Gemeinden so sehr mit dem des Volkes. Einzig die Unmöglichkeit des Schulbesuchs für viele allzu entlegen wohnende Kinder setzt der Durchführung der gesetzlich bestehenden allgemeinen Verpflichtung eine Schranke. Die Zahl der Griechen unter 20 und über 7, die des Lesens und Schreibens gänzlich unkundig sind, nimmt von Jahr zu Jahr schneller ab. Ich sage nicht zu

viel, wenn ich behaupte: in naher Zeit wird Griechenland im Punkte des Schulwesens sich mit Preußen, Holland und den skandinavischen Ländern messen können.

Die Zahl der Volksschüler betrug innerhalb des Königreichs im Jahre 1883 rund 100 000, unterrichtet in fast 1500 Schulen, wobei zu bedenken, daß die Schulzeit vom 5.—12. Lebensjahre dauert. In den 26 Gymnasien saßen im gleichen Jahr 3500 Schüler; in den 169 Mittelschulen (sogenannten „hellenischen Schulen") 8000 Schüler. Die Besucherzahl der athenischen Universität — jetzt an 4000 — ist insofern nicht maßgebend, als Athen die Hochschule nicht bloß für das Königreich Hellas ist, sondern für den ganzen „Hellenismus", d. h. für alle Griechen der Türkei, Bulgariens, Rumäniens, Egyptens u. s. w.

Vorwärts durch die Langada! Der Weg steigt, doch höher noch steigen die Felswände auf beiden Seiten. Ganz von Bäumen entblößt, zerrissen von tiefen Rewmata, nur für Adler oder Ziegen zugänglich. Das, was als ein Weg gelten muß, nämlich ein Steingeröll, schlängelt sich hinauf und hinunter, bald über den tosenden Schluchtbach, bald beinahe bis zur Höhe der Felswände führend. Jetzt wirft mich der steile Pfad auf den Hals des Tieres; dann wieder muß ich mich weit hintenüber auf die Rückenzwiesel des Samari lehnen, um nicht kopfüber hinuntergeschleudert zu werden. Alle Knochen werden einem geschüttelt wie in einem Sack, und säßen sie nicht fester in den Gelenken als verschiedene Knöpfe der Kleidung, so hätte mich Petros in seiner Futtertasche nach Sparta tragen können. Hin und wieder, selten, selten, kommt ein Stückchen Weges, wo es leidlich eben weggeht, d. h. im Bett des Gießbachs entlang; das ist dann eine Ruhepause für Tier und Mensch.

Sollte dies wirklich derselbe Weg sein, den die alten

Spartiaten auf ihren Kriegszügen gegen Messene gegangen sind? Wohl möglich, denn sie brauchten nicht mehr mitzuschleppen, als der einzelne Hoplit tragen konnte. Nahrung bot ihnen die messenische Ebene reichlich; auch konnten sie sich durch ihre Heloten täglich frische Zufuhren aus dem Eurotasthal nachtragen lassen. Man vergißt eben gar zu leicht beim Studium der altgriechischen Geschichte, daß die größten Kriege sich abgespielt haben auf einem winzig kleinen Gebiet; daß speziell Ithome von Sparta in der Luftlinie nicht entfernter ist, als Berlin von Brandenburg. Wenn mein Petros den „Teufel von Weg“, wie er ihn nennt, ohne Gefahr zurücklegt, so haben sich die Spartiaten erst recht nichts daraus gemacht, denn sie hatten ihre Kletterübungen auf den Jagden am Taygetos vorgenommen.

Den ganzen Weg durch die Langada zu reiten ist unmöglich. Zwar will Petros nicht leiden, daß ich absteige, aber ich gehorche ihm nicht: dies hält kein Mensch länger aus. Nicht die Furcht zwingt mich vom Pferde, denn das Fürchten verlernt sich im Peloponnes; nein, die Unmöglichkeit, die Stöße länger zu ertragen. Es ist eine wahre Erholung, lieber selbst von Fels zu Fels hinabzuspringen oder zu gleiten, als willenlos mit dem Pferde sich hinabrütteln zu lassen. Sich selber anheimgegeben, wird das Pferd leicht mit dem Weg fertig.

Petros schimpft und erleichtert sich so das Herz. Bei einer kleinen Rast, während das Pferd aus dem Bache trinkt, entspinnt sich zwischen ihm und mir eine kurze politische Unterhaltung.

„Sag mal, Petros, wie heißt denn euer Abgeordneter?“

„Nikolaïdis.“ — Das wußte er gleich, besser als mancher Bauer in Ländern mit älteren Parlamenten.

„Hast du ihn auch gewählt?“

„Ja.“

„Warum hast du ihn wohl gewählt?“

Petros lacht verlegen. „Na *Einen* muß man doch wählen.“

„Hat er euch wenigstens versprochen, für eine bessere Straße zwischen Kalamata und Sparta zu sorgen?"

„Niemals!" und Petros lacht über die merkwürdige Zumutung an einen griechischen Volksvertreter.

Jetzt fing ich an, unverblümte Wahlagitation zu treiben, zum ersten Mal in meinem Leben —: „Petros, du bist ja ein Prokomménos (aufgeweckter Mensch); was hast du davon, ob dein Abgeordneter für Delijannis oder Trikupis stimmt? Ein Amt kriegst du ja doch nicht."

„Wenn ich nur grámmata gelernt hätte, Afendi!"

„Die hast du aber nicht gelernt. Also gut. Wäre es nicht viel besser für euch arme Kerle, die ihr doch alle kein Amt zu erwarten habt, ihr wähltet einen, der euch einen menschlicheren Weg durch die Langada verschaffte?! Ob er ein Delijannist oder ein Trikupist wäre, daraus würde sich unser Gaul doch garnichts machen, — na, und du auch nicht."

Meine Agitationskünste haben gewirkt: Petros hat mir fest versprochen, bei den nächsten Wahlen alle seine Freunde in Kalamata aufzuhetzen, daß sie nur einen Abgeordneten wählen, der ihnen einen besseren Weg durch die Langada besorgen will. Petros kommt viel hier herum; er ist von der Vortrefflichkeit meines politischen Rates heilig überzeugt; — wer weiß, ob ich nicht mittelbar ein Wohltäter der zwei Provinzen Lakonien und Messenien geworden bin?!

Müde in allen Knochen gelange ich nach Trypi, am Ausgang der Langada-Schlucht. Hier eröffnet sich der erste freie Blick auf die lakonische Ebene. Das Silberband des Eurotas wird sichtbar, und dort im Osten auftürmt sich als Grenze des heutigen — nicht des alten — Lakonierlandes der dunkle Zug des Parnon-Gebirges.

Trypi ist wie eine Alpen-Sommerfrische Spartas. Einst wahrscheinlich eine Grenzveste, ist es heute ein alpines Gartendorf mit reichlichem Schatten und fließenden Quellen. — Nein, keine Bank, keinen Stuhl will ich. Zu müde und zerschlagen, um zu sitzen, lege ich mich mitten in die Blumen der Alpenwiese, und um mich weidet mein Pferd, weidet mehr als ein Halbdutzend gesattelter Maultiere und Esel, die noch heute durch die Langada klettern sollen.

Es weht hier oben, im Schatten der überhängenden Felswände, ein kühler, fast zu kühler Wind, und die Chani-Wirtin, die doch bisher noch kein Lepton von mir erhalten, deckt mich mit einem großen Wollteppich zu, wie eine sorgsame Mutter ihr Kind. Nicht einmal Gerste liefert sie dem Pferd, denn das weidet ja auf der Herrgottswiese. In Trypi herrscht weder „Weinzwang" noch sonst irgendein Zwang.

Das Aufstehen wird einem nach solcher Ruhe sauer. Das Reiten noch saurer. So gehe ich denn den zweistündigen sanfteren Weg nach Sparta zu Fuß hinab, vorbei an dem mittelalterlichen, fränkischen Mistrá, welches reichlich 1000 Fuß höher als Sparta an der Taygetos-Wand klebt.

Die Sonne ist hinter den Schneegipfeln verschwunden; Schatten fallen von den Bergen auf die spartanische Ebene. Nur die eisigen Zinnen des „Fünffingerberges", wie das lakonische Volk den Taygetos nennt, leuchten im rosigen Wiederschein der sinkenden Sonne.

Man hat in früher Jugend über Sparta immer nur Dinge gehört, die einem Land und Menschen als düster, wild, grausam erscheinen lassen. „Lakonische Ebene", freilich, — aber ein Volk, welches seine schlechtgeratenen Kinder in den Schluchten des Taygetos aussetzte, das denkt man sich unwillkürlich als ein Volk von Bergjägern; Sparta selbst als eine Bergstadt. Ginge es nach den neueren Modegeschichtschreibern und Völker-

forschern, die mit rückwärts gewendeter Profeterei alles und jedes aus dem „Milieu", aus Bodenbeschaffenheit und Umgebung erklären, — d. h. nachdem sie die Resultate, zu denen sie gelangen wollen, vorher als geschichtliche Tatsachen erlernt haben, — ginge es nach jenen Neunmalwesen, so läge gar kein Grund vor, warum die alten Spartiaten solch ein tapferes, genügsames, eisenhartes Volk geworden. Denn das „Milieu" der Spartiaten ist kaum ein anderes als das der schwächlichen Messenier; die lakonische Ebene steht an Fruchtbarkeit nicht hinter der messenischen zurück, übertrifft sie aber an Ausdehnung. Kein Mensch dürfte sich wundern, wären die Lakedämonier ein weichliches Ackerbau- oder selbst ein Handelsvolk geworden. Ein immer wasserreicher Strom, der berühmte Eurotas, durcheilt ihr Land in ganzer Länge, und auch an einem guten Hafen, Gythion, fehlt es ihnen nicht. Aber es ist solch ein unschuldig Vergnügen, und sieht obendrein wie tiefe Wissenschaft aus: von einem Volke zu beweisen, warum es so und nicht anders werden konnte, wenn man einmal weiß, wie es denn in Wirklichkeit gewesen ist.

Sparta, das alte wie das neue, ist eine Gartenstadt, umgeben von allen Segnungen des Bodens und eines milden Klimas. Es fällt einem schwer, angesichts dieser prangenden Gärten, die zu des Lykurgos Zeiten mindestens ebenso reich blühten, an die Echtheit der altspartanischen Speiseordnung und ähnlicher Äußerlichkeiten zu glauben. Die Menschen, die diesen reichen Boden bebauten, die ihn durch schonungslos ausgepreßte Heloten bebauen ließen, mußten selber reich werden, wenn es auch nur Eisengeld gab. Der lakonische Bauer hat noch heute kaum anderes Baargeld als die Dekaren- und Pendaren-Kupferrollen; aber arm ist er darum noch lange nicht.

Und nun gar die als das Höchste sparsamer Begnügung gepriesene „schwarze Suppe“! Was immer sie gewesen ist, — sie wurde öffentlich gespeist; in der Familie hat man zweifellos von den guten Gaben gelebt, welche in so üppiger Fülle auf Lakoniens ausgezeichnetem, eisenhaltigem Boden gediehen und noch gedeihen. Die alten Spartiaten haben mir immer den Eindruck von Puritanern gemacht, und mit denen verbindet man ja nach zahlreichen Beispielen nicht ohne Grund die Vorstellung einer gewissen Heuchelei. Man ist nicht so beutegierig nach den fetten Feigengärten Messeniens, wenn man wirklich alle Reichtümer verachtet, sich mit Eisengeld begnügt und nur von schwarzer Suppe lebt.

Zwölftes Kapitel.

In Sparta.

Sparta, das neue, hat außer dem Namen und der Lage nichts Absonderliches! Es ist ein helles, freundliches Gemisch aus Stadt und Großdorf, sieht ganz so aus wie andere neubegründete griechische Städte auf alten Stätten, wie z. B. Nisi oder wie Pyrgos. Jetzt hat es erst 5000 Einwohner, doch wächst es zusehends durch Einwanderung aus Dörfern der Ebene und der Berge. 52 Jahre ist Neu-Sparta alt, eine Gründung des Königs Otto. Es liegt fast genau auf der Stätte von Alt-Sparta, und seine Bauart ist die gleiche, wie die aus dem Altertum gemeldete: also keine Mauern, wie denn Neuhellas keine einzige befestigte Stadt im Innern besitzt. Die Straßen so breit, wie sie nur irgend im Altertum gewesen sind, als Homer Sparta „die breite" nannte, das einzige Beiwort Spartas bei Homer neben dem andern: „schönfrauig".

Nun aber die Lage! Rings die Pracht der Reben- und Getreidefelder, die Pflanzungen der Maulbeerbäume wie ein Hain um die luftige Stadt, — und hoch über ihr, in schreckhafter Nähe und Massigkeit, die Schneezinnen des Taygetos. Von allen mir bekannten größeren Orten Griechenlands besitzt Sparta wohl die herrlichste Lage, soweit gewohnte Begriffe von

Schönheit in Betracht kommen. So liegen manche schöne Schweizer Städtchen da im Schutz ihrer Schneeberge, etwa Glarus oder Appenzell. Nur daß der Taygetos sich höher über Sparta erhebt, als ein Schweizer Berg, selbst ein an sich höherer, über seiner Bergstadt. Mehr als 7000 Fuß hoch steigt die Schneekette über Sparta empor, im Mondlicht ein geisterhafter Anblick! Aus den breiten Straßen und dem Riesenplatz der „Agorá“ vor der Stadt sieht man sie überall, denn die Häuser sind kaum 20 Fuß hoch.

Die Unterkunft in Sparta für Fremde ist bis jetzt kläglich. Wie sollte sie anders sein, da selbst von den Peloponneswandrern die allerwenigsten hierher kommen? Die große Straße führt nicht über Sparta, sondern über das interesselose Tripolis. Das wird natürlich anders werden, sobald die geplante Fahrstraße Tripolis-Sparta im Betrieb ist. Die reisenden Griechen, auch die höheren Beamten, wohnen bei Gastfreunden; für den vereinzelten Touristen müssen die Xenodochia gut genug sein. Es giebt nämlich zwei dieser Xenodochia in Sparta; ich kenne sie beide und schwanke noch heute, welchem der beiden die Palme der Unsauberkeit gebührt. Meine Empfehlungsbriefe für Sparta lauteten für zwei Junggesellen, einen Regirungsbeamten und einen Rechtsanwalt. Jener aber war inzwischen nach Argos versetzt worden; dieser hatte kein zweites Bett. So blieb ich denn auf die Xenodochia angewiesen und begann in deren bestem meine Kulturtätigkeit.

Der Wirt hatte mir den ganzen Oberstock seines Hauses, zwei Zimmer, eingeräumt, sich mir zu allen Diensten erbötig erwiesen und war dann verschwunden, denn unten im „Estiatorion“ (Speisezimmer) wurde er ungeduldig gerufen. Da stehe ich nun an den erblindeten, staubbekrusteten Fensterscheiben und blicke nach den verglühenden Schneespitzen des Taygetos empor, um nicht das Elend um mich her zu sehen. Das Gasthaus-Pädi

Dimitraki, zwölf Jahre alt und drei Käse hoch, ruft mich durch seine Frage, ob ich etwas befehle? wieder in die neuspartanische Wirklichkeit zurück. Ich mustere meine Zimmer; das eine, nach dem Hof mit der Küche belegen, opfere ich sogleich als unbewohnbar. Das Vorderzimmer ist gewiß seit acht Wochen nicht gelüftet noch gefegt worden. Auf dem runden Wackeltisch in der Mitte liegt eine Staubschicht, daß man Flachreliefs daraus formen könnte. Von den beiden Stühlen hat der eine drei Beine, der andere weder Sitz noch Lehne. Das Bett soll erst gemacht werden; einstweilen gähnt das leere eiserne Gestell mir entgegen. Der „Waschtisch“ — puah! „Den trägst du sogleich hinaus, Dimitraki, und bringst mir dafür ein niedriges Bänkchen. Und diese Waschschüssel trägst du hinunter in die Küche und reinigst sie mit heißem Wasser. Wenn du zurückkommst, giebt's neue Arbeit für dich.“ Augiasstall-Arbeit.

„Málista, Afendi,“ sagt das flinke, anstellige Pädi und verschwindet mit Waschtisch und Waschschüssel. — Vom Fenster des Hinterzimmers sehe ich das Kerlchen auf dem Hofe stehen und an dem Schmutzbecken kratzen, wischen und seifen, daß wohl mancher Splitter von der bunten Glasur mitsamt dem Dreck herunterspringt. Dann kommt er mit stolzer Geberde zurück: „Schön, Afendi, nicht?“ Ja wohl, Dimitraki, und dafür sollst du auch, wann ich abreise, ein herrliches Geschenk haben. Aber nun putze die Stühle und sieh zu, daß man auf einem davon sitzen kann; putze den Tisch, kehre die Stube, wische die Fensterscheiben und mach' mir das Bett. Dann lass' die Fenster offen, bis ich nach Hause komme, und wenn man dich vor beendigter Arbeit von unten ruft, so hör' es nicht. — Ich gehe inzwischen, einer Einladung folgend, zum Abendessen bei meinem spartanischen Gastfreund Leonidas (natürlich!) Rosákis, Rechtsanwalt und Notar.

Wie mich der freundliche Herr spät Abends bis in mein Zimmer begleitet, ist er — und ich nicht minder — geblendet

von der Sauberkeit und Nettigkeit, welche das Pädi über den Raum und die Geräte verbreitet hat. Die Luft ist rein, die Betten frisch, der Tisch zeigt kein Stäubchen mehr, der dreibeinige Stuhl hat sein viertes Bein angesetzt gekriegt, der andere hat wenigstens einen Sitz: ein draufgenageltes Brett. Über der Waschbank hängt unter einem Stückchen Spiegelglas ein großes, derbes Handtuch, und — in einem irdenen Kruge duftet ein Strauß der herrlichsten weißen, gelben und roten Rosen.

Dimitraki schläft in einem Winkel des Hinterzimmers auf der Erde, über einem schmutzigen, zerrissenen Teppich. Armer, kleiner Kerl, — er erwacht nicht einmal durch das ziemlich laute Gespräch, welches ich noch mit Herrn Rosákis führe. Du hast mir meinen Glauben an die Kulturzukunft des griechischen Volkes so wunderbar gestärkt, wie kaum eine andere Erfahrung auf dieser Reise. Wenn Reinlichkeit von einem Fortschritt der Kultur untrennbar ist, — auch sie werden die Griechen lernen, wie sie alles lernen. Reinlichkeit wird einem Menschen so wenig wie einem Volke angeboren; sie muß durch gutes Beispiel, Lehre und — Notwendigkeit anerzogen werden. Noch einige Sommer mit dauernder Cholera, — und Italien wie Südfrankreich werden sich zur Reinlichkeit bekehrt haben. Noch einige so anspruchsvolle Reisende wie ich, — und in Sparta giebt es ein Hôtel so wohnlich und sauber, wie überall da, wo der gesteigerte Reiseverkehr es verlangt hat. —

Ich greife ein wenig vor, indem ich meine Erfahrungen in Korinth mit denen in Sparta vergleiche. Wie es vor meiner Ankunft in Sparta ausgesehen, so noch vor zwei Jahren in Neu-Korinth. Da kam die Eisenbahn von Athen über Korinth nach Patras und nach Nauplia. Da kam die neue Dampferlinie des österreichischen Lloyds: Brindisi-Korinth. Da begann der General Türr das Riesenwerk des Kanals durch den korinthischen Isthmus. Der Fremdenverkehr wuchs, und das Bedürfnis einer anständigen

Unterkunft wuchs. Aber zugleich wuchs das Verständnis der Griechen für die veränderte Lage, — und heute giebt es in Neu-Korinth, dem in allen früheren Reisebeschreibungen so verrufenen Hafenort, zwei ordentliche Hôtels, in denen man sich bei vernünftigen Ansprüchen sehr behaglich, besonders sehr sauber fühlt.

Ähnlich wird es, das hoffe ich mit gutem Grund, in Sparta und manchem andern Schmutzfinkenneſt Neugriechenlands gehen. Die Türkei starrt noch heute in dem vierhundertjährigen Schmutz, den sie nach Europa herübergebracht. Griechenland hat in den 50 Jahren seines Bestehens als Staat schon die ärgste Schmutzkruste von seinem schönen Leibe gewaschen, und in abermalen 50 Jahren wird die „griechische Unreinlichkeit“ vielleicht ebenso zu den Dingen von ehemals zählen, wie jetzt das Räuberwesen.

Am nächsten Morgen holte mich Herr Rosákis frühzeitig ab, mit dem Pausanias bewaffnet, um mir das alte Sparta zu zeigen. Nicht viel davon ist geblieben, und von dem Wenigen weiß man weder Bestimmung noch Entstehungszeit mit einiger Sicherheit anzugeben. Vom Grabmal des Leonidas, einem gewaltigen Quaderbau, leugnen die Altertumsgelehrten, daß hier Leonidas begraben worden. Warum? Weil Pausanias, der Unzuverlässige, schreibt, des Leonidas Grab habe dem Theater gegenüber gelegen. Ich glaube der Überlieferung des Volkes in solchen Fällen mehr als dem Pausanias. Leider muß ich bekennen, daß das Grabmal dieses ruhmreichsten Sohnes Spartas von den Jungspartanern wenig in Ehren gehalten wird. Mit der wachsenden Jugendbildung — Sparta ist jetzt Sitz eines Gymnasiums — werden gewisse Roheiten gegen die heimischen Altertümer verschwinden, die jetzt nur aus gemeinster Unwissenheit und Gleichgültigkeit geschehen.

Daß aber das alte Theater nicht in einem besser erhaltenen Zustande sich befindet, dafür klage ich Regirung und Stadtver-

waltung an. Da ist ein großes, wenig zerstörtes Theater; man erkennt deutlich die obersten Sitzreihen und einiges Mauerwerk der Umkleidung; — und Regirung oder Stadt haben es ruhig geschehen lassen, daß auf dem Schutt im Innern die Bauern der Umgebung Weizen gesät haben. Mit wenigen tausend Drachmen wäre in einem Monat das ganze Theater freigelegt. Vor der Gründung der neuen Stadt Sparta (1834) sind Orchestra und untere Sitzreihen noch deutlich erhalten gewesen.

Großes ist gewiß von diesem Theater nicht ausgegangen. Die Spartaner haben keinen dramatischen Dichter hervorgebracht, sondern haben sich von der Kunst ihrer Feinde, der Athener, nähren müssen. Aber es ist doch einmal Sparta, wo ihr wohnt, und ihr selber nennt euch Spartiaten, wenn ihr auch im besten Falle aus der südlichen Ebene Lakoniens und aus den Bergnestern der Maina stammt. So haltet denn wenigstens die paar Steine in Ehren, die von Spartas Größe noch über der Erde ragen, und bringt sie nicht aus stumpfer Gleichgültigkeit aufs neue unter die Erde! Die griechische Regirung erlaubt ja jetzt, aus übertriebenem Nationalstolz, gar nicht mehr oder doch nur in ganz besonderen Ausnahmefällen, daß fremde Nationen auf eigene Kosten in hellenischem Boden nach Schätzen schürfen, auch wenn, wie sich allerdings von selbst versteht, diese Schätze Hellas verbleiben. Sonst wäre vom alten Sparta gewiß längst mehr aufgedeckt worden. Laßt ihr nun die Anderen nicht graben, so müßt ihr entweder selbst graben oder doch, wenn eure Mittel dazu nicht ausreichen, dafür sorgen, daß nichts Gerettetes wieder zerstört werde. Und wo die Regirung zu arm ist, da müssen die Städte eintreten und sich ihre alten Heiligtümer erhalten. Ausgrabungen im großen Stil sind auf der Stätte des alten Spartas noch nie unternommen worden. Die Archäologische Gesellschaft in Athen, d. h. die griechische, will demnächst an die Arbeit gehen. Indessen sie will sehr vieles, und ihre Mittel sind

beschränkt. Sie will auch gern auf der Stätte des alten Korinths eine großartige Ausgrabung unternehmen; sie will in Delfi schürfen, und was dergleichen gute Vorsätze mehr sind. Obenan aber sollte sie den Grundsatz stellen: erst das Gefundene erhalten, für seine gute Bewachung sorgen und mit geringen Ausgaben die noch sichtbaren Reste vollständig freilegen und vor neuem Verfall sichern. In diesem Punkte wird leider in Griechenland noch viel verabsäumt. Fast könnte man sagen: je mehr ausgegraben wird, ohne daß man zugleich für ordentliche Bewachung und Erhaltung sorgt, desto mehr wird der endgültigen Zerstörung preisgegeben. Lieber, weiß Gott, lasse man die verschütteten Schätze im treu bewahrenden Boden, bis daß man sich stark genug fühlt, sie auch dauernd zu retten, als daß man gräbt und gräbt: eine Beute für rohe Hände oder für den Pflug der Weizenbauern.

Sparta hat auch ein Museum, ganz ordentlich in Stand gehalten und bewacht. Nur spartanische Altertümer birgt es; manche aus guter Zeit, das Meiste freilich aus römischer, — von außergewöhnlichem Kunstwert kaum irgend etwas. Die wertvollsten der in und um Sparta gemachten Funde befinden sich nicht im Museum, sondern im Privatbesitz. Ich könnte Namen nennen, wollte ich für die unpatriotischen Kerle Reklame machen und die Museumverwalter außerhalb Griechenlands auf spartanische Skulpturen hinweisen. Ich wurde bei einem Schlendergang durch die Hauptstraße von mehr als einem Spartianer geheimnisvoll in sein Haus gewinkt und habe dort sehr merkwürdige Brocken altspartanischer Kunst zu sehen bekommen. Natürlich auch viel Schund, Handwerkerarbeit aus römischer Zeit; aber dazwischen wieder einige Stücke vom höchsten lokalen wie künstlerischen Interesse. Ich erinnere mich einer großen Reliefplatte, offenbar aus einer Paläſtra, mit einer Ringkampfszene, für die jedes europäische Museum einen guten Teil seines Jahres-

etats hingeben würde. Zunächst wurden mir die Schätze zu persönlichem Kauf angeboten; dann rief man meine Vermittelung zum Verkauf an das Berliner Museum an. Sagt man einem dieser Spartaner: „Was nützen euch diese Kostbarkeiten? — ihr dürft sie ja doch nicht ins Ausland verkaufen“, so zwinkern sie mit den Augen und lächeln. Offenbar wissen sie besser, wie man die Sache anzufangen hat.

Die Ausfuhr griechischer Altertümer ist durch Gesetz streng verboten, strenger als in Italien, wo der Staat sich nur das Vorkaufsrecht vorbehält. Die Zollbeamten der griechischen Häfen verstehen sich auch vortrefflich auf die Beschlagnahme verbotener Ausfuhrstücke und haben schon manchem schlauen Geschäftsmann im letzten Augenblick seinen marmornen Raub abgejagt. Trotzdem geht der Handel mit Antiken aus allen griechischen Häfen schwungvoll vor sich, nicht nur mit den kleinen Stücken, die sich jeder Reisende mitnimmt; nein, auch mit größeren Marmorwerken. Dabei ist aber durchaus nicht immer an Bestechlichkeit der verhältnismäßig gut bezahlten griechischen Zollbeamten zu denken. Es giebt Kunstgriffe, denen die Zöllner nicht gewachsen sind. Einer der geistreichsten wurde mir von dem Hauptbeteiligten, dem beatus possidens, erzählt; es handelt sich um einen kunstliebenden Europäer. In Athen wurde vor einiger Zeit ein wunderschöner Frauenkopf gefunden aus der allerbesten Zeit; so wohlerhalten wie kaum irgend ein antiker Kopf: keine Nasenspitze fehlte, kein Splitterchen im Gesicht. Für eine lächerlich geringe Summe wurde der Kopf meinem Gewährsmann von den Findern, athenischen Soldaten, verkauft. Aber nun kam die Frage: wie damit aus dem Piräus? Ihn in einem Reisekoffer durchzuschmuggeln, durfte nicht gewagt werden; und die Zöllner zu bestechen, das hielt der Besitzer, einer der gründlichsten Kenner der Griechen, nicht für geraten.

Was tun? Nach langem Nachdenken kam er auf die alt-

bewährte Weisheit, daß nichts so leicht übersehen wird, als was vor der Nase liegt, „und darauf baute er seinen Plan." Der Marmorkopf wurde in Stroh verpackt und einem athenischen Händler mit griechischen Gipsabgüssen übergeben, der allwöchentlich große Kisten voll Gipszeug ins Ausland befördert, den Zollbehörden also für unverdächtig galt. Seine Kisten wurden fast nie geöffnet, geschweige denn untersucht, und so schlüpfte eines der schönsten Werke athenischer, klassischer Kunstblüte aus Griechenland hinaus.

Betäubender Lärm dringt in die überall offene Stadt herein, und auch in den Gassen wimmelt es von Menschen. Zum ersten Mal sehe ich auch Frauen unter den Männern auf Märkten und Straßen. Die strahlende Mittagssonne glüht auf dem goldfarbigen, harten Lehmpflaster; den Rahmen des Bildes liefern die Verkaufsbuden mit ihrem bunten Kram, den Mittelpunkt die noch bunteren, schreienden, gestikulirenden Menschen. Es ist Charfreitag, ein in griechischen Landen nicht sehr stilles Fest, denn es gilt die letzten Ostereinkäufe zu machen. In Sparta ist heute der große Lämmermarkt für die ganze Provinz Lakonien, und auf der Agora vor der Stadt tobt ein Lärm, daß man sein eigen Wort nicht vernimmt. Reichlich 10000 Lakedämonier und Lakedämonierinnen, und mindestens 30000 Hämmel, Lämmer und Zicklein schreien, blöken, meckern durch einander, — denn die 10000 Menschen handeln um die 30000 Ostertiere; und da der Grieche bei einem Geschäft nicht bloß die Ware, sondern auch ein kleines Nebenvergnügen haben will, so ist der Handel nicht so schnell geschlossen. Fordern und bieten macht in Griechenland das Geschäft. In diesem besonderen Falle muß die Ware sorgsam geprüft und gewogen werden: der Osterbraten ist zu sehr die Freude des ganzen Jahres, die Belohnung für ein 50tägiges Fasten, als daß sein Einkauf leichtsinnig abgeschlossen werden

dürfte. Der Markt hat sich in tausende, nahe bei einander stehende Gruppen aufgelöst. In der Mitte ein lakonischer Bauer in Schafpelz, Schaffellkappe, weißen enganliegenden „Beinschienen", Schnabelschuhen. Umringt von einer großen oder kleinen Herde Schlachttiere, die auch ohne Hund sich zusammenhalten, geängstigt, hungrig und durstig, jämmerlich blökend, die Mutter nach den verkauften Lämmern, die zurückgebliebenen Lämmer nach der Mutter. Mit dem Bauern im schreiend geführten Handel begriffen ein andrer Bauer, zuweilen auch ein Städter aus Sparta mit seiner Frau, denen Hammel, Lamm oder Ziege nicht schwer genug oder viel zu teuer sind. Man hört fast nur Zahlwörter: Gewicht und Preis. Unzählige Male wird jedes der armen Viecher an den vier Beinen in die Höhe gehoben und auf sein Gewicht geschätzt. Endlich holt der Käufer seufzend aus dem schmutzigen Gürtel ein schmutziges Tuch, hieraus ein schmutziges Lederbeutelchen hervor und zählt dem Verkäufer einige schmutzige Fünf-Drachmennoten und dazu einige Kupferrollen in die Hand. Und das vollzieht sich nun schon seit dem frühesten Morgen tausende von Malen gleichzeitig auf Spartas Agora! Natürlich fehlen auch hier nicht die hurtigen Marktjungen, die dem spartanischen Hausherrn den erhandelten Hammel ins Haus tragen.

O du armer Professor Jakob Philipp Fallmerayer, du geistreichster aller Sophisten, du im ganzen Orient umhergewanderter, warum bist du, der du ein dickes Buch über die „Geschichte der Morea" geschrieben, mit den gelehrtesten und dennoch verkehrtesten Beweisen für die „Slawisirung" von ganz Griechenland, — warum bist du nicht ein einzig Mal in diese deine „slawische" Morea, warum nicht z. B. nach Lakonien gekommen und hast, wie ich, einen Osterhammelmarkt in Sparta mit angesehen? Du bist wirklich kein Soldknecht des russischen Pressbureaus gewesen, wie die mit Recht sich gekränkt fühlenden Griechen dir zu Unrecht nachgesagt. Nein, was du geschrieben, das war deine eigene

Büchergelehrsamkeit, und du setztest mehr Vertrauen in eine einzige, noch dazu sehr zweifelhafte Zeile des kaiserlichen Dummkopfes Konstantinus Porfirogenitus aus dem 10. Jahrhundert über die „gänzliche Slawisirung“ des Peloponnes unter dem „Mistkaiser Konstantinus“ (Konstantinus mit dem Beinamen „Kopronymus“) im 8. Jahrhundert, als in deine sonst so hellen eigenen Augen. Völkerkunde aus alten Scharteken zu treiben, die Abstammung der Neugriechen aus den einander schnurstracks widersprechenden, vereinzelten Bemerkungen in den Schriften der Byzantiner zu beweisen, — welch ein Verfahren für einen gelehrten Menschen des 19. Jahrhunderts!

Hier in diesem Sparta und an diesem Tage, wo alle Bauern Lakoniens sich ein Stelldichein gegeben, möchte ich einmal die Fallmerayeraner beisammen sehen, ihre byzantinischen Schmöker unterm Arm! Hier begreife ich den Respekt, in dem die alten Lakonier bei den übrigen Griechen gestanden! Sechs Fuß ist bei diesen Bauern weder die Regel noch die Ausnahme: es ist das gute Mittelmaß. Viele überragen mich mit meinem bescheidenen Militärmaß von 5′ 4½″ um einen Kopf.

Und dann die Haltung, die Schultern, und die Augen! Nie habe ich solche Menschen gesehen, und doch kenne ich die hohen Gestalten der Norweger. Auch Slawenvolk habe ich genug gesehen, um laut aufzulachen bei dem Gedanken an die glorreiche Theorie Fallmerayers: der ganze Peloponnes, besonders aber die lakonische Ebene sei vom 6. bis zum 10. Jahrhundert slawisch gewesen und *seitdem geblieben*. Gewesen, — vielleicht wahr für einige Ansiedelungen am Eurotas; ganz falsch für die Berg- und Hafenstädte. Geblieben?! Wohin sind die slawischen Gesichter? wohin ist die slawische Sprache? wohin slawische Sitte gekommen? *Nicht ein einziges slawisches Fremdwort giebt es heute in der Sprache der lakonischen Bauern*, nicht eines.

Man komme mir auch damit nicht: *Südslawen* sind es ge-

wesen, die hier gewohnt, und die gehören zu den schönsten und größten Bewohnern Europas. — Zu den schönsten? Geschmacksache. Ich habe Montenegriner, gewiß die schönsten und größten unter den Südslawen, zu hunderten gesehen, auf Korfu und besonders auf dem korinthischen Isthmus, wo sie zu den kühnsten Dynamitsprengern beim Kanalbau gehören. Aber man stelle einen dieser Lakonier mit seinem trotz Schaffellkapuze edlen, ja klassisch schönen Kopf unter die hunderte von Montenegrinern mit ihren südslawischen Raubvogelnasen, ihren knochigen, vorspringenden Unterkinnladen, ihren ans Mongolische erinnernden Backenknochen, und dann wage man noch von einer „gänzlichen Slawisirung der Morea, besonders Lakoniens" zu faseln!

Hier giebt es die Modelle zu den Köpfen in unseren Museen, mitsamt der „griechischen Nase". Auch für die berühmte „klassische Ruhe" altgriechischer Statuen habe ich unter den lakonischen Hammelverkäufern merkwürdige Muster gefunden. Je mehr der Käufer sich ereiferte, desto kühler wurde der Hammelbesitzer, und nur in den ersten Nachmittagstunden, als die Sonne an die Heimkehr mahnte, sanken die Preise, und sank die Unerschütterlichkeit des Verkäufers.

Welch ein Jammer, daß man von keinem dieser wahrhaft schönen Männer ein Bild mit nach Hause tragen kann! Die Weiber können getrost ungemalt und ungelichtbildert bleiben. Komme ich wieder nach Lakonien, dann nicht ohne eine kleine tragbare Dunkelkammer. Sie lassen sich allerdings nicht gern photographiren, aus orientalischem Aberglauben, und die es dennoch wagen, geben sich gleich eine so unnatürliche, theatralische Haltung, daß man sie gehörig zurechtstellen müßte.

Auch die aus Athen gelegentlich in die Provinzen reisenden Photographen fördern diesen Hang zur verkünstelten Haltung bei bildlicher Verewigung. Das Meiste aber dessen, was sie den Fremden verkaufen unter dem Namen „Volkstypen", ist Glieder-

puppen-Photographie: schauspielerisch hingepflanzte Pallikaren (aus Athen!) mit der langen Räuberflinte, oder operettenhaft herausgeputzte Fabrikmädchen aus Piräus, oder Damen schlimmeren Gewerbes aus — Budapest. Es giebt in Athen nicht einen einzigen unter den vielen namhaften griechischen Photographen, der das richtige Verständnis für die Wünsche gebildeter Reisenden besäße. Nach wie vor verkaufen sie als Typus des griechischen Bauern einen Kerl mit dem Schießprügel und tragen so auch an ihrem Teil dazu bei, daß man dadraußen Griechenland für eine Räuberhöhle hält.

Dreizehntes Kapitel.

Bei Nacht durch Lakonien.

Die Nähe des Osterfestes übt ihren zwingenden Einfluß auf die Weiterreise. Meine Wandertage waren gezählt, als ich die Heimat verließ. Blieb ich heute, am Charfreitag, in Sparta, so war ich gezwungen, bis zum Mittwoch der nächsten Woche zu verweilen, denn kein Grieche, wäre er noch so arm und auf Geldgewinn erpicht, würde sich um Geldeswert so kurz vor der „Lambri" mit einem Fremden aus der Heimat entfernen, ohne die Möglichkeit spätestens am Abend vor Ostern wieder daheim zu sein. Entweder also: man bleibt tagelang am selben Fleck, oder man reist eilig vorwärts nach einem schönen Osterstädtchen, von dem man mit dem Dampfer am Ostermontag oder -Dienstag weiter kommt. Denn nur die Dampfschiffe und Eisenbahnen Griechenlands kennen keine österliche Unterbrechung ihres Dienstes, schon der Post wegen. Im übrigen steht nicht allein während der drei Festtage, sondern mindestens einen Tag vorher und nachher das Verkehrsleben still. Die Osterwoche in Griechenland ist wie ein großer Gottesfrieden.

Über Hagios Petros, über den Kamm des Parnon-Gebirges sollte mich mein programmmäßiger Weg führen, ins Kloster des Heiligen Lukas und durch das Land der Tsakonen,

der einzigen Griechen, denen selbst Fallmerayer die grade Abstammung von den Lakonen zugestand. Doch niemand fand sich, der mir ein Pferd geliehen hätte: die „Lambri“ war zu nahe.

In derselben Lage wie ich ist auch Herr Kamarinós J., Feldwebel in der Gendarmerie, ein lustiger Gesell in strammer Uniform aus Nauplia, seiner Vaterstadt. Er will seine Mutter und zwei Schwestern auf Urlaub besuchen; indessen sein Urlaub beginnt erst heut, und wie soll er bis zum Ostersonntag nach Nauplia kommen? Wir laufen zusammen in Sparta umher und fragen nach Pferden: „Nicht eher als nach der Lambri“, ist überall die Antwort.

Herr Kamarinós wohnt in der spartanischen Kaserne, speist aber, als junger Gentleman, im Speisehaus meines Xenodochion. Hier bin ich mit ihm bei einer Tasse Kaffe bekannt geworden; hier hat er mir erzählt, daß er das Gymnasium in Nauplia mit allen Ehren durchgemacht, dann ein Jahrlang in Athen die Rechte studirt, zuletzt aber dem Soldatenstand sich gewidmet habe. „Griechenland kann jetzt eher einen guten Feldwebel als einen mittelmäßigen Advokaten gebrauchen,“ meint er und spricht damit meines Herzens Meinung aus. Diese umgesattelten Juristen gefallen mir ausnehmend; das Umsatteln zur rechten Zeit und mit einem edlen Ziel vor Augen ist mutvoller und verständiger als das Festkleben am Längstbereuten. Ich hoffe, diese Mobilisation wird recht viele der überzähligen Advokatensippe einem für Griechenland nützlicheren Gewerbe zuführen.

Ich schlage dem Feldwebel vor, zu Fuß über Hagios Petros nach Astros zu marschiren und von dort im Segelboot nach Nauplia zu fahren, falls wir keinen Dampfer antreffen. Indessen davon will er nichts wissen: er muß einiges Gepäck mitnehmen, und ohne Pferde oder einen Wagen geht das nicht. Während er und der spartanische Gastfreund Leonidas Rosákis mich spaziren führen und mir u. a. den Eurotas — natürlich unregulirt wie

alle griechischen Flüsse — zeigen, entdecken wir einen Leiterwagen mit zwei kräftigen Pferden davor. Er steht vor einem Seiden-kokon-Magazin, aus dem soeben vier stämmige Lastträger einen Riesensack anschleppen und ihn zu fünf anderen auf den Leiter-wagen werfen, daß es kracht. Der Wagenlenker sitzt nebenan vor einem Kaffehaus und studirt die letzte Nummer von Herrn De-lijannis' Leibzeitung, der „Proia“.

Ein Wagen in Sparta? Und wie es scheint, fertig zur Fahrt? Freund Kamariné, dieser Wagen bedeutet Heil für unser Entkommen aus Sparta; denn nur eine Straße gibt es von hier für einen Wagen, und die führt hinunter ans Meer, nach Gythion am Golf von Lakonien! Hat man aber in Griechen-land nur erst das Meer erreicht, so kommt man schon weiter. — Ein Wort der Frage an den Kutscher, und wir sind des Fort-kommens sicher. In zehn Minuten soll die Fahrt losgehen. Ka-marinós eilt in die Kaserne, holt seinen Koffer; mein Ränzelchen ist immer bereit; zwei Gefreite der Gendarmerie aus Nauplia bitten mitfahren zu dürfen, — immerzu. Die Sachen auf den Wagen geworfen, noch ein Wort mit dem Kutscher wegen des Fahrpreises, — dann vorwärts. Leute vom Zivil zahlen 5 Drachmen, Soldaten die Hälfte, so erklärt Theódoros der Kutscher, und das ist Recht und Billigkeit. Der Weg nach Gythion ist 8 Fahrstunden lang!

Selbviert marschiren wir drei Militärs und ein Zivilist aus Sparta hinaus, denn der Herr Feldwebel will nicht durch die Stätte seiner Heldentaten auf elendem Leiterwagen fahren. Jenseits der Brücke über einen Seitenarm des Eurotas, draußen vor der Stadt, wird aufgestiegen. Hier hat ein Bettler sein Quartir aufgeschlagen, der erste und der letzte, den ich in Griechenland angetroffen. „Dos mu na paro psomi!“ (Gib, mir Brot zu kaufen) winselt ein alter, blinder, einbeiniger Krüppel und bedankt sich mit frommen Wünschen für unsere Dekaren. Daß

dieser Mann ein wohlbegründetes Menschenrecht darauf hat, uns anzubetteln, ist zweifellos. Er fährt in seinem Elend dabei gewiß besser, als wenn er sich der schablonisirten Schreibstuben-Armenversorgung der städtischen Behörden anvertraute. Für die gebefaulen Reichen mag die sogenannte „Organisation" der Armenunterstützung bequemer sein. Beiläufig auch billiger, denn sie geschieht aus dem großen Steuersack, in welchen aller Orten mehr in Groschen der Armen als in Talern der Reichen geschüttet wird. Für den wahrhaft Hilfebedürftigen scheint mir das Betteln, d. h. die Bitte an seine reicheren Menschenbrüder, noch immer das sicherste Mittel, um nicht Hungers zu sterben. Und sollte dieser blinde Krüppel am Eingang zur Stadt Sparta, dem wohl kein Vorübergehender ein Kupferstück versagt, wirklich ein gut Stück Geld sammeln, — wem das grausame Leben beide Augen und ein Bein genommen, dem gibt es nie zu viel Kupferstücke als Ersatz.

Da ich einmal beim wohlweisen Reflektiren aus Anlaß dieses spartanischen Bettlers bin, so möchte ich noch einen Irrtum des Herrn Jakob Philipp Fallmerayer und seiner vielen abschriftstellernden Nachbeter widerlegen. Es geht das Gerede, die Griechen geben keinem Bettler eine Gabe. Wäre das wahr, so täten sie ja nur, was die Polizei der höchstzivilisirten Staaten als Pflicht des guten Bürgers bezeichnet. Es ist aber, Gottlob! nicht wahr; außer uns, die wir an dieser Bettelstation auf den Wagen warteten, gab jeder der Bauern, der aus- oder einging, dem Ärmsten eine Kupfermünze, und zwar immer mit dem freundlichen Wunsche: „Zu deinem Guten, Alter!" — Mehr und mehr begreife ich, daß alle Folianten der Münchener Bibliothek, die Herr Fallmerayer entstäubt hat, und selbst ein Aufenthalt in Athen wohl nicht ganz hinreichen, um über Abstammung und Sinnesart „der" Griechen Bände oder auch nur „Fragmente" zu schreiben.

Meine drei soldatischen Begleiter haben ihre geladenen Zündnadelgewehre mit auf die Fahrt genommen. „Warum?“ frage ich Kamarinós; „zum Schutz gegen die Räuber der Maina?“

Kamarinós lacht hell auf: — „Räuber? die giebt's hier nicht. Nicht hier, noch anderwärts.“

Unsere Straße führt unmittelbar am Saum des Taygetos entlang, und die Bergnester, die wir in den finsteren Schluchten des Gebirges von unten erblicken, sind lauter Mainotendörfer: Anawrhti, Anogia, Goráni, und wie die braunen Nester heißen.

Malerisch, aber sehr unbequem liegen und sitzen wir fünf Menschen, mit dem Kutscher, auf den 6 Säcken mit Seide. 30000 Drachmen Wert führen wir an Bord, und eine Räuberbande täte einen guten Fang, wenn sie unsern Wagen erleichterte. Es ist am späten Nachmittag, und die weiße Straße vor uns wimmelt von lakonischen Bauern, die mit dem erstandenen Geld und einiger unverkauften Ostertieren heimwärts ziehen. Welch ein fruchtbares, reichangebautes Gartenland, diese Heimat der Spartiaten! Viel größer und milder als die Ebene von Messenien, und mindestens ebenso wasserreich. Von beiden Seiten durch himmelhohe Gebirgsketten, durch Taygetos und Parnon, und auch nach Norden durch Höhen wohlverwahrt, steht sie nur dem Südwind offen, der über Kythere, die Afrodite-Insel, aus dem Lande der Sonne, aus Egypten feucht und warm herüberschnaubt. Ganz südliche Wachstumfülle, und doch umrahmt von Alpenhöhen, mit glitzernden Schneefeldern und schäumenden Kaskaden der Schneeschmelze.

Kaum haben wir es uns auf den trotz seidenem Inhalt gar nicht sonderlich weichen Säcken ein wenig bequem gemacht, da hören wir hinter unserm Wagen her ein Laufen und Rufen. — Was giebt's? Was wollen diese schreienden, hinter uns heranstürmenden schwarzbärtigen Kerle? Ich verstehe aus der Entfernung nur das Wort „Metáxi“ (Seide). — Mich überkommt ein leichtes Gefühl der Unruhe, welches noch nicht Furcht ist, aber

dazu werden kann, und einen Augenblick durchzuckt mich der Gedanke: dein längst vergessener Revolver liegt ungeladen zwischen den Strümpfen, und die Patronen festverpackt bei den gesammelten Blumen. Da jedoch die drei Krieger und vor allen der Kutscher nicht aus der Fassung geraten, so beruhige ich mein ängstlich Gemüt und erwarte auf dem haltenden Wagen neugierig die heranstürmenden lakonischen „Räuber".

„Ein Sack mit Seide ist euch vom Wagen gefallen!" schreit uns der Erste zu, der den Wagen erreicht; — ein Sack im Werte von 5000 Drachmen! Der sorglose Kutscher hatte es nicht für nötig befunden, die Säcke hinten irgendwie zu befestigen, und bei dem Gerassel über den zwar chaussirten, aber immer noch sehr holprigen Weg hat niemand von uns den dumpfen Fall gehört. Die ehrlichen Kerle dahinten, die natürlich schon in Sparta von der kostbaren Ladung gehört hatten, kommen nun mit dem einen verlorenen Sack, 5 Centner schwer, auf den Schultern angeschleppt und werfen ihn mit krachendem Ruck auf den Wagen. Dann helfen sie dem Theodoros, die Säcke hinten zwischen den Wagenrungen zu befestigen, wechseln ein paar Scherzreden mit uns gemischten Fahrgästen, — drauf geht's weiter.

Kein Hammel hätte danach geblökt, wenn diese Mainoten den Sack als gute Beute erklärt und bei passender Gelegenheit in Gythion verkauft hätten. Sie mögen sonst sein, was sie wollen, — Straßenräuber und Diebe sind sie wohl nicht, diese Söhne der Berge.

Die Sonne sinkt über den Schneehäuptern des Taygetos und umsäumt im Scheiden die Wölkchen mit brennenden, immer tiefer und satter erglühenden Farben. Gleich beginnt es, hier in unmittelbarer Nähe der Bergkette, kühl zu werden. Es ist eine unruhige Fahrt, denn die bucklige Fahrstraße rüttelt uns auf den gar nicht behaglichen Kokonsäcken zusammen, daß wir uns an den Wagenrungen festhalten müssen, um einigermaßen unsere

Sitze zu behaupten. Jeder Regenguß der letzten Tage hat tiefe Löcher in den Fahrdamm gewühlt, und kein Mensch denkt ans Zustopfen oder Pflastern. Seit dem Februar ist die Brücke über einen der westlichen, vom Taygetos herunterstürzenden Nebenflüsse des Eurotas fortgerissen. Wann wird sie wieder aufgebaut werden? Alles, was Griechenland an Wegebauern besitzt, steht jetzt im Geniekorps bei der Feldarmee in Thessalien. Unser Wagen fährt am Bach entlang und dann mitten durchs Wasser; wir alle müssen natürlich aussteigen, müssen Sack um Sack abladen, den Wagen jenseits auf die Straße hinaufziehen, die Säcke durchs Wasser und auf den Wagen tragen, — erst dann kann's weiter gehen.

Mein Freund Feldwebel lacht zu solchen kleinen Fahrtunterbrechungen. Er lacht auch zu den gemütlichen Schießübungen, welche seine beiden königlich hellenischen Gefreiten auf die königlich hellenischen Telegraphenstangen vornehmen. Der Wagen hopst in Sprüngen über den löchrigen Knüppeldamm; sowie aber der Weg eine Strecke aufwärts führt, und die Gäule langsam gehen, legt einer der Herren Gefreiten nach dem andern die Büchse an die Backe und knallt los, auf die zweite oder dritte Telegraphenstange vor uns, oft mit guten Treffern ins splitternde Holz. Sie wollen dem Fremden, dem Preußen, durch ihre Treffsicherheit ein Wort der Belobigung abgewinnen. Daß es doch eigentlich ein bischen gesetzwidrig ist, was sie in ihrem Schießeifer begehen, kommt ihnen so wenig in den Sinn wie ihrem Herrn Befehlshaber. Übrigens schossen sie nie nach den porzellanenen Isolatoren, und solch eine Fichtenstange kann manche Spitzkugel ins Holz kriegen, ehe ihr etwas passirt. —

Dem Sonnenuntergang ist schnell die vollkommene Dunkelheit gefolgt. Über uns der tiefschwarze Himmel mit seinem leuchtenden Sternenbesatz, auch nächtens ein ganz anderer Himmel als der nordische. Nicht nur stehen unsere Sterne hier anders

zu einander, der große Bär z. B. voll über unserm Scheitel; sondern sie leuchten hier mit einem wirklich Licht-spendenden Glanz, während sie bei uns nur flimmern und blinzeln. — Es ist empfindlich kalt geworden hier im wonnigen Süden: die Nähe der Schneeberge macht sich fühlbar. Die Herren Gendarmen haben ihr Schießen eingestellt und sich gleich mir zur Nachtruhe begeben; d. h. wir vier Fröstlinge haben ein riesiges „Kilimi"*) über uns gebreitet, Eigentum des Herrn Feldwebels, und halten jeder einen Zipfel desselben krampfhaft fest, um nicht vom eisigen, schneefeuchten Abendhauch getroffen zu werden.

Die Straße führt selten mitten durch eines der Taygetos-Dörfer. Fast alle liegen sie über uns, auf Hügeln am Fuß des Hochgebirges. Kaum ein Hundegeblaff bei einer einsamen Wege-schänke. Nacht und Ruhe ringsum. Wir haben längst die an ihrem weißen Schafmantel von weitem kenntlichen Bauern auf ihrem Heimweg überholt. Das Geplaudre und Gesinge auf dem Wagen hat aufgehört; wir sind zu emsig mit dem Schlafteppich beschäftigt.

Da — eins, zwei, flammt es rechts am Wege blitzartig auf. Beim Pulverschein sieht man mehrere dunkle Gestalten dicht neben dem Wagen, und zwei dumpfe Schüsse krachen, also daß ich meinen Teppichzipfel fahren lasse und mich hoch aufrichte. Der Kutscher, neben dem ich lag, bleibt ganz gleichmütig, und der Wagen rollt weiter. Meine drei soldatischen Begleiter sind gleich mir aufgeschreckt und suchen nach ihren irgendwo zwischen den Seidesäcken versunkenen Gewehren. Aber noch ehe es zu einem jedenfalls mörderlichen Handgemenge mit den mainotischen Wege-lagerern kommt, dreht sich der Kutscher lachend um und schreit: „Osterpulver!" Zwei Jungen aus einem hart am Wege liegenden

*) Eigentlich — „Bauchbinde"! Von κοιλιά, der Bauch. Scherz-haftes Wort für eine der großen wollenen Decken, die im Peloponnes be-sonders geschmackvoll gewebt werden.

Chani haben sich den Spaß gemacht, ein paar Kanonenschläge loszubrennen; daß gerade in dem Augenblick unser Wagen vorbeifuhr, war wohl mehr als Zufall und hat gewiß nicht zur Verminderung ihres Vergnügens beigetragen.

Es ist unglaublich, was an Schwärmern, Racketen, Fröschen, Kanonenschlägen und sonstigem griechischen Feuerwerk in der Woche vor Ostern, und nun gar während der Ostertage selbst verpufft wird. Dafür denn auch betrübend viele verbrannte oder erblindete Kindergesichter, besonders auf dem Lande. Fragt man nach der Ursache, so lautet die Antwort fast regelmäßig: „Osterpulver!" —

Da war ich nun dem herrlichsten Räuberanfall so nahe gewesen, und wieder war es nichts damit. Welch ein Kapitel dieses Buches wäre das geworden: „Ein Monat unter griechischen Räubern"! Denn ein Monat wäre doch wohl vergangen, ehe das Lösegeld eingetroffen wäre? Oder ob mich die griechische Regirung selber ausgelöst hätte, um sich vor übler Nachrede zu bewahren? —

Noch wälze ich solche Erwägungen in dem von der Schlaflosigkeit erhitzten Kopfe, — da hält der Wagen vor dem Chani von Tárapsa. Ein wunderliches Chani, denn es hat keinen Chansis. Statt seiner schaltet hier eine Wirtin, die ganz gut für einen Mann einsteht, — selbst einen ansehnlichen Bart hat sie um die Oberlippe, und alle ihre Bewegungen sagen: „Hier hat Keiner außer mir einen eigenen Willen." Sie haust hier mit ihrer Tochter, einem zimperlichen, schmächtigen Kinde von 14 Jahren, und mit ihrer Schwiegertochter, deren Gatte, der Wirtin Sohn, natürlich in Thessalien dient. Das Chani ist voll von Soldaten, die lange vor uns von Sparta zu Fuß aufgebrochen sind und gleich uns auf Nauplia zusteuern.

Mich hungert, wie es nach mehr als sechsstündiger Fahrt und zwei mißglückten Räuberabenteuern begreiflich ist. Ich wage



die Bitte an den weiblichen Chansis, mir ein Stück Fleisch zu geben, denn ich habe die ewigen Awga-matia (Spiegeleier) gründlich satt. Da kam ich aber übel an. Ob ich nicht wüßte, daß heute Charfreitag sei? Ob das in meinem Vaterland Sitte sei, daß die Menschen vor Ostern und nun gar an der Megáli paraskewi Fleisch fressen? Ob man denn überhaupt bei uns an Gott glaube? — und setzte das Salzfaß so kräftig neben meinen Teller, daß der weiße Tisch mit dem bräunlichen Gewürz anmutig bestreut ward. Nun, verschüttetes Salz bedeutet ohnehin Zank; da mag auch der jetzt drohende drein gehen. — An Gott glaubte man bei uns ebenso gut, wie hierzulande, und Fleisch zu fressen gelte in anderen Ländern für keine so große Sünde am Charfreitag, als an ihm so zu fluchen, wie sie es gethan. Verstanden, Schwester?! — und ich fing an, eines der Spiegeleier durch Brot, Salz und — Wein schmackhafter zu machen. Die Alte hatte nämlich schon vor meinem kühnen Wunsche nach Fleisch bei jeder Hantirung, bei jedem Befehl an die beiden jungen Frauen dermaßen geflucht, daß es sogar meinem Nauplienser Feldwebel auffiel. „Diáwole! — keratá! — 's ton kóraka“ entflohen dem Gehege ihrer spärlichen Zähne mit einer verblüffenden Selbstverständlichkeit.

Die Soldaten lachten ob der Abfertigung der Alten durch den Fremden in dessen ohnehin lächerlichem Kauderwelsch. Sie selbst aber wurde ganz still, als ich ihr sagte: bei mir zu Lande wisse man, daß solche Menschen, die am Charfreitag den Teufel und den Keratas, also den Hornteufel, anrufen, ganz sicher zur Hölle fahren. Von jetzt ab fluchte sie wahrscheinlich nur nach innen, wenigstens hörte ich nichts Lästerliches mehr von ihr.

Doch darum keine Feindschaft, du brave Hexe von Tárapsa! Du hast dich für meine arge Zurechtsetzung nicht gerächt durch eine unverschämte Forderung, sondern ließest es, wie üblich, bei meiner Schätzung des „wie du beliebst“ bewenden. Und von den Soldaten, die mit uns zusammen das Chani kurz vor Mitter-

nacht verließen, nahmst du für ihr bischen Wein, Brot und Oliven kein Lepton, wurdest beinahe grob, als Kamarinós, der Feldwebel, für alle, nach griechischer Sitte auch für mich, bezahlen wollte. Und als ich dir beim Gutenachtsagen die Hand zur Versöhnung reichte, legtest du deine knochige Arbeitshand hinein und sagtest ganz warmherzig: „Kalin patrida!“ sodaß ich, innerlich sehr gerührt, dir auf gut deutsch zurief: „Hexe von Tárapsa, du bist eine famoser Kerl!“ Du verstandest diese herzlichen Abschiedsworte nicht ganz, aber du lächeltest, — ein schaurig schöner Anblick.

Hinter Tárapsa wird der Weg sanfter; das entsetzliche Rütteln des Wagens hört auf. Auch die Kälte weicht, trotz der mitternächtlichen Stunde, dem sanften Anhauch des Seewindes, der vom lakonischen Golf zu uns herüberströmt. Orangenblütenduft umweht uns, und Rosen müssen hier herum an den Seiten des Weges irgendwo blühen, wenn man sie auch nicht sieht. Totmüde liegen wir zwischen und auf den Säcken, jeder wie ihn der Schlaf, der „langhinstreckende“, gebettet hat. Neben mir des Feldwebels Büchse; ob geladen oder nicht, wer weiß das, und wer fragt jetzt danach? Meine Wange ruht an dem kühlen Lauf; der Kolben steckt irgendwo zwischen den Seidensäcken. Gleichmäßigen Hufschlags traben die Pferde die harte, glatte Straße hinab, und so, von Orangen- und Rosenduft und feuchtwarmem Seewind umschmeichelt, schlafen wir ein, zuletzt auch der Kutscher. —

Diesmal war's Ernst mit dem Schuß! Das war kein Osterpulver, denn ich habe die Kugel am Ohr vorbeipfeifen gehört, habe einen Schlag gefühlt gegen den Kopf, und ein Splittern hinter mir. Der Wagen steht still; der Kutscher hat im Schrecken des plötzlichen Erwachens die Zügel so fest angezogen, daß die Pferde sich hoch mit der Deichsel emporbäumen.

Ich greife nach dem schmerzenden Kopfe, doch fühle ich kein Blut, fühle keine Wunde. —

Was ist das gewesen? — Dicht an meinem Kopf vorüber ist der Tod gesaust, aber nicht aus dem Rohr des Räubers, sondern aus dem Gewehrlauf, den ich im Schlaf zu meinem Kopfkissen gewählt! Wer dem Abzug mit dem Fuß zu nahe gekommen, ob ich selbst oder einer der Soldaten, wer will das jetzt feststellen? Aber daß es grimmiger Ernst gewesen, und daß ich nur durch das Glück der Schlafenden gerettet bin, das zeigt mir mein versengter Bart, durch welchen die Spitzkugel hindurchgeflogen, und die abgesplitterte hintere Wagenrunge, worin sie sich eingebohrt. Es wäre zu scheußlich gewesen, wäre ich allen „mainotischen Räubern" glücklich entronnen, um auf so einfältige Weise durch eigenen Leichtsinn meuchlings erschossen zu werden!

Der Schlaf ist uns verdorben. Auch lachen können wir nicht mehr recht. Die beiden anderen Gewehre werden abgedrückt, um uns vor fernerem Zufallsunheil zu bewahren: sie waren ungeladen. Nur die Büchse meines Freundes Feldwebel hatte ihren Schuß im Lauf gehabt. Hätte der mich verwundet oder gar getötet, wer hätte je erfahren, woher er gekommen? ob er nicht doch von einem Räuber am Wege auf uns abgefeuert worden? Ohne den Rückschlag des Laufes gegen meinen Kopf beim Losbrennen des Schusses wäre ich noch heute nicht in völliger Gewißheit darüber, wie es damit zugegangen.

So bin ich den „Räubern" des Peloponnes, wenn auch nicht ohne ernste Lebensgefahr, bis auf weiteres glücklich entkommen. Denn nach 1 Uhr in der Nacht, eine halbe Stunde nach diesem unheimlichen Abenteuer, rasseln wir über das Pflaster des schmutzigsten, zerlumptesten Nestes von ganz Griechenland: der Hafenstadt des lakonischen Landes, Gythion. Die Sagengeschichte kennt es als den Ort, durch welchen Paris der Trojaner mit der blondlockigen Helena auf der Flucht von Sparta gekommen.

Vierzehntes Kapitel.

Nach Nauplia.

Ja, durchgekommen sind Paris und Helena allerdings durch Gythion; aber die Sage berichtet auch, sie haben sich gehütet dort zu verweilen, sondern sind ohne Säumen übergesetzt nach dem dicht vor der Stadt liegenden Inselchen Kranaë — jetzt Marathonisi — und haben sich erst dort ihrer Liebe in Ruhe erfreut.

Die Eile, aus Gythion fortzukommen, kann ich ihnen nachfühlen, auch ohne die Angst vor einem etwa nachsetzenden erzürnten Menelaos. Wie lieblich das Inselchen mit seinen Oelbäumen und Cypressen im blauen Meer liegt, sanft umspült von kleinen Wellen, mit dem Blick über den ganzen lakonischen Golf im Süden, nach der Afrodite-Insel Kythera, wo die Schaumgeborne den Fluten entstieg.

Mitten in der Nacht in Gythion angekommen, wären wir dennoch am liebsten im Freien geblieben, wenn wir nicht vor Schlaftrunkenheit halbblind das Bedürfnis nach einem Lager empfunden hätten. Die Luft war am Strande des rauschenden Meeres so weich und duftbeladen, wie in einem Warmhaus. Und die ganze Bevölkerung auf den Beinen, jetzt um bald 2 Uhr Nachts! Das macht, dies ist die Nacht der „Epitafien“, der Grab-

legung Christi, und Prozessionen mit Musik und Kerzenträgern vorauf durchziehen unter dem Ruf „Kirie eleïson!“ die Stadt, steigen zu den Kapellen an den Höhen hinauf, so daß es von unten aussieht, als schwirrten dort oben Scharen von Leuchtkäfern. Gesinge und Geblase erfüllt die Lüfte, — was soll da aus dem Schlaf werden?!

Mein Freund Kamarinós, der in diesem Nest natürlich bekannt ist, führt mich in das einzige hôtelartige Haus, welches sich „Gasthaus zum Peloponnes“ nennt, auch saubere Betten hat, nur keine Zimmer für einen Reisenden, sondern drei Schlafsäle. Alle Betten sind belegt von schnarchenden Schwarzbärten; aber die wackere Wirtin und ihre verschlafene Tochter schleppen noch Matratzen und Teppiche herbei und bereiten für Kamarinós und mich zwei ganz schlafwürdige Betten auf den Dielen. Hart, aber — ungezieferfrei, und trotz Lärm und flackernden Lichtern von der Hafenstraße durch unsere offenen Fenster herein haben wir bis zum Sonnenaufgang geschlafen.

Am nächsten Morgen besah ich mir dieses Nest und seine Bewohner. Doppelt begriff ich jetzt, warum Paris und Helena solche Eile hatten, Gythion zu verlassen. Bei meinem festen Glauben, daß Junggriechenland im wesentlichen alle Charakterzüge des alten treu bewahrt oder durch irgend welche chemische Einwirkung des Bodens neu hervorgebracht hat, ist es mir nicht zweifelhaft, daß Gythion schon im Altertum berüchtigt gewesen durch seine Schmutzerei. Es ist nicht eigentlich dick aufgetragener Schmutz; die Straßen sind sogar leidlich gepflastert, und es liegen weder tote Hunde noch Katzen umher. Aber es brütet über der Stadt und ihren Menschen ein Geist der „Schmuddelei“, die vielleicht widerwärtiger wirkt als aufrichtiger Schmutz. Kein blank geputzter Stiefel, kein reiner Hemdkragen, keine wohlanständige Manschette in dem ganzen Städtchen, dem Hafenemporium der Provinz Lakonien! Gythion ist der erste ansehnlichere Ort

Griechenlands, in welchem ich den liebgewonnenen Lockruf: „Lustro, Kirie?“ (Stiefelputzer, mein Herr?) nicht höre; der erste, in dessen Gasthaus keine Kleiderbürste auf dem Tisch, keine reinliche Serviette für den Speisenden bereit liegt. Kamarinós, ich und allenfalls noch ein junger, eben von Athen hier angesiedelter Arzt, wir sind die einzigen Menschen in Gythion, bei denen wenigstens der gute Wille, sauber zu sein, sich zeigt. Hohes wie niederes Beamtentum — alles ein wahres Bacchanale unsauberer Vernachlässigung.

Nur die paar Soldaten, die man trifft, sind ein wenig sauberer; man merkt den guten Einfluß der militärischen Zucht auf die Leute. Das erkennen auch die Griechen an: etwas haben die beiden großen Mobilmachungen der letzten 6 Jahre dem Lande doch genützt, ganz abgesehen davon daß ihm die erste, von 1880, die Provinz Thessalien verschafft hat. Für kein Land in Europa ist die Armee auch im Frieden eine notwendigere Anstalt, als für Griechenland. Erst in der Kaserne lernen die Bauernjungen, die Geisbuben und Schafhirten den Gebrauch von Wasser und Seife, lernen sie Kopf und Bart rein halten, und ähnliche schöne Dinge, die im Grunde wichtiger und selbst erziehlicher sind als Lesen und Schreiben. Die 70000 über den Friedensbestand eingezogenen Soldaten sind jetzt in ihre Häuser und Hütten zurückgekehrt und werden zu Schulmeistern körperlicher Zucht und Bildung für das ganze Land werden. Sie haben sich während der 6 Monate unter den Fahnen an ein sauberes Bett, an saubere Wäsche und Kleider gewöhnt, und dessen entwöhnt man sich nicht mehr so leicht.

Das Nest breitet sich so ausstudirt malerisch um die Meeresbucht; der Blick auf die beiden Küsten der weit hinaus ins Meer sich erstreckenden Halbinseln (Itylos und Epidauros Limera) ist so mannigfaltig; und die ferne Insel Kythera, die letzte der

Jonischen Eilande, schließt das Bild so duftig ab, daß man ganz des unbehaglichen Standpunkts vergißt, von dem aus man Rundschau hält. Aber nur so lange man am Hafendamm sitzt und aufs Meer hinausblickt. Sowie man sich zur Stadt zurückwendet, kehrt auch der jückende Ärger über diese nachlässige Verkommenheit wieder.

Gingen die Menschen wenigstens in der Volkstracht! Da wären sie entweder nicht ganz so schmuddelig, oder man sähe leichter drüber weg. Aber nein, gerade in Gythion trägt mit wenigen Ausnahmen die männliche Bevölkerung nur europäische Kleidung, die freilich aussieht, als sei sie auf den ärgsten Trödelmärkten der Welt als unverkäuflicher Ausschuß verschenkt worden. Ob Beinschienen oder Hosen, — vor dem lokalfarbenen Schmutz ist alles gleich. Selbst das Wohlgefallen an den schönen Leibern und Gesichtern vieler Männer wird einem verleidet durch die Ruppigkeit ihres äußeren Menschen. Da ist z. B. der Herr Eparchos, das „größte Tier" der ganzen Stadt, auf preußisch: der Regirungspräsident, — ein hochgewachsener, breitschultriger, stolzer Fünfziger; die muskelstarken Beine in grauweißen Gamaschen; den rotgefütterten weißen Vließmantel über dem breiten Rücken; den Kopf hoch, den Blick frei und ruhig, wie ein König oder ein Feldherr. Doch das hilft dir alles nichts, Kirie Eparche, denn deine geschnäbelten Zaruchia sind ohne Wetternot entsetzlich schmutzig, deine einst weiß gewesenen Gamaschen sind noch mit gestrigem Straßenkot bespritzt. Der Saum des Mantels, den du so melodramatisch um Schultern und Lenden schlingst, ist ausgefranst und ausgefasert, und dein Hemdkragen — bedenke es: der Hemdkragen der höchsten Staatsobrigkeit am Meerbusen des lakonischen Landes! — sollte längst dort unten auf den Waschsteinen am Strande liegen, wo die braven Gythionerinnen ihren Reinlichkeitsbestrebungen weithin klatschenden Nachdruck geben.

Und wie es mit dir, dem Vertreter der Staatshoheit Griechen=

lands am Golf von Lakonien, aussieht, so oder noch ein gut Teil ärger mit deinen Helfern und Helfershelfern bei den schwierigen Geschäften hellenischer Staatsverwaltung. Ungern sage ich es euch nach, ihr Zöllner von der Steuerverwaltung in Gythion, in deren Gesellschaft ich manches Glas lakonischen Feuerweins getrunken; — ungern, aber Wahrheit will heraus: ihr, gerade ihr Zöllner, waret die Liebenswürdigkeit selber für den ein weniges gelangweilten nordischen Gast und habt alles aufgeboten, ihm diesen trostlosesten Tag seiner Wanderschaft durch ausgesuchte Höflichkeit erträglich zu machen. Aber was wäret ihr nun gar gewesen, wenn ihr reinere Wäsche und reinere Kleider am Leibe getragen hättet!

Auch die Altertümer Gythions haben mir diese Zöllner gezeigt. Sie haben so wenig zu tun, denn nur dreimal die Woche landet hier ein Dampfer; da ist ein Fremder für sie ein Ereignis wie anderwärts ein neues Theaterstück. Und nun ein Fremder, der Geschmack an ihrem Resinatwein findet und Gythion eine der herrlichst gelegenen Städte Griechenlands nennt! — Ein Stückchen antiken Theaters über der Stadt am Bergabhang ist erhalten; ein paar schmucklose Steinsärge hat man unweit des Strandes in einem Feigengarten aufgegraben; auch eine lateinische Inschrift auf einer in die Felswand eingelassenen Platte wird gezeigt. Gythion scheint im Altertum nicht viel mehr gewesen zu sein als ein Hafenstädtchen mit Weinbergen und Feigengärten an der Bergwand dahinter. — Dafür, daß ich die in seinem Garten aufgestellten alten Särge aufgesucht, belohnte mich der Besitzer mit einem Strauß der herrlichsten, frischabgeschnittenen Rosen, bot auch unserer ganzen altertumforschenden Gesellschaft Wein und frische Osterprätzel dar.

Der Hemdkragen kann schmutzig sein, und das Herz dennoch gut. Das haben die Gythioner schon bei wichtigeren Anlässen als dem Besuch eines sie nichts angehenden Fremdlings bewiesen.

Sie sind ein durch und durch königstreues Völkchen, eine große Seltenheit in dem überwiegend demokratisch, schweizerisch gesinnten Griechenland, — und politische Treue, gleichviel gegen wen geübt, ist eine Tugend, wie alle Treue. Als der übelberatene König Otto ersucht wurde, Griechenland zu verlassen und namentlich die überaus verhaßte Königin Amalie mitzunehmen, da traten die Gythioner zusammen, um ihm ein Asyl anzubieten und ihm, wenn möglich, Griechenland von Lakonien aus zurückzuerobern. Diese naiven Lakedämonier standen am Hafen, spähten aufs Meer hinaus und hofften ernstlich, der fliehende König werde sich in diesen weltverlassenen Winkel zurückziehen und sich ihnen anvertrauen. Sie wären alle wie ein Mann für ihn gestorben, und doch hatten sie den König nie von Angesicht zu Angesicht gesehen! — Das hat mir ein Gewährsmann erzählt, der es wissen muß; seinen Namen darf ich, auf seinen Wunsch, nicht nennen.

Wie zur Bestätigung dieser monarchischen Gesinnung fand ich denn auch in dem vornehmsten Speisehaus von Gythion, einer Perle künstlerischen Schmutzes, an den Wänden die Bilder der größten europäischen Herrscher in entsetzlichen Chromos, fast nur an den Farben ihrer Ordensbänder und allenfalls an der Form ihrer Bärte erkennbar. Der deutsche Kaiser z. B. sah aus wie Moses; man hatte offenbar durch die Länge des weißen Bartes das ehrwürdige Alter des Kaisers andeuten wollen. König Humbert von Italien ähnelte in beleidigender Weise einem französischen Friseur, und nur die Königin von England sah dem Urbilde an erhabener Häßlichkeit ähnlich.

Am Nachmittag änderte sich das Aussehen Gythions. Die Straßen schwimmen in Blut: die Lammschlächterei für den österlichen Arnaki-Braten hat begonnen. Vor jedem Hause eine häßliche Blutlache; frische Hammel- und Ziegenhäute hängen über

Stangen zu den Fenstern heraus. Bratenduft mischt sich mit Blutgeruch. Die Gesichter der fleischhungrigen Menschheit nehmen einen verklärten Ausdruck an: die Stunde unbeschränkten Fleischgenusses wird um Mitternacht schlagen, und in die Freude über das „Christós anésti!“ (Christ ist erstanden) wird die mehr weltliche münden: „Es giebt wieder Lammbraten!“

Nun fangen auch die Glocken der Kirchen zu bimmeln an, und trotz dem strengen Verbot der hohen Obrigkeit beginnt das Pistolenschießen und Racketenabbrennen. Ich mache mit dem Herrn Eparchos und anderen Regirungsgewaltigen einen Spazirgang durch die Stadt, und wir alle bewundern den bösen Judas Ischariot, der als angekleidete Puppe, mit struppigem Bart aus Ziegenhaaren, in echtgythionischen Lumpen am Strick quer über der Straße baumelt. Die Puppe ist mit Werg gefüllt, hat mehrere Schwärmer im Leibe und ist reichlich mit Petroleum getränkt. Der Herr Eparchos und der Herr Dimarchos haben eine gemeinsame Verordnung erlassen, wonach alle gefährliche Feuerwerkerei zu unterbleiben habe. Sie haben aber beide ihre helle und wohlberechtigte Freude an dem Judas, und es fällt ihnen nicht ein, dagegen einzuschreiten. Sie sollten es auch nur wagen! Wer dem Volke seinen Osterspaß verderben wollte, würde eine Revolution hervorrufen. Der Strick, an welchem Judas Ischariot über der Straße hängt, verbindet die Hauptkirche mit dem Regirungsgebäude, also Kirche und Staat.

Man hat mich durch alle Kaffehäuser der Stadt geschleppt; ich habe mehr Tassen Kaffe getrunken, als meinen schlafbedürftigen Nerven gut ist, und so viel von dem süßen Lukuml gegessen, daß mein Magen sich nach dem bitterstgeharzten Wein sehnt. Freund Kamarinós ist glücklich: der ist auf offenem Markt vor einem Kaffehaus eingeschlafen, und ich bewache ihn, daß er nicht vom Stuhl falle. Endlich ein Dampfwölkchen am südlichen Horizont, das sich von Kythera auf Gythion losbewegt; nach einer halben

Stunde wirft der „Peneios“ von der hellenischen Dampfergesellschaft auf der entfernten Rhede Anker. Sogleich flüchte ich mich auf sein, im Vergleich mit gythionischen Zuständen, holländisch sauberes Deck.

Stundenlang bleibt es vor Anker, um Waaren aus- und einzuladen. An Bord werden besonders Ballen mit Seidengarn, Felle, getrocknete Salzfische, gefüllte Weinfässer gebracht. Von der Kommandobrücke aus sehe ich diesem Schauspiel zu und genieße zugleich Gythions Schönheit aus verklärender Entfernung. Das allen Italienreisenden wohlbekannte Wunder vollzieht sich auch hier: unter diesem Himmel, umleuchtet von diesen Farben des Meeres und des Festlands wird selbst der zerlumpteste Ort zu einem Bilde von vollendeter Schönheit, wenn man — einige tausend Fuß Abstand dazwischen gelegt hat. Von hier aus sieht man nichts mehr von Verwahrlosung und Schmutz. Die elenden Lehmbuden mit ihren Vogelnestbalkonen gleichen kleinen Märchenpalästen, und von dem plundrigen Xenodochion, worin ich die Nacht verlebt, glüht nur noch das Rosenblütenmeer auf seiner verfaulten Veranda herüber.

Wie das gute griechische Schiff bei dem heftigen Südwind in der Nacht um das gefürchtete Kap Malea herumgekommen, weiß ich nicht: trotz Stampfen und Schaukeln und Ächzen aller Planken habe ich fest geschlafen und so die halbverlorene Nacht in Gythion nachgeholt. Der stramme Feldwebel und die wenigen anderen Reisegefährten, bis auf einen Major aus Athen, sämtlich Lakonier oder Argiver, haben eine bange Nacht hinter sich und begreifen nicht, wie denn gerade ich dem allgemeinen Unheil dieser Seefahrt glücklich entronnen bin.

Der stürmischen Nacht ist ein wolkenloser Sonnenmorgen gefolgt, so leuchtend, daß man auf eine Entfernung von guten 2—3 deutschen Meilen jedes Dorf, ja jedes Haus am Oststrande

Lakoniens erkennen kann. Nur zweimal legt der „Peneios“ auf dieser Fahrt an: vor Monemwasia, woher früher der Monemwasier (Malvasier) kam, wo aber heute kaum mehr eine Rebe wächst, — und vor Leonidion, der Hauptstadt der Eparchie Kynuria, dem Hafenplatz des Tsakonenlandes. Wie groß auch die Lust, hier zu landen und einmal an der Quelle das Neu-Dorische zu studiren, — diesmal geht es nicht, ganz abgesehen von der jämmerlich knappen Zeit: nach dem Tsakonenlande reist man nicht ohne besondere sprachliche Vorbereitung, wenn man darüber mitreden will, und die fehlte mir. Das Wenige aber, was Freund Kamarinós mir von der Sprache mitteilt, — er, wie die meisten Nauplienser, versteht etwas davon —, bestätigt mir nur, was ich auch sonst schon gelesen: daß in diese Berge sich das Altspartanische gerettet und dort so abgesondert erhalten, wie es im Laufe von mehr als 2000 Jahren überhaupt möglich ist. Die beiden wichtigsten Schriften über diesen äußerst merkwürdigen Dialekt des Neugriechischen rühren von zwei deutschen Forschern her, von Thiersch und Deffner. Wie sehr gerade die hervorstechendsten Eigenheiten des dorischen Dialektes sich in der Mundart der Tsakonen lebendig erhalten, das zeige als kleine Sprachprobe das „Vater Unser“ in der wirklichen Volks-, nicht in der Kirchensprache:

Ἀφένγα νάμου,	Herr Unser,
π᾽ ἔσι ᾽ς τὸν οὐρανέ.	der du bist in dem Himmel.
Νὰ ἔννι ἁγιαστέ τὸ ὄνομάν τι.	Daß sei geheiligt der Name dein.
Νὰ μόλῃ ἅ βασιλίαν τι.	Daß komme das Königreich dein.
Νὰ ναθῇ τὸ θελημιάν τι,	Daß geschehe der Wille dein,
σὰν ᾽ς τὸν οὐρανέ	wie in dem Himmel,
ἔξρου ζὲ ᾽ς τὰν ἰγr̃.	also auch auf der Erde.
Τὸν ἄνθε τὸν ἐπιούσιον	Das Brot, das tägliche,
δ̓ὶ νάμου νὶ σάμερε.	für uns gieb heute.
Ζὲ ἄφε νάμου	Und vergieb uns

τὰ χρίε νάμου,	die Schulden unser,
καθοῦ ζὲ ἐνὺ ἐμμαφῖντε	wie auch wir vergeben
τοῦ χρεουφελῖτε νάμου.	den Schuldnern unser.
Ζὲ μὴ νὰ φερίζερε ἐμούνανε 'ς κειρασμό.	Und nicht führe uns in Versuchung.
Ἀλλὰ ἐλευθέρου νάμου ἀπὸ τὸ κακό.	Sondern befreie uns von dem Uebel.

Unsere klassischen Philologen, die Jahraus Jahrein Abhandlung auf Abhandlung, Kommentar auf Kommentar über die seit vier Jahrhunderten abgehandelten und kommentirten griechischen Schriftsteller häufen, so hoch und massig, daß vom Geist der Schriftsteller kaum noch etwas zur lebendigen Wirkung kommt, und die mit solcher Beflissenheit jeder Stelle und jedem Stellchen nachspüren, woraus sich etwas über die alten Dialekte des Griechischen lernen läßt, — die wissen, daß im Tsakonenlande ein Volk lebt, welches Neudorisch spricht, welches améra statt iméra (Tag), sámera statt simeron (heute) sagt, den Artikel in gewissen Fällen mit tar und tur statt des attischen tas und tus bildet. Fände sich dergleichen in einem toten Schmöker, — flugs wäre eine Doktordissertation oder ein ganzes Buch fürs Privatdozententum darüber geschrieben. Die armen Tsakonen haben den Nachteil, daß sie noch leben; die Philologie, speziell die deutsche, hält nur das Tote für vornehm und „wissenschaftlich“.

Im Osten werden die Inseln Spetsä und Hydra sichtbar. — Ach, Hydra! Wer mir das vor wohl 25 Jahren gesagt hätte, als ich Wilhelm Müllers „Kleinen Hydrioten“ auswendig lernen mußte, daß ich dereinst über dasselbe Meer fahren würde, in welches der von mir so sehr bewunderte „kleine Hydriot“ hinabtauchen lernte!

Jetzt die Berge von Argolis, baumlos, aber mit wunderschönen Formen. Kamarinós kennt sie alle mit Namen,

denn dies ist sein heimatliches Meer. Gerade vor uns im Norden tut sich eine Ebene auf, vorn überragt von dem Palamidi-Felsen über Nauplia, hinten begrenzt von Hügeln, hinter denen sich Berge auftürmen. Ich nähere mich dem schicksalsreichsten Boden des alten Griechenlands. Dort der niedrige Hügel dicht bei Nauplia ist die Kyklopenmauer von Tiryns. Der höhere Berg links davon, etwas weiter landeinwärts, ist die uralte Lárissa von Argos, einer der Herrschersitze des Agamemnon; und fern am Horizont, immer weiter landeinwärts gegen Norden, ragen die Berge, auf deren Fuß die Mauern, das Tor und das Schatzhaus des furchtbaren Atridengeschlechts fast unversehrt stehen. Das Herz wird einem beklommen durch die Fülle des Ungeheuren auf jenem kleinen Raum, den ein einziger Blick umspannt. Welche Greueltaten sind in jener Ebene geschehen! Taten — so entsetzlich, daß nach mehr als einem Jahrtausend die griechischen Tragiker keine erschütternderen Stoffe ihren Zuhörern vorführen konnten. Brudermord und Vatermord, Gattenmord und Kindermord, und immer wieder ein beilbewehrter Arm, der rächend wütet gegen die Verüber alter Greuel und neue Greuel darüber häuft.

Die Sonne scheint so festfroh auf Ebene und Berge. Osterfreude auf dem Schiff: die Mannschaft brät zwei Lämmer für sich am hölzernen Spieß. Vom Lande her Gesang, Pistolengeknatter, Glockengeläut. Mir aber liegt der Schatten, der von jenen Bergen im Norden fällt, auf der Seele, und dazu gesellt sich jetzt ein neuer, näherer, ebenso grausiger.

Langsam dampft der „Peneios“ um den Festungsfelsen von Itsch-Kaleh. Nauplia, mit dem schroffen Trutz-Nauplia, dem Palamidi, wird sichtbar. Zuerst aber müssen wir bei jenem links liegenden Inselchen vorüber, dessen steile Höhe von gezacktem Mauerwerk umsäumt ist. „Wie heißt die Insel, Kamarinó?“ — „Das ist Burzi,“ lautet die Antwort, und ein merkwürdiges Lächeln zuckt um seine Lippen.

Ein kasernenartiges kleines Gebäude wird dort oben bemerklich; ein paar Soldaten gehen auf den Wällen spaziren und gucken auf das einlaufende Dampfschiff herunter. Abseits von den Soldaten, in einer Mauernische, von ihnen bei jedem Vorübergang gemieden, stehen zwei schwarzgekleidete Menschen, barhäuptig, Männer in den Vierzigern, über den Mauerrand gelehnt und mit stierer Neugierde auf Schiffe und Passagiere blickend. Der schwarze Bart, der ihre finsteren, rohen Gesichter umrahmt, das schwarze Haar, das über ihre häßlichen Stirnen fällt, ist so struppig, daß man unwillkürlich an eben eingefangene Verbrecher denkt.

Vor uns liegt Nauplia mit seinen zwei großartigen Bergvesten; ich aber habe nur Augen für das Inselfort Burzi und jene beiden unheimlichen Menschen. Auch einige andere Passagiere, sämtlich Griechen, blicken unverwandt nach oben. Sie wissen jedenfalls, was es mit jenen für ein Bewenden hat, denn sie deuten mit einer Bewegung des Kopfes hinauf und sagen dem Nachbarn halblaut ein Wort, welches ich nicht verstehe und nach dessen Bedeutung ich meinen Dolmetsch Kamarinós frage. „Dimii" heißen die beiden Männer, die auf uns so neugierig, wie wir auf sie schauen, und Kamarinós sagt mir gelassen: „Die da sind die beiden Henker Griechenlands."

„Warum aber hält man sie dort oben gefangen und bewacht sie?"

„Weil sie sonst vom Volk massakrirt werden würden, wie ihre Vorgänger."

Der „Dimios" ist in Griechenland nicht der gutbezahlte, fast elegante Vollstrecker der Strafgerechtigkeit, gleich dem „Monsieur de Paris", oder dem Herrn Scharfrichter von Berlin. Er ist dem Volke ein Entsetzen und Ekel und gilt geradezu für vogelfrei. Keine griechische Zeitung läßt sich's beikommen, über den Henker allerlei feuilletonistische Spaßmachereien zu schreiben, wie sie über Herrn Krauts in deutschen Blättern hin und wieder zu

lesen sind. Man glaube aber nicht, daß jener Abscheu gegen den Henker aus einer leichtfertigen Auffassung todeswürdiger Verbrechen, oder aus falschem Mitleid mit den Verbrechern entspringt. Der Mord, mit Absicht und Überlegung, ist in Griechenland ein seltenes Verbrechen, seltener auch relativ, als in vielen anderen Ländern Europas, und selbst der Totschlag im Affekt seltener als z. B. in Italien. Der Abscheu gegen den Henker muß also aus anderen Quellen fließen als aus einer gesetzfeindlichen Gesinnung. Die Todesstrafe war den ältesten Griechen überhaupt unbekannt. Bei Homer kommt als Strafe für Mord oder Totschlag nur Buße oder Verbannung vor, und Euripides (in seinem „Orestes") berichtet ausdrücklich: „Unsere Ahnherren hatten es weise gefügt, daß, wer Blut vergossen, sich vor keines Menschen Antlitz zeigen durfte; sie sühnten es durch Verbannung, doch töteten sie den Mörder nicht."

Woher nun auch der im Instinkt der Volksseele begründete Abscheu stammen mag, Tatsache bleibt, daß der Henker Griechenlands selber ein vom Volke zum Tode verurteilter Mensch ist, mit dem es kurzen Prozeß macht, wenn es seiner habhaft wird. Das aus Bayern nach Griechenland verpflanzte, nur etwas verschärfte griechische Strafrecht kennt die Todesstrafe auf Mord, Raubmord und räuberische Erpressung von Lösegeld. Indessen während mehr als eines Jahrzehnts, bis 1847, hatte kein Todesurteil vollstreckt werden können, weil der Henker jedesmal vor Ausübung seines furchtbaren Handwerks selbst in Stücke gerissen wurde.

Endlich kam man auf den Ausweg, die Dimii auf der schwer zugänglichen Inselveste Burzi im Hafen von Nauplia unterzubringen und sie durch Soldaten gegen Angriffe vom Lande bewachen zu lassen. Erst seitdem sind einige Todesurteile vollzogen worden. Die Henker leben auf Burzi wie Gefangene und dürfen aus ihrem Gefängnis niemals ans Land.

Ein freiwilliger Henker, wie sonst überall, hat sich unter freien Griechen niemals gefunden. So wäre denn die schwierige Streitfrage der Abschaffung der Todesstrafe auf die einfachste Weise von der Welt für Griechenland gelöst worden, nämlich durch den Mangel an Henkern, — hätte nicht die griechische Justizverwaltung ihre Zuflucht zu verurteilten Mördern genommen, ihnen das Jammerleben geschenkt und mit ihnen einen blutigen Vertrag geschlossen, wonach diese geborenen Henker sich auf je acht Jahre zur Ausübung ihres grausigen Amtes verpflichteten.

Leicht wird es dem Dimios von Nauplia mit seinem Gehilfen wahrlich nicht gemacht, denn etwas Furchtbareres als dieses offene Grab im Meer läßt sich kaum denken. Unten fährt das freie Leben täglich auf schnellen Schiffen an ihnen vorüber; oben herrschen der Tod und die stumme Einsamkeit, denn von den Soldaten spricht keiner mit ihnen je ein Wort: er würde sich dadurch befleckt halten wie durch die leibliche Berührung mit einem ekelhaften Getier.

Die scheußlichen Kerle droben haben mir die erste Stunde in Nauplia verleidet. Warum habe ich auch nach ihnen gefragt! Wo immer ich auf den reinlichen, fliesenbelegten Gassen der ganz italienisch, venetianisch aussehenden Stadt wandle, droht die Henkerinsel vom Meer herüber, und es fällt von ihr wie ein blutiger Schatten auf die sonnige, freundliche Stadt.

Erst die lustige Gesellschaft, in welche mich mein braver Kamerad Kamarinós einführt, verscheucht die finsteren Schatten. Kaum habe ich mir's in dem ganz ordentlichen Xenodochion („des Etrangers") behaglich gemacht und österlich frische Wäsche angelegt, so werde ich abgeholt. Von jetzt ab gehöre ich nicht mir, sondern der Nauplienser Advokatenzunft, denn in diese bin ich geraten. In welche andere Gesellschaft soll man auch in Griechen-

land kommen? Jedenfalls sind auf einen Gymnasiallehrer mindestens 10, auf einen Arzt mindestens 5 Advokaten zu rechnen.

Mehr als 70 Advokaten giebt's in Nauplia! dabei eine Bevölkerung von nur 5000 Seelen. Freilich ist in Rücksicht zu ziehen, daß Nauplia Sitz des Berufungsgerichts ist für mehrere Provinzen, außerdem eines Handelsgerichts und einer Strafkammer.

Da ich einmal bei der Berufsstatistik Griechenlands bin, so mögen folgende lehrreiche Zahlen für das Gesamtkönigreich hier stehen. Sie gelten alle für das Jahr 1883, über welches mir die letzten amtlichen Angaben vorliegen. Unter den rund 950000 „männlichen“ Seelen gab es erwachsene Bauern: 208000; Schäfer 46000; Kaufleute 34000; Arbeiter 38000 (Arbeiterinnen nur 4700!); Advokaten 1690; Staatsbeamte 7600; Geistliche 8000.

Die Gesellschaft liebenswürdiger jüngerer Männer, deren verhätschelter Gast ich war, bestand aus einem guten halben Dutzend Advokaten, einem auf der Berliner Universität zum Nationalökonomen ausgebildeten Juristen, der seinen Beruf zum Glück verfehlt hatte, dafür aber ein allerliebstes Berliner Deutsch sprach, und einem völlig zum Griechen umgewandelten — Musiklehrer, einem geborenen Sizilier aus Catania. Seine Visitenkarte trug die denkwürdige Aufschrift:

Corrado Sedlmayer.

Aber echtsizilisches Vollblut, wie er mir versicherte, sizilisch bis ins dritte Geschlecht rückwärts, und er selber versteht keine Silbe deutsch.

Ja, in Nauplia giebt es neben so vielen herrlichen Dingen leider auch schon Klaviere. Signor Corrado, der gute Konrad Sedlmayer, hat mir aber den Schmerz nicht angetan, auf mich einzuspielen. Es bedurfte an dem unvergeßlichen Abend in seiner

Junggesellenbehausung meiner ausdrücklichen Bitte, um den wirklich sehr bescheidenen und sehr begabten Maëstro zum Aufspielen einiger Volksmelodien zu bewegen. Dann setzte sich der blonde Nationalökonom, Doktor der Berliner Universität, an den Jammerkasten und begann in Nauplia, eine Stunde von Tiryns, zwei von Argos! — das Lied zu spielen und zu singen: „Was kommt dort von der Höh?“ — O Dimitrie, mein Freund, das hättest du unterlassen sollen! Und du warst boshaft genug, unserer lustigen Gesellschaft ernsthaft zu versichern, dies sei die preußische Volkshymne! Dein Bruder vollends, dein Schüler im Deutschen, Takis geheißen und seit 6 Monaten „Vizewachtmeister in das Gendarmerie“, wie er seiner Visitenkarte hinzufügte, — welch ein ungestüm lustiges junges Blut in seiner kleidsamen Uniform und mit seinem lächerlichen Deutsch! Und wie gern er in den Krieg gezogen wäre und sich für Makedonien und Epiros hätte totschießen lassen oder — zum Offizir befördern!

Dann wurde ich in die Familie eines der jüngsten Advokaten zum Ostermahl feierlich geladen und gerade mir zuliebe wurde nicht im mindesten von der österlichen Urvätersitte abgewichen. Ein Bruder der verwittweten Hausherrin, ein ehrwürdiger gebildeter Priester, saß auf dem Ehrenplatz; der fremde Gast zu seiner Rechten. Es gab natürlich Lammbraten, und wer in seinem Leben an schäfischem Fleisch nur Hammelbraten gegessen, dem bestreite ich das Recht, über einen Lammrücken mitzureden, zumal wenn sein Besitzer, ich meine den des Lammrückens, sich auf griechischen Thymian- und Blumenwiesen fettgefressen. Außerdem gab's Pillaf mit Jaurti, Salat, Früchte, rotgefärbte Eier und was weiß ich, — aber nur als Noten zu dem Text: Lammbraten. Es ist unglaublich, was für Massen hiervon in diesen Tagen im ganzen Griechenland vertilgt werden. Ärzte haben mir versichert, daß sich bei vielen der durch das Fasten ausgemergelten Gläubigen ein wahres Fleischfreßfieber nachher einstellt.

Nach der Mahlzeit, bei der es unendlich lustig und gesangreich herging, zogen wir Arm in Arm vor die Kaserne, ehemals ein venetianischer Palast, mit schönerhaltenen Steinzieraten, namentlich Wappenschildern. Der Nationalökonom sang über den weiten Platz mit dröhnender Stimme: „Grad' aus dem Wirtshaus komm' ich heraus", und die Soldaten vor der Kaserne hörten andächtig dem Choral zu. Sie waren natürlich mit dem Braten eines Osterlammes beschäftigt, wer weiß des wievielten seit der Mitternacht vom Sonnabend zum Sonntag. Ein Osterlamm à la Pallikari, d. h. am hölzernen Bratspieß, während die geflochtenen gereinigten Gedärme („Tándera")*), ein besonderer Leckerbissen in griechischen Landen, an einem besonderen Feuer gleichfalls an einem hölzernen Bratspieß gargemacht wurden.

Heute gilt kein Rang nach Namen; die Disziplin ist bis auf die unentbehrlichen Reste zum Teufel. Ostern macht alle Griechen gleich, wenn sie sich nicht ohnehin alle gleich fühlten. Dabei jedoch keine rohe Unziemlichkeit, weder gegen den Fremden, noch gegen die anderen Zivilisten, noch gar gegen die zu uns gesellten Offizire, worunter auch ein halbgrauer, wetterharter Major. Stühle und Bänke werden aus der Wachtstube der Kaserne auf den Platz unter dem breitästigen Kastanienbaum gebracht, und wir schauen in aller Behaglichkeit dem Garwerden des Pallikaren-Osterlammbratens zu. Wein wird in großen Krügen vom nächsten Verzapfer geholt; Weißbrot und Osterprätzel läßt der Major sich von seiner Gattin ausbitten; der Messer, Gabeln und Teller bedarf es natürlich zum Verspeisen eines Pallikaren-Bratens nicht.

Der Marktplatz wimmelt von festtäglich geputzten Männern; der Spazirgang der Mädchen hat leider schon am Nachmittag stattgefunden. Man singt und lacht und schießt mit alten Pistolen

---

*) Aus τὰ ἔντερα.

in die Lüfte. In einer Seitengasse lodert ein Judas Ischariot in wilden Flammen auf, und bei jedem Schwärmer, der aus seinen brennenden Lappen fliegt und zischt, jubelndes Geschrei der umstehenden Menge. Dabei kein Mensch betrunken, keine Zänkerei, kein unflätiger Lärm. Tolle Freude, und dennoch ein selbstbestimmtes Maß.

Ein einziger Mißton klang an diesem herrlichen, mondüberglänzten Osterabend in die allgemeine Festesfreude. Wie wir, den Herrn Major als Vorsitzenden, im Kaffehause am Platz uns zu lustiger Unterhaltung niedergelassen haben, erschallt ein Geschrei auf der Straße. Ein Zeitungsjunge, heute in Schuhen und mit einem heilen Rock, stürmt herein: „Ipochórisis tu Delijanni!“ (Unterwerfung des Delijannis). — Der Major ruft dem Jungen zu: Hierher den Wisch! und liest feuerrot vor Zorn den versammelten Kaffehausgästen vor: „Das Ministerium hat auf Frankreichs Vermittelung beschlossen, sich dem Willen der Mächte zu unterwerfen.“ — Es wird ganz still in dem niedrigen Saal; auch auf dem Marktplatz ist es merklich ruhiger geworden. Die Osterfreude ist ihnen allen vergällt durch diese Unglücksdepesche.

Nein, meine verehrten deutschen Landsleute, die ihr jetzt jeden Morgen in eurer Zeitung zum Kaffe einen Artikel der so genau über „die wahre Stimmung des griechischen Volkes“ unterrichteten Herren Journalisten lest, — nein, es ist nicht wahr, daß dieses Volk den Krieg nicht wünscht. Im allgemeinen darf man wohl sagen: alle Völker Europas wünschen Frieden; einige Regierungen Krieg. In Griechenland giebt es zur Stunde*) eine Regierung, welche das Land in den Krieg hetzt, aber um jeden Preis den Frieden will; dagegen ein Volk, welches bereit ist, sich in den Krieg zu stürzen, sofort, gegen den übermächtigen Feind, mit

*) Natürlich vor der Berufung des Ministeriums Trikupis.

Gut und Blut. „Volk“ in Volkes wörtlichster Bedeutung: nämlich alle waffenfähigen Männer in Griechenland, mit Ausnahme einiger Bankiers auf den Jonischen Inseln. Wer das in diesen Tagen angesichts des griechischen Volkes noch zu leugnen wagte, der würde auch haben leugnen können, daß nach der Kriegserklärung Frankreichs vom 19. Juli 1870 dem deutschen Volke die Begeisterung gefehlt hätte.

Der blonde Nationalökonom sagt beim Gutenachtwünschen: „Geben Sie Acht: wenn diese Depesche beim Heer in Thessalien bekannt wird, so giebt's dort entweder eine Revolte, oder es überschreitet auch ohne Erlaubnis von Athen die Grenze.“

Herr Delijannis schien etwas Ähnliches befürchtet zu haben, denn am nächsten Tage stand in den aus Athen angelangten Zeitungen, daß seit mehreren Tagen keine politischen Depeschen mehr nach Thessalien durchgelassen würden.

Fünfzehntes Kapitel.

Alte und neue Könige in Argos.

Die Osterfreude setzte sich am nächsten Tage fort, da neue Depeschen neue Nachrichten brachten; alle erfunden, aber doch weniger betrübend als die von des Ministeriums „Unterwerfung". Im Gegenteil, am Ostermontag hieß es, das Regiment von Athen sollte bald zur Grenze abgehen, desgleichen mehrere in Eleusis stehende Kompagnien. Eine Zeitung knüpfte daran die nicht ganz unpassende Bemerkung: es habe kein Mensch begriffen, wozu überhaupt in jetzigen Kriegsläuften Truppen in Eleusis ständen; „welche eleusinischen Mysterien des Ministeriums denn dort zu bewachen wären?!" —

Mir werden alle schönsten Aussichtspunkte der herrlich gelegenen Stadt gezeigt: der Gipfel des Palamidi, so benannt nach dem weisen Palamedes, und zwar so benannt durch alle Jahrhunderte griechischer Geschichte, nicht etwa erst seit den Freiheitskriegen klassisch neu benamst; — und die Akropolis Nauplias: Itsch-Kaleh, mit dem Namen aus der Türkenzeit, mit ihren Untermauerungen aber hinaufragend in jene Urzeiten, in denen auch die Riesenmauern von Tiryns und Mykenä entstanden sind.

In und um Nauplia haben sich manche für Griechenland wichtigste Ereignisse zugetragen. Das höchste Altertum und die klassische Zeit melden wenig von dieser argivischen Hafenstadt. In einer Zeit, da die griechischen Meeresküsten den plötzlichen Überfällen afrikanischer Seeräuber preisgegeben waren, zog sich die Städte-Gründung und -Entwickelung überhaupt vom Meeres-ufer in die Ebene, von der Ebene auf die Hügel zurück. Nauplia ist wohl der Hafen gewesen, in welchem außer den phönizischen Seeräubern auch phönizische und egyptische Wohltäter Griechen-lands zuerst gelandet sind. Was uralte Erinnerungen mit den Namen Danaos, Kadmos, Pelops, Kekrops bezeichnen: ein Geschlecht kühner und zugleich in vielen den Pelasgern unbe-kannten Künsten bewanderter Eroberer und Städtegründer aus dem Süden, das ist hier unten am Fuß dieser beiden Felsen-burgen oder vielleicht drüben bei den Mühlen in Myli, ans Land gestiegen. Heute breitet sich dort ein Sumpf aus, gerade so wie zu der Fabelzeit, da Herakles die Sumpfschlange, die Hydra der Lerna-Quelle bei Myli, mit dem Feuerbrand vertilgte. Dann sind die Danaiden, Pelopiden, Kadmeer, Kekropiden den Inachos der argolischen Ebene aufwärts gezogen, überall feste Burgen zurücklassend; so in Tiryns, auf dem Berge über Argos, in Mykenä. Sie brachten ihre beim Pyramidenbau und bei der Sphinx erprobten Künste der Bearbeitung und Auftürmung riesenhafter Steinmassen ins Land der Griechen; und als man längst vergessen, daß sie die Erbauer von Tiryns und Mykenä gewesen, da schrieb man diese unbegreiflichen Werke den unge-schlachten Riesenwesen Homers zu, den Kyklopen.

In der neueren Geschichte Griechenlands hat Nauplia eine sehr hervorragende Rolle gespielt. Hier oben auf dem Palamidi haben sich die Türken monatelang gegen die griechische Belagerungs-armee tapfer verteidigt, bis sie sich am 30. November 1822 auf Gnade und Ungnade übergaben. Seitdem ist Nauplia den



Türken nicht wieder in die Hände gefallen. Und am Fuß des Palamidi ist nach 1½tausendjähriger Verwüstung wieder ein selbständiges Staatswesen Griechenland aufgerichtet worden unter dem ersten Präsidenten Johannes Kapodistrias. Hier wurden zuerst die Gesandten der europäischen Mächte von dem Oberhaupt des werdenden Neuhellas feierlich empfangen. Hier unten hat es zum ersten Mal in der Weltgeschichte eine Regirung von Gesamtgriechenland gegeben. In der Ebene am argolischen Meere ist dann die griechische Nationalversammlung umhergezogen; zuerst nach Argos berufen, darauf nach Prónia, einer Vorstadt Nauplias, übergesiedelt. Und auf den Stufen jener weißschimmernden Kirche wurde am 9. Oktober 1831 Griechenlands erstes Oberhaupt Johannes Kapodistrias ermordet; wenige Tage darauf sein Mörder Mawromichalis auf den Wällen des Forts Itsch Kaleh erschossen. Fünfviertel Jahre später hielt König Otto, Griechenlands, des alten wie des neuen, erster Gesamtkönig, seinen bejubelten Einzug in eben diesen Hafen und hat hier ein Jahr lang die Regirung geführt. Athen ist erst seit 1834 Neugriechenlands Hauptstadt.

Morgen kommt König Georgios mit der Königin und den „Königskindern"*) nach Nauplia; denn morgen wird die neue Strecke der Peloponnesischen Eisenbahn: Korinth-Argos-Nauplia durch einen königlichen Sonderzug eingeweiht. Ich habe in Nauplia zwei Tage zugebracht, habe alles gesehen, was man schicklicherweise gesehen haben muß, kenne so ziemlich die ganze Standesbevölkerung des hellen Seestädtchens und darf nun weiter ziehen.

Ein milder Aprilabend senkt sich auf die argolische Ebene hernieder; noch habe ich gute zwei Stunden Tageshelligkeit vor mir: sie reichen hin, um mich über Tiryns nach Argos gelangen

*) So heißen die Prinzen und Prinzessinnen, — *βασιλόπαιδες*.

zu lassen. Ein vorher mit meinem „freiwilligen Vizewachtmeister“ Takis P. nach Argos abgefahrenes Wäglein hat mein Ränzel mitgenommen; so wandre ich denn unbeschwert und unbewehrt die Inachos-Ebene hinauf.

Hier wächst ein großer Teil des ausgezeichneten Tabaks, der unter dem Namen „türkischer Tabak“ zum dreifachen Preise in Europa verkauft wird. Weinfelder sind seltener. Die Rossezucht aber, der argolischen Ebene uralter Ruhm, von dem Ilias und Odyssee melden, gedeiht auf diesen saftigen Wiesen noch heute. Meine ungesuchten Reisebegleiter sind zwei Pferdejungen, die eine Koppel von 14 schönen und ziemlich hohen Pferden, dazu drei Fohlen, nach Argos führen, um sie auf dem dortigen Roßmarkt zu verkaufen. Kein Samari drückt ihre glänzenden Rücken; kein Strick zwingt sie zum Gehorsam. Zum ersten Mal wird mir klar, daß Phidias zu seinen herrlichen Rossen sehr wohl mit griechischen Pferden als Modellen auskommen konnte. Des Phidias Rosse sind nicht hoch, sondern gehen mehr in die Breite, just wie die älteren Tiere dieser argolischen Pferdekoppel. Auch die dicken Köpfe der Pferde aus klassischer Zeit finde ich an diesen Tieren wieder.

Die „Pferdejungen“ sind übrigens die Söhne des Züchters. Sie kennen jedes Tier, und jedes kennt sie und gehorcht einem Pfiff. Ob ich aufsitzen und mitreiten will? Längst entwöhnte Reiterlust aus der Knabenzeit wird wach; damals ging's auch ohne Sattel und Zaum. Vielleicht gelingt es heute noch ohne allzu schimpflichen Fall. Es ist ja nur noch ein Viertelstündchen bis zu den Mauern von Tiryns. Ein Stein am Wege erleichtert das Aufsitzen, — hurrah, es geht: auch ohne Sattel bleibe ich im Sitz, auch ohne Zügel in der Richtung.

Die Jungen, 17 und 18 Jahre alt, in ihren Sonntagskleidern, mit frischgewaschener Fustanella und nagelneuem Fez erzählen mir allerlei Belehrsames von der Rossezucht hierzulande.

„Wenn die Regirung nur wollte, was könnten wir ihr für gute Pferde liefern! Aber die kauft ja unsere Pferde nicht für die Kavallerie; die geht nach Ungarn und Preußen und bezahlt für Pferd und Transport das Doppelte. Da lohnt es nicht, sich damit abzuquälen; denn was hier an Pferden gezogen wird, das ist nichts für die Bergwege. Aber alles, was zwischen Nauplia und Argos und weiterhin bis Korinth einen Wagen zieht, das kommt von unseren Wiesen. Doch auch das wird aufhören durch den Keratás von Eisenbahn. Afendi, wozu brauchen wir in Griechenland diese Eisenbahnen?! Ist dies nicht ein guter Wagenweg? Und so geht er fort bis nach Korinth. Wer wird übermorgen noch mit einem Wagen nach Argos fahren? Und was fangen wir mit unseren Wiesen an? Lassen sich eiserne Maschinen für die Eisenbahn darauf groß ziehen?! — Hier ist Tiryns, Herr. Auf Wiedersehen in Argos."

Die argivischen Rosse traben weiter, indessen ich den Hügel von Tiryns umwandle, die Riesensteine messe und das Tor suche, vor welchem Alkmene ihren Gemahl Amphitryon zu empfangen gedachte, statt seiner aber dem Zeus selber in die Götterarme fiel. Auch in Theben soll diese Verwechselung vor sich gegangen sein; da aber die Gelehrten darüber streiten, und Einige des Herakles Geburt in den Königspalast von Tiryns verlegen, so entscheide ich mich für Tiryns, da ich einmal hier und nicht in Theben bin.

Eine geistreiche Französin hat diesen steinbekleideten Erdwall einen „kleinen Haufen großer Steine" genannt. Ich muß offen bekennen, daß ich zum ersten Male auf dieser Reise vor den tirynthischen Mauern etwas wie eine Enttäuschung erfahren habe. Ich hatte mir unter den vielberühmten „kyklopischen Bauten" doch andere Steinmassen vorgestellt. Um den ganzen nicht sehr großen Burghügel bin ich herumgeschritten, — er mißt etwa 350 Schritte in der Länge und 80 in der Breite, — bin auch ein gutes Stück an ihm hinaufgeklettert; aber besondere Gemüts-

bewegungen hat er mir nicht verursacht. Das Arkadische Tor auf der messenischen Ithome ist gewaltiger, und vollends mit den Bauten in Mykenä kann Tiryns sich garnicht vergleichen.

Auf wirklich tadelloser Fahrstraße führt der Weg nach Argos. Viel ausgedehnter als Sparta, sieht es diesem doch in Bauart und Straßenanlage so ähnlich, wie eben nur ein neues Landstädtchen der Ebene dem anderen sehen kann. „Landstädtchen“ ist eigentlich für Argos nicht passend, denn es hat jetzt die Zahl von 10000 Einwohnern überschritten und wächst durch eigene Vermehrung und Zuzug aus den Dörfern schnell genug. Die neue Eisenbahn wird gewiß noch mehr zum Wachstum der Argiverstadt beitragen und hoffentlich auch ein leidliches Gasthaus hier entstehen lassen. Bis jetzt schaut es in der ansehnlichen, freundlichen Stadt in diesem Punkte recht dürftig aus, und ich war sehr froh, als ich bei meinem mehrtägigen Aufenthalt dem trübseligen Quartir durch einen lieben Gastfreund in Argos entrissen und in sein Haus geladen wurde.

Auf einem mächtigen freien Platz, groß genug für eine zehnmal größere Stadt, befindet sich die Hauptkirche, die Bürgermeisterei und ein luftiges Sommerhaus: das Hauptkaffehaus von Argos. Freund Takis findet mich sogleich heraus; er hat für mich das „beste“ Zimmer im „Xenodochion Mykenä“ belegt, wird auch für meine Weiterreise sorgen und mir eine Ehrenwache nach Mykenä mitgeben. Wofür wäre er Vizewachtmeister der Gendarmerie? Erst da ich ihm sage, ich könnte nicht umhin, solche gutgemeinten Eskorten als ein Zeichen öffentlicher Unsicherheit anzusehen, verzichtet er auf die Eskorte, nimmt mich dafür aber um so freundlicher in Argos selbst in seinen Schutz.

Argos ist in einer Aufregung, die nicht allein der Osterfreude und den neuesten Kriegsdepeschen entstammt. Wie erwähnt, kommen morgen die Königsfamilie und das Ministerium auf der neuen Eisenbahn durch Argos hindurch, um nach Nauplia und

von dort nach Athen zur See auf der königlichen Dampfyacht „Amfitrite“ zu fahren. Ich habe einen Brief für die Perle des argivischen Advokatenstandes: Herrn Dimitrios W., zugleich Herausgeber einer Zeitung und lyrischen Dichter. In dem allgemeinen Wirwarr der Festvorbereitungen mag ich ihn aber heute am späten Abend nicht mehr belästigen: er hat gewiß als Vertreter der Presse wie als Dichter sich zum Empfange der Königsfamilie zu rüsten. Freund Takis P. leistet mir Gesellschaft, führt mich in die Kaserne von Argos, wo abermals ein Osterlamm gebraten und verspeist wird, und liefert mich dann bei meinem Wirt des Mykenä-Hôtels ab. Morgen Vormittag ist er militärisch beschäftigt, durch die Ankunft des königlichen Zuges; doch hat er meinen Empfehlungsbrief an Herrn W. durch eine Ordonnanz geschickt, damit der mich morgen in der Frühe aufsuche.

Osterdienstag. — Richtiges „Königswetter“. Die weißbemalten Festungsmauern der Lárissa über Argos glänzen im Frührot wie rosige Wolken. Ich bin „früher aufgestanden“ als Herr W., habe eine Weile auf ihn gewartet, bin aber dann schaulustig auf die Gasse und nach dem Bahnhof von Argos gegangen.

Die ganze Stadt trägt ein festliches Gewand. Während der ehrsame Bürgermeister von Argos, Herr Spiro Kalmuchos, seine Begrüßungsrede auswendig lernt, winden die gutköniglichen Argiver Lorberkränze, von blütenreichen Myrtenzweigen durchzogen, und Rosenguirlanden um die Säulen und Bögen des ganz einfachen Bahnhofgebäudes. Von Granatblüten umsponnen prangt ein Triumphbogen aus Holz und Pappe, mit Lorber- und Myrtenzweigen umgrünt, auf dem freien Platz neben dem Bahnhof, denn selbstverständlich wird ein, wenn auch nur kurzer, Besuch der Königsfamilie in der Stadt erwartet. Mit Goldbuchstaben auf blauem Grunde steht an der Pforte zu lesen: „Willkommen! ruft Euch der Dimos der Argiver zu.“

Ganz Argos — diesmal auch die Frauen, die hübschen und die anderen — ist auf den Beinen. Alle im schönsten Sonntagsstaat, mit goldgestickten Jäckchen, Tüchern, Hauben, Gürteln, und alle in blendend weißer Festwäsche.

Von weit her sind die Bauern mit Weibern und Kindern in die Stadt gezogen, auf Pferden, Mäulern und Eseln, um ihre „Könige“ zu sehen. — Im Neugriechischen heißen König und Königin zusammen: „die Könige“.

Ich bin der einzige Nichtgrieche mitten in diesem Meer von über 10000 griechischen Menschen. Welch ein Schwatzen, Witzereißen um mich her! Leider auch eine Wolke voh Knoblauchsdunst! Es ist sehr interessant, sehr lehrreich, unter solcher Argiverschar zu stecken; aber bequem ist es nicht, auch nicht sehr wohlriechend. Ich möchte gern wieder weg, möchte aber nicht das Fest des Empfanges versäumen, die Ankunft der „Könige“ von Neugriechenland in der Stadt des Agamemnon, des Hirten der Völker. Da höre ich in dem Getümmel plötzlich hoch von den Tribünensitzen für die Spitzen der Behörden meinen Namen rufen, mit etwas fremdartiger Aussprache und Betonung; doch den eigenen Namen erkennt man auch so. Des Herrn Advokaten W. Falkenblick hat den einzigen Europäer unter den Argivern herausgefunden; meinen Brief von gestern Abend hatte er gelesen, mich auch im Wirtshaus früh aufgesucht, nur nicht früh genug. Er nimmt seinen Ehrenplatz dort oben ein als Mitglied der „Stadtverordneten-Versammlung von Argos“. Alles macht mir Platz, damit ich auf die Tribüne gelange, — der Fremde genießt hierzulande jedes Vorrecht, — und fortan bin ich geborgen, unter dem doppelten Schutz der Stadtobrigkeit und der Presse von Argos.

Kanonendonner von der hochragenden Lárissa verkündet die Annäherung des allerersten Eisenbahnzuges an das uralte Argos. Ein höchst unklassischer, durchdringender Lokomotivenpfiff aus der Gegend von Mykenä, eine ganz moderne Steinkohlenrauchwolke

über dem Inachos, und der Zug klappert heran. Jetzt hält er vor dem Bahnhof. Das Volk bricht in ein wütendes „Sito!“ (Lebehoch)=Geschrei aus. Alles drängt dem Perron zu, um die Königsfamilie zu sehen, nicht aus bloßer Schaulust, sondern getrieben von einem ganz persönlichen, warmen Herzensgefühl. Die Frauen besonders fragen: „Wo sind die Königskinder?“

Von irgendwelcher Etiquette ist keine Rede, doch herrscht darum noch keine Unordnung. Ich bin von meinem bevorzugten Platz hinabgestiegen und stecke im dichtesten Gewühl; doch werde ich nicht gestoßen noch getreten, sondern nur sanft hin= und hergeschoben. — Der Grieche versteht sich auf die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung ohne Zuhilfenahme von Polizei und Soldaten, und seine Höflichkeit gegen Fremde leidet selbst bei solchen Gelegenheiten keinen Schaden.

Jetzt entsteht eine große Stille, denn der Herr Bürgermeister, im Frack, mit dem Zylinder in der Hand, ist an das königliche Wagengemach getreten und hält seine kurze, sehr kernige Ansprache, deren Schlußworte ungefähr dahin lauten, daß die heutige Einweihung eines wichtigen Verkehrweges dem König wie den Bürgern von Argos ein Trost sein möge in diesen traurigen Zeitläufen.

Der Redner hat geendet und tritt vom Wagen zurück, um dem König Raum zu geben zum Aussteigen. Er begrüßt den Premierminister Delijannis im zweiten Wagen kalt und knapp, denn so unbeliebt wie dieser ist heut kein andrer Mensch in Griechenland. —

Aber was ist das?! — Der König bleibt im Wagen; die Königin wird kaum sichtbar. Der Kronprinz steht an einem offenen Fenster, tut aber nur, was sein Herr Vater tut, nämlich garnichts. Tage, ja Wochen vorher hat das Volk sich auf diesen Königsbesuch gefreut. Es hat mit liebenden Händen das nüchterne Bahnhofgebäude zu einer blumenumsponnenen, einladenden

Empfangshalle gemacht. Da steht es nun zu Tausenden versammelt, um die Verkörperung des griechischen Staatsgedankens einmal im Leben von Angesicht zu Angesicht zu begrüßen, zumal in diesen bangen Tagen der Entscheidung über Krieg oder Frieden. — Wieder ein Pfiff, ein Pusten der Maschine, ein Rasseln der Ketten und Räder, — fort ist der Zug auf seinem Wege nach Nauplia!

Der König hat es gewiß nicht böse gemeint. Könige meinen es selten böse; sie denken nur an manches nicht. Georgios der Erste hat nicht gewußt, wie liebevoll man seiner in Argos geharrt, und die Herren Hofbeamten haben bei der Ausarbeitung des königlichen Reiseplans in ihrer Weisheit nicht bedacht, daß es auf solcher Reise Unterbrechungen giebt, die sich der Vorausberechnung bis auf die Minute entziehen, wie z. B. das ungestüme Verlangen eines ganzen Bezirks, seinen erwählten König zu sehen.

Die Städter von Argos und die Bauern der Inachos-Ebene von Dalamanara bis Kutzopodi haben zu allermeist noch niemals ihren König gesehen. Sie hängen an dem Wassilefs tis Ellados mit einer Art religiöser Verehrung, im scharfen Gegensatz zu den gegen das Königstum und die Königsfamilie mindestens gleichgiltigen Athenern. Bei den Provinzialgriechen verträgt sich die Königstreue, so warm wie nur in irgend einem altmonarchischen Lande, vortrefflich mit demokratischem Selbständigkeitsgefühl. Ohne einen militärischen Putsch in Athen und das Geschehenlassen seitens der Athener wäre König Otto niemals aus Griechenland vertrieben worden. Ohne einen Putsch in Athen hat auch König Georgios für seinen Thron nichts zu befürchten; nur muß er, oder seine Umgebung, das Provinzialvolk ein wenig anders behandeln, als es an dem Einweihungstage der argivischen Eisenbahn in Argos geschehen!

Hätte der König die betrübten Gesichter dieser braven Menschen sehen können, die aufs tiefste enttäuscht vom Bahnhof an

dem unnützen Triumphbogen vorbei in die Stadt oder auf die Landstraße zurückzogen, er hätte noch vor Nauplia Kehrt machen lassen und hätte sich ihnen gezeigt. So aber mußten die Argiver Tags darauf in den Zeitungen von Nauplia lesen, wie liebreich dort König und Königin sich mit allen möglichen Personen, hoch wie niedrig, unterhalten hätten; welche Feste dort gefeiert, welche Reden geredet worden, und was es sonst für Argos Herzkränkendes gab.

Meine Gastfreunde, zu denen jetzt auch Herr Kalmuchos, der Bürgermeister, gehörte, fragten mich, wie es bei uns auf solchen Königsreisen zuginge; ob nicht mein Kaiser sich in einer Stadt wie Argos gezeigt haben würde, wo man ihm einen solchen Empfang bereitet! Ich konnte nicht umhin, den Leuten zu sagen, daß unser alter Kaiser gewiß noch auf keiner Festreise an einer großen, alten, treuen Stadt so im Fluge vorübergereist sei.

Ich wage keine Prophezeiungen über das Schicksal des Königs Georg und seiner Dynastie in Griechenland. Sollte aber einst das Volk ihm den Rücken wenden, wie es das, nach langer Geduld, mit dem König Otto und der Königin Amalie gethan so werde ich jenes Tages von Argos gedenken und einen der Gründe der Umwälzung kennen, die in die Geschichtswerke nicht aufgenommen zu werden pflegen. —

Von bezeichnenden Einzelheiten beim Empfange des Königs in Argos noch diese. Der vorherrschende Ruf war natürlich: „Es leben die Könige und die Königskinder!" Nur ein paar halbwüchsige Jungen schrieen zwischendurch gellend: „Sito o pólemos!" (Es lebe der Krieg). — Ein dicht neben dem Wagen des Ministeriums stehender Feldarbeiter, der, wie man mir sagte, gestern die Einberufungsordre erhalten, rief dem Herrn Premierminister ins Gesicht: „I pólemon i 's ta spitia mas!" (Entweder Krieg oder nach Hause — nämlich: wollen wir!). Herr Delijannis hatte in

diesem Augenblick eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem berühmten „Greis, der sich nicht zu helfen weiß“.

Zwei Bengel von wenig über 15 Jahren schwenkten dem königlichen Wagen gegenüber eine hohe Stange, in Schlangenlinien mit den griechischen Farben bemalt, von welcher ein langer schmaler Lappen herabhing mit der Inschrift: „Hier ist nicht Thessalien, Majestät!“ — ein Wink, der dem Könige fast in allen Zeitungsblättern jener Tage von sehr erwachsenen Leuten gleichfalls gegeben wurde. Nichts hat man dem König so übel genommen, wie daß er nicht ein einzigmal, wenn auch nur zur Besichtigung der stattlichen Armee, sich ins thessalische Feldlager begeben hat.

Wie ich mit meinem Freunde W. in die Stadt zurückkehre, hören wir ein altes Bäuerlein vor uns zu seinem Weibe sagen: „Pu issä, kaïméne Othon!“ (Wo bist du, armer Otto). In ganz Griechenland erzählt man sich noch heute von Ottos großer Leutseligkeit gerade gegen das niedere Volk. Die Erinnerung an irgendwelche freundliche Begegnung mit seinem früheren König ist diesem argivischen Bauern noch heute lebendig, und er stellt Vergleiche an, — keine sehr erfreulichen.

Dreierlei giebt es in Argos zu sehen: das Museum, das Theater und — die Ostertänze. Bei reichlicher Zeit auch die Lárissa (Burg) der altargivischen Herrscher.

Das Museum befindet sich in einem dürftigen Holzbau; doch ist es gut geordnet und bewacht und besitzt sogar einen vorzüglichen Katalog, die Arbeit des bekannten griechischen Gesandten in Berlin: Alexandros Risos Rangawis. Die Argiver haben mehr Opfersinn, als die Spartiaten. Man findet in den Privathäusern von Argos nirgends ein nennenswertes Kunstwerk aus dem Altertum. Alles Gefundene — und jährlich wird Neues

gefunden beim Umgraben der Felder — wird dem Museum dargeboten; ins Ausland wandert nichts von hier.

Von wirklich künstlerischem, nicht bloß archäologischem Wert ist der guterhaltene Kopf eines lachenden Mädchens, ein entzückender Rest altgriechischer Kleinkunst. Außerdem birgt das Museum einen schaurig schönen Medusenkopf in Hochrelief auf einem Schilde, ein Werk strenger Kunst, an die Gigantenschlacht des Altars von Pergamon erinnernd. Nichts von den Schätzen dieses Museums ist jemals durch die Photographie weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden.

Dann ging der kleine Zug, unter Führung des argivischen Dichters und Stadtrats, hinaus vor die Stadt, dem Fuß der östlichen Berge zu. Mit wohlerhaltenen Sitzreihen liegt hier das alte Theater von Argos, aus dem harten Felsgestein in tiefem Bogen herausgehauen. Es ist reichlich 100 Fuß hoch in senkrechter Linie, und die Entfernung von der obersten Sitzreihe bis nieder zur Orchestra beträgt wohl 300 Fuß. Wir sind bis zu den höchsten Stufen emporgestiegen: unter uns die Gartenstadt; links, unweit des Theaters die Atridenburg; und dort im Norden auf dem Hügel am Fuß der zwei spitzen Berge: Mykenä! Rechts gewendet, sieht man deutlich das argolische Meer, sieht man Nauplia mit den beiden Festungswällen darüber, und gleich einem großen Grabe erhebt sich Tiryns hart am Wege zwischen Nauplia und Argos.

Was haben diese steinernen Stufen für Klänge wiedergehallt, als dort drunten auf der Orchestra des Äschylos und Sophokles Tragödien der atemlos beklommenen Menge die Taten jenes finsteren, gewaltsüchtigen Geschlechtes vorführten, das auf der Larissa von Argos und auf dem Hügel von Mykenä gewohnt! — O über ein wahrhaft nationales Theater! O über jenes Griechenvolk, dessen Dichter es wagen durften, die schrecklichsten und größten Taten des eigenen Landes im künstlerischen Bilde an den Stätten

neu zu beleben, wo sie einst begangen worden! Ein Äschylos durfte sieben Jahre nach dem herrlichen Siege bei Salamis seine „Perser" zur Aufführung bringen, und kein Phrasendrechsler noch Polizeibüttel durfte ihm sagen, dergleichen wäre nicht zeitgemäß; zeitgenössische Geschichte eignete sich nicht zur dramatischen Darstellung. — Und nun gar Aristophanes!

Wie das Drama der Griechen aus dem Boden nationalen Lebens herausgewachsen, so auch ihre Theater. Keine aufgezimmerte Bude mit vergoldetem Flitterwerk, eine täglich allen Zuschauern den Verbrennungstod drohende Falle; sondern ein gewaltiger Raum unter dem blauen Himmel, bequem für Zehntausende, für den Ärmsten wie für den Reichsten gleichmäßig gut zu übersehen wie zu überhören.

Was innerhalb der Trümmer der Lárissa oder im Banne des Löwentors von Mykenä einst Furchtbares geschehen, wer würde es noch wissen ohne die Dichterworte, die auch in diesem Theater, in diesem am erschütterndsten, vor Jahrtausenden erklungen sind? Ein jüngerer Zeitgenosse des Äschylos, — Pindar hat die Verse geschrieben: „Länger als Taten blüht das Leben des Wortes, das mit der Chariten Liebeshuld aus tiefem Gemüte die Zunge kündet." Was wären uns die Lárissa und Mykenä ohne des Äschylos und Sophokles Tragödien, — was mehr als merkwürdige althellenische oder, wenn man will, pelasgische Bauten? Die Löwen selbst über dem Königstor von Mykenä gewinnen ein anderes, unheimliches Leben, wenn wir denken, daß sie vielleicht einst der aus Troja heimkehrende, dem Mordbeil der eigenen Gattin verfallene Agamemnon als seine stolzen Wappentiere begrüßt hat, — zum letzten Male.

Wir Nichtdichter, nämlich der Herr Bürgermeister, zwei Schullehrer aus Argos und ich, haben uns auf der obersten Sitzreihe des Theaters an verschiedenen Punkten aufgestellt. Der Dichter ist in die Orchestra hinabgestiegen und beginnt mit klang-

voller, nicht sonderlich angestrengter Stimme der Klytämnestra furchtbare Rede nach Vollendung der Mordtat (aus Äschylos Agamemnon"):

„Hier steh' ich nach dem Morde, wie ich ihn erschlug;
Ich hab' es so vollendet und bekenn' es laut,
Daß der dem Tod nicht wehren konnte noch entfliehn.
Ich schlang ein endlos weit' Geweb rings um ihn her,
Gleich einem Fischnetz, falschen Glückes Prunkgewand.
Ich schlag' ihn zweimal, — zweimal weherufend läßt
Er matt die Glieder sinken; als er niederliegt,
Geb' ich den dritten Schlag ihm, für des Hades Gott.
So fallend hauchet er den Lebensatem aus
Und trifft, des Blutes jähen Strahl ausröchelnd, mich
Mit einem dunkeln Tropfen seines blutigen Tau's,
Mir minder nicht zur Freude, als Zeus' Regenschauer
Dem Acker, wenn es schwillt im Schoß der Frühlingssaat. —
Und wär' es Sitte, Spenden über Leichen auch
Zu gießen, hier wär's wohl gerecht. Und ganz gerecht
Hat er den Kelch so vieler fluchgemischter Schuld,
Den er gefüllt, heimkehrend selber auch geleert!" — —

Jedes Wort des griechischen Textes, wenn ich auch nicht jedes sogleich verstand, war deutlich auf unseren entfernten Plätzen zu hören. Wie viele Menschengeschlechter sind dort in der Ebene unter uns ins Grab gestiegen, seit zum letzten Male jene Verse hier im Theater von Argos die Zuhörer mit Schauder erfüllten! —

Herr W. hat mich in sein Haus vor der Stadt geladen, wo er mit seiner alten Mutter und zwei heiratsfähigen Schwestern abwechselnd der Juristerei und der Dichtkunst obliegt. Er bleibt nach griechischer Sitte unvermählt, bis er die Schwestern den Gatten gefreit, ein treuer Bruder und sorgsamer Vater zugleich für die Fräulein Katharina und Soi, — „Zöe" sagen wir Deutschen, die wir das Griechische bekanntlich viel „richtiger" sprechen, als die Griechen.

Bei Tisch giebt es einen gelblichen Wein, der mein Erstaunen erregt durch seine Glut und seinen Duft. Der ist ungefähr „dasselbe in Weiß“, was der Ithaka-Wein in Rot gewesen. Herr W. freut sich meiner verständigen Weinzunge, die solch ein Gewächs sogleich von dem gewöhnlichen Argiverwein unterscheidet, wozu wahrlich nicht viel gehört. Es ist Nemea-Wein, gewachsen unweit des Zeus-Tempels von Nemea; gelb wie der Löwe, den Herakles erwürgt; stark wie der Löwensieger selbst. Ein Klient des Herrn Anwalts, aus der Gegend von Nemea, hat den Löwenwein als Dankgeschenk für einen gewonnenen Rechtsstreit zum Osterfest in den Keller geliefert, mitsamt einem zarten Lamm, welches auch heute, am letzten Ostertage, Anfang Mittelpunkt und Ende der Mahlzeit bildet. Nach Tisch bereitete ich den Damen des Hauses und der alten Magd Kanella ein besonderes Vergnügen durch meine ernste Beflissenheit, griechischen Kaffe in griechischer Kaffemühle kunstgerecht mahlen, dann kochen und einschänken zu lernen.

Nachmittags ging es mit dem Gastfreunde und einigen jüngeren Leuten, auch dem „Vizewachtmeister“ Takis P. und einigen seiner uniformirten Freunde, in die Vorstädte hinaus, um den Ostertänzen zuzusehen. Die von Argos sind für den Peloponnes dasselbe, was für Attika die von Megara sind. Heute litt das Tanzvergnügen unter der allgemeinen Not des Landes: es fehlte an den jungen Männern. Diese Not schädigt indessen nur den Zuschauer; den tanzlustigen Mädchen tut sie keinen Schaden. In Griechenland giebt es keine paarweis gereihten Tänze. Ein Mädchen sollte sich von einem Mann um den Leib fassen, an die Brust drücken lassen?! Unerhört! Nicht einmal bei der Hand darf ein Tänzer eine Tänzerin fassen; oder noch strenger bezeichnet: ein Tänzer hat gar keine Tänzerin, sondern eine Schar von tanzenden Frauen hat einen gemeinsamen Vortänzer, den Reigenführer, wie der Chortanz der Alten den

Chorführer besaß. Männer tanzen mit Männern, Frauen mit Frauen, nur daß diese einen männlichen Tanzführer haben. Die Tänzerinnen unter einander, besonders aber die erste Tänzerin mit dem Vortänzer, sind nicht Hand in Hand, sondern durch angefaßte Taschentücher verbunden.

Männliche Tanzreigen sah ich in Argos gar nicht; es tanzten nur Mädchen und junge Frauen. Immer auf freiem Platze, auf blumigem Rasen oder lehmigen Wegen. Der griechische Volkstanz duldet keinen geschlossenen Raum, denn er bedarf der breiten Entfaltung. Tanzsäle, wie in Norddeutschland in jedem „Krug", giebt es nirgends in Griechenland.

Nachbarinnen tanzen mit einander, — ein Tanzreigen auf je 8—10 Häuser und Hütten in den Vorstädten. Nur die Töchter der ärmeren, halbbäuerlichen Familien; die Argiverinnen der „besseren Stände" dünken sich schon zu vornehm dazu, auf der Gasse zu tanzen. Vor jeder Truppe eine Zuschauergruppe, aus welcher von Zeit zu Zeit ein neuer Vortänzer als Ersatzmann eintritt.

Das ist ein Tanz? fragt man sich, wenn man diese ruhigen Schrittbewegungen sieht. Eine lange Kette junger und mitteljunger Mädchen im ärmlichen Festkleid schreitet gemessen einige Schritte nach rechts, nach links; dann zum weit offenen Halbkreis gebogen macht sie die Runde um den Tanzplatz; bleibt stehen, macht langsam die entgegengesetzte Runde, tut ein paar Schritte rückwärts, ein paar vorwärts, nie laufend, hüpfend, tanzend, — nein, mit feierlichem Ernst der Bewegungen, und ohne Tanzfreude und Lächeln im Gesicht. Dazu ertönt, wo es sich findet, ein Trommelchen (Défi), welches mit den Handknöcheln gerührt wird; die übrige Musik liefert der Tanzreigen selber.

Feierlich, wie die Schritte, sind auch die Lieder, und ich würde mich nicht wundern, wären die Lieder fromme Ostergesänge. Noch weniger wäre ich erstaunt, sängen diese ernsten Mädchen in

ihren dürftigen Kattunkleidchen antike Chorgesänge, meinethalben aus dem „Agamemnon" des Äschylos oder der „Elektra" des Sophokles, — so wehmütig und ernstreligiös klingen die Lieder. Gerade so habe ich mir stets den Vortrag der antiken Chöre oder die Hymnen an die Gottheiten vorgestellt. Andächtig sehe ich zu, und die Tanzenden lassen sich auch garnicht stören, da sie mich so ernst bleiben sehen, wie sie selbst sind. Andächtig lausche ich; aber außer einzelnen Wörtern verstehe ich nicht recht die einförmig gesungenen Lieder. Mein Begleiter, der argivische Dichter, muß mir zu Hilfe kommen und die Texte aufschreiben. Ei, ei, ihr frommen Tänzerinnen uud Sängerinnen, das sind mir schöne Hymnen, und von Gottheiten sind auch nur zwei auserwählt: Afrodite und Eros. Unter dumpfem Trommelklang, ernstem Gesang und feierlichem Chorreigen singen diese Mädel ohne Lächeln folgende Zweizeiler:

Wer sich der Schätzchen zweie hält, hat Freud' zu allen Zeiten:
Wenn er mit Einer sich erzürnt, so geht er zu der Zweiten.

Ich wollt', ich wär' auf hohem Berg und hauste mit den Rehen,
Daß ich nicht stets dein süßes Bild vor Augen müßte sehen!

Du, Lieb, bist dort, und ich bin hier, die Mauer zwischen beiden;
Ein Wachslicht weih der Jungfrau ich, tät sie uns nicht mehr scheiden.

Schlaflos sind Augen mir und Geist, das alles kommt vom Lieben;
Vom vielen Küssen ist mein Mund und deiner ganz zerrieben.

Ich geh in das Zigeunerland, Zigeuner zu befragen,
Wie Liebe nur entstehen mag, das sollen sie mir sagen.
„Man fängt sie mit den Augen auf, zum Munde steigt sie nieder,
Und von den Lippen dann ins Herz; dort bleibt sie, geht nicht wieder."

Wenn du mich treu von Herzen liebst, will ich ein Zeichen sehen:
Drück mir die Hand so fest du kannst, wann wir im Tanz uns drehen.

Improvisirt wird nicht viel bei diesen Tänzen; in Argos wenigstens soll die Kunst ziemlich abgeblüht sein. Dagegen werden

aus der Unmenge allgemein bekannter Zweizeiler solche gewählt, die irgendwie Beziehung zu kleinen, nur den Tänzerinnen bekannten Vorkommnissen des täglichen Lebens, zu angebandelten Verhältnissen und dergleichen haben. Nach einer Tanzpause führte ein schwarzäugiges, keckes Ding von höchstens 16 Jahren den Reigen am Taschentuch des Vortänzers und sang mich an:

„Ein Fremdling in dem Fremdenland blüht in der Frühlingsluft,
Er blüht wie ein Basilikum, doch hat er keinen Duft.“

Zum ersten Mal während des endlosen Tanzes flog über die Gesichter der Tanzenden ein dünnes Spottlächeln.

Dann versuchte sich das Schwarzauge im Stegreifsingen, aber — sie blieb stecken —:

„Ach wüßtest du, wie lieb du mir, du würdest dich verwundern;
Den Sinn, den gegen mich du hegst, — —“

Sie fand den Reim nicht. Eine Andere nahm das Liedchen auf:

„Ach wüßtest du, wie lieb du mir, du würdest dich betrüben;
„Und wenn du mich auch jetzt nicht liebst, du würdest dann mich lieben.“

War schon der Gegensatz zwischen dem feierlichen Hin- und Herschreiten — und den lustigen Liebesliedern so anziehend, daß ich mehr als eine Stunde von Gruppe zu Gruppe gehend aufs ergötzlichste zubrachte, — die Vortänzer machten den Tanz vollends zu einem Schauspiel. Je ernster die Bewegungen der Tänzerinnen, desto possirlicher, toller die Bocksprünge des Vortänzers. Ohne das Taschentuch der ersten Tänzerin loszulassen, sprang er mit verrenkten Gliedern unaufhörlich in die Luft, drehte sich im Kreise, schlenkerte mit den Beinen, ein richtiger Bajazzo, oder um griechisch zu bleiben: ein betrunkener Satyr, der Chorführer des Reigens im antiken Satyrdrama. Und was mir das Wunderbarste: weder er, noch die Tänzerinnen, noch die Zuschauer lächelten auch nur über den Vorspringer!

Beweisen kann ich's nicht, und niemand kann es; aber nichts kann meine Überzeugung ändern, daß diese Ostertänze in Argos — und in Megara sollen es genau dieselben sein — Reste antiker und religiöser Tänze sind. Das Tanzen ist noch heute in Griechenland beim Volke mehr eine religiöse Festhandlung, als ein weltliches Vergnügen. Nur die Liebeslieder, die dazu gesungen werden, schmecken nicht nach Religion; doch schienen sie mir nicht die Hauptsache zu sein, vielmehr nur die musikalische Begleitung.

Der Abend begann zu dämmern, als wir auf schmalem Pfad zur Lárissa hinaufstiegen. Ich hatte den Bädeker mitnehmen wollen; Herr W. meinte aber, er hätte etwas Besseres für solchen Weg, und steckte eine kleine Leipziger Ausgabe des Äschylos in die Tasche.

An einem Kloster der Jungfrau vorüber, gelangt man in einer knappen Stunde zur Höhe, mitten hinein in die Frankenzeit. Das leidlich erhaltene Kastell auf der Spitze der Lárissa stammt aus jener romantischen Welt der Herrschaft französischer und belgischer Ritter über griechische Städte und Provinzen, mit Feudalismus, Wappenwesen, Turniren und allem Zubehör. Das Mauerwerk hier oben könnte auf irgend einem Berg am Rhein, an der Mosel, an der Loire in die Lüfte ragen. Epheu umrankt es, Käuzchen schreien, und nun färbt auch der letzte Abendschein die Zinnen mit rötlichem Licht.

Doch Herr W., der nicht viel Sinn für mittelalterliche Franken-Romantik besitzt und die Lárissa nur als Burg des Agamemnon kennt und liebt, macht mich aufmerksam auf ein wohl 100 Fuß langes, festgefügtes Stück uralten hellenischen Mauerwerks, nicht unähnlich dem, welches ich in Tiryns gesehen, nur aus noch kleineren Steinen zusammengesetzt. Die Byzantiner, Frankenritter und Türken, die von hier oben nach einander die argolische

Ebene beherrschten, haben den Rest der antiken Befestigung geschickt in ihre Befestigungswerke einbezogen.

Wir haben Mundvorrat mitgenommen; ein Diener der Bürgermeisterei hat einen verheißungsvollen Korb auf das Gemäuer gestellt, daneben eine eiserne Laterne mit dickem Wachslicht. Es dunkelt oben, wie längst im Tal; in Argos werden die Straßenlaternen, rechtschaffene Öllampen, angezündet. Da tritt der Dichter unter uns mit seinem Äschylos in der Hand an den Rand der hellenischen Mauer und liest die Rede des Feuerwächters aus dem Eingang des „Agamemnon":

„Die Götter bitt' ich um ein Ende dieser Mühn.
Das ganze Jahr schon, da ich wachend hier vom Dach
Des Atridenschlosses, wie ein Hund, richtaufgestützt,
Der stillen Sterne Nachtgesellschaft angeschaut,
Und die den Menschen Sommer bringen und Winterzeit,
Die lichten Herrscher, die im Äther strahlenden
Gestirne, wann ihr Aufgang ist, ihr Niedergang.
Und wieder späh ich nach des Flammenzeichens Schein,
Dem Strahl des Feuers, das Bericht von Ilion
Und Siegesbotschaft bringen soll; denn also heischt
In sicherer Hoffnung Klytämnestras männlich Herz. — —
(Feuerschein flammt auf dem Berge über Mykenä auf.)
O sei gegrüßt mir, Licht der Nacht! Taghelle Lust
Weckst du in mir; erweckst in Argos weit und breit
Festchorgesänge, diesem Glück zu frohem Dank!
Io! Io!
Agamemnons Gattin will ich es laut verkündigen,
Daß schnell ihr Lager sie verlasse, im Palast
Den freudehellsten Jubel diesem Feuerschein
Entgegenjauchze, da die Troerveste nun
Gefallen ist, wie dort der Schein es leuchtend sagt!" —

Sechzehntes Kapitel.

Mykenä und Akrokorinth.

Der Abschied von all den guten Menschen in Argos ist mir schwer geworden. Einen großen Rosenstrauß hat mir noch Fräulein Soï zum Pferde heraufgereicht, als ich in frühester Morgenstunde auffaß, um über Mykenä nach Korinth zu reiten. Da auch Akrokorinth bestiegen werden soll, so steht ein Ritt von 12—14 Stunden bevor. Darum haben die Damen meinem Agojaten, den ich heute beritten gemacht, ein großes Packet in die leere Futtertasche gesteckt; denn unterwegs giebt es nur ein Chani, das von Anésti —, und dort finden wir nichts Rechtes, hat mein reitender Führer, Michaïl, gesagt.

Den Führer hat mein argivischer Gastfreund angeworben; so kennen wir einander noch nicht, und Michaïl fängt deshalb ein prüfendes Gespäch an. Er unterschätzt meine dürftige Kenntnis des Griechischen, denn er schreit, statt zu sprechen, weil er denkt, solch ein Fremder versteht dann besser. Allmählich senkt er seine Stimme zu ruhiger Rede. Sein Vertrauen habe ich bald gewonnen, da ich mich nach seinen Familienverhältnissen erkundige und mir die Krankengeschichte seines einzigen, fieberkranken Söhnchens eingehend erzählen lasse. Wenn er nur reich genug wäre, ihm Kinino (Chinin) zu kaufen; aber bei der Satans-

Eisenbahn sei es nun auch mit dem Pferdevermieten zu Ende. Dies sei gewiß der letzte Ritt, den er mit einem Fremden nach „Kortho“ (Korinth, aus Kórintho) mache. Darin hat er Recht, und wenn ich gewollt hätte, säße ich jetzt im Eisenbahnwagen und rollte in einer halben Stunde nach „Station Fichtia“, von wo man in 20 Minuten an den Hügel von Mykenä gelangt. Mir ist es aber gar zu „stillos“ erschienen, zum Löwentor und Schatzhaus des Atreus in der Eisenbahn zu fahren; auch ist mir das Reisen zu Pferde, das männlichste, herrlichste der Welt, schon so lieb geworden, daß ich die Eisenbahn zur Linken ihre Kulturarbeit verrichten lasse, sanften Trabes über den „durstigen“ Inachos setze und dann gen Mykenä reite.

Michaïl läßt mir mit seinen Sorgen keine Ruhe. Ich möge ihm raten, was er denn in Zukunft anfangen solle. Eine Frau, zwei Mädchen und einen fieberkranken Jungen hat er, und nur ein Stückchen Gerstenfeld, ein paar Stremmata Weinland und ein bischen Tabak-Acker. Mit den Pferden habe er doch Jahraus Jahrein seine 100, auch 150 Drachmen verdient und damit das Fehlende zugekauft. Er ist erst 31 Jahre alt, ein schöner, heitrer Mensch, an dem die Wehmut dieser seiner letzten Agojatenreise noch nicht recht haften will. Er habe eine Idee; ob er sie mir wohl sagen dürfe? — Nur heraus damit, Micho, ich verrate nichts. — Ob er nicht aus der „Satans-Eisenbahn“ gar Vorteil ziehen könne, indem er Tabak, Öl, Wein und was sonst die Europäer brauchen, mit der Bahn nach Korinth und von dort nach Europa verschicke? —

Aus dem Agojaten und dem kleinen Tabakbauern entwickelt sich der Kaufmann. Die Idee erscheint mir gar nicht so einfältig, und ich bespreche mit Michaïl alles, was zur Ausführung gehört. In Korinth werden wir uns, d. h. ihm, den Tarif für die Frachten zwischen Argos und Korinth geben lassen; der Agent des österreichischen Lloyds wird ihm die Frachten nach Triest berechnen, —

nun handelt es sich bloß noch darum, ihn mit Triester Großhändlern bekannt zn machen. Es müssen Griechen sein, denn Michaïl kann natürlich nur Griechisch lesen und schreiben. Ich verspreche ihm, von Triest aus ihm Adressen seiner dortigen Landsleute zu schicken, und da ich mein Wort gehalten, so vermute ich, der arme Michaïl ist auf gutem Wege zum Millionär.

Dann treibe ich griechische Sprachstudien mit ihm. Ich will einmal herauskriegen, ob eine Spur des altgriechischen Wortes für Pferd (Ippos) statt des jetzigen Alogon bei ihm sich findet. „Michaïl, sagst du nicht noch ein andres Wort als Alogon?"

Michaïl lacht. „Ja wohl, Afendi, ich habe noch eins, ein schönes."

Das wäre! Was noch Keinem gelungen: das alte „Ippos" im Volksmunde wiederzufinden, das sollte mir beschieden sein? Welch ein philologischer Ruhm! — „Heraus mit deinem schönen Wort, Michaïl!"

„Ippos, Afendi," sagt der Michaïl und lacht wieder.

Kein Zweifel: dieser Pferdevermieter aus Argos ist einer der wenigen treuen Bewahrer des edlen attischen Ippos; denn alle meine früheren Agojaten, die ich philologisirend daraufhin angebohrt, haben mich mit meinem „Ippos" ausgelacht.

„Warum lachst du denn, Michaïl?"

„Na, Afendi, ich will's dir nur sagen. Ich bin mal im vorigen Herbst mit einem Fremden geritten, der war auch aus Jermania, aus Kratsia (Graz!), und der hat mir gesagt, mein Alogon heiße nicht Alogon, sondern Ippos; das sei feiner. Da habe ich auch Ippos gesagt."

Mit der glorreichen Entdeckung ist es nichts.

„Höre, Michaïl, wenn doch mal wieder ein Fremder mit dir reitet, besonders ein Jermanós, dann nennst du dein Tier nicht Alogon, auch nicht Sóon, sondern Ippos, und lässest dir dafür eine Drachme mehr geben. Die Jermani, namentlich die mit

Brillen, bezahlen gern für einen Ippos eine Drachme mehr als für ein Alogon."

Michaïl wird sich's merken.

Hinter uns klappert, erst fern, dann rasch näher kommend, Hufschlag. Wir reiten nicht auf der alten, jetzt durch die Eisenbahn entbehrlich gemachten Chaussee, sondern auf weichem Wiesengrund. Der Reiter hinter uns desgleichen. Da ist er bei uns und parirt sein schönes großes Pferd, ein ungarisches Kavalleriepferd. Die Eskorte ist es, die der Vizewachtmeister der Gendarmen mir dennoch nachgesandt hat, um mich nach Korinth, oder auch bis ans Ende den Welt zu begleiten. Der stramme junge Reitersmann übergiebt mir einen Amtsbrief mit großem Siegel: seine Ordre, die ich am Endpunkt der Reise zum Ausweis für den Gendarmen unterschreiben möge. „Höre, Freund," sage ich zu dem Reiter, „da du nun mal hier bist, so kommst du bis nach Mykenä mit und siehst dir die alten Steine an; dann aber reitest du zum Herrn Wachtmeister zurück und bestellst ihm einen schönen Gruß."

„Das darf ich nicht; meine Ordre —"

„Tut nichts; ich geb dir's schriftlich, daß ich dich zurückgeschickt habe."

Damit ist der Gendarm Themistokles (abgekürzt in Toklis) beruhigt, und gemütlich reiten wir fürbaß. — Indessen, Toklis' Pferd ist nicht für die Gemütlichkeit; war's der reichliche Hafer im Kasernenstall zu Argos, oder des Reiters Neigung, mir eine kleine Fantasia vorzureiten, — genug, sein Pferd setzt sich in einen schärferen Trab und geht dann zum Galopp über, — und unsere kleinen, aber wohlgenährten Alógata hinterdrein! Das war mir denn doch in Griechenland noch nicht passirt, und schon der Seltenheit wegen sei dies Ereignis angemerkt. Bald im Galopp, bald im scharfen Trab geht es vorwärts, und die Luft

an der starken Bewegung in frischer Morgenstunde ist so groß, daß ich gar keinen Versuch mache, den Ungestüm meines Tieres zu mäßigen.

So stürmen wir in das Dorf Charwáti, vor das Haus des Bauern und Schatzhaushüters Petros Christópulos, umbellt von sämtlichen Hunden des ehmaligen Königreichs Mykenä, 17 an der Zahl. Ein einziger Steinwurf des Petros zerstreut sie alle.

Petros kennt Herrn „Sliemann"*) und ist zuvorkommend gegen einen Landsmann des Wohltäters von Charwáti. — Das Museum? Nachher! Erst Mykenä selber. — Das Museum des Petros besteht aus wertlosen Scherben, meist aus der Türkenzeit, die in einem Holzstall an der Erde liegen. Man macht dem braven Burschen eine Freude, wenn man sie für wunderschön erklärt. Die wirklich wertvollen Funde sind im Zentralmuseum zu Athen in einem besonderen Saal zusammengestellt.

Soll ich den überflüssigen Versuch machen, den unzähligen Beschreibungen der mykenischen Bauten eine neue hinzuzufügen? Es giebt schwerlich einen Leser, der nicht entweder Schliemanns großes Werk über Tiryns und Mykenä, oder doch Abbildungen des Löwentors und des Schatzhauses des Atreus gesehen. Was keine Abbildung wiedergeben kann, das ist die furchtbare, erdrückende Einsamkeit der Landschaft und die über jedes bekannte Maß, über jede Erwartung hinausragende Ungeheuerlichkeit der erhaltenen Bauwerke.

Trotz hellem Sonnenschein fühlt man sich auf diesem nackten Hügel angegruselt. Vor dem gewaltigen Schatzhaus stehend, sieht man doch wenigstens noch hinüber nach der hellleuchtenden Lárissa von Argos und fühlt: dort unten wohnen lebendige Menschen.

*) Die Griechen haben kein sch; wären sie wirklich Slawen, wie die Bücher-Ethnologen meinen, so hätten sie das sch gewiß mit allem sonstigen slawischen Zubehör von Zischlauten.

Nähert man sich aber dem Löwentor, so ist man ganz allein mit dem Moder- und Mordgeruch, der seit Jahrtausenden dieses älteste Bauwerk Europas umweht. Vollends, wenn man in den hochummauerten Gang mit den berühmten Riesenquadern eintritt, durch den man vor das Löwentor gelangt, da fühlt man, „es ist der Weg des Todes, den wir treten". Wie für die Ewigkeit gefügt, klammern sich diese behauenen Felsblöcke an einander. Noch sieht man jenseits des Löwentors, dicht dahinter, rechts und links die Nischen für die Pförtner. Atreus und Thyestes sind hier vorbeigeschritten. Agamemnon, des Atreus Sohn und Nachfolger, ist durch dieses Tor hinausgezogen nach Aulis' Strand mit der eigenen Tochter Iphigenie als Opfer für den zürnenden Poseidon. In diesen Räumen hinter dem Löwentor blieb Klytämnestra zurück mit ihrem Haß gegen den unväterlichen Mörder der eigenen Tochter und mit ihrer buhlerischen Liebe zu Aegistheus. Und hier in der „Burg", nicht 50 Schritt vom Löwentor, fiel das Mordweib den heimgekehrten Bezwinger Trojas mit Netz und Beil an und erschlug ihn, „wie einen Stier an der Krippe".

Wo hat das Wiedersehen zwischen Orestes und Elektra stattgefunden? Wo haben Elektra und Chrysothemis an der Urne geklagt, die ihres einzigen Bruders Asche bergen sollte? Wo endlich ist das Grausigste geschehen, die Ermordung der Mörderin durch den eigenen rächenden Sohn? und wo ist der schreckliche Mahnruf Elektras an Orest erschollen, da sie das Angstgeschrei der zum Tode getroffenen Mutter hörte —: „Stoß noch einmal zu, wenn Du stark bist!"? — Wo ist die Stelle auf diesen Steinen, „wo eine alte leichte Spur des frech — vergossenen Bluts den oft gewaschenen Boden — mit blassen, ahnungsvollen Streifen färbte"?

Die Gelehrten wissen ganz genau, daß alles das nicht wahr ist. Sie haben den Homer wegbewiesen und seine Dichtungen aus einer Art von epischem Urschleim oder rhapsodischem Welt-

nebel sich zum Kunstwerk entwickeln und verdichten lassen. Was sind ihnen Agamemnon, Klytämnestra, Orest, Elektra? Wahrscheinlich ein „Sonnenmythus", oder sonst ein modischer Einfall der Wissenschaft, die ja, nach Gottfried Kellers schönem Wort, jetzt wieder einmal, wie alle 25 Jahre, ihren höchsten Gipfel erklommen hat. Ich möchte diesen Wissenschaftern den Rat geben, einmal am hellen Tage ganz allein im Bereich des Löwentors von Mykenä sich zu ergehen und dann abzuwarten, ob sie nicht dort das klassische Gruseln lernen.

Michaïl will am Löwentor die Futtertasche auspacken und seinem Afendi ein gutes Frühstück rüsten. Er sagt, so machen es alle Fremden, die hierher kommen. Ich danke! — Die Zeit wird zweifellos kommen, wo unfern dem schaurigen Gange zum Löwentor ein Gasthaus „Zum König Agamemnon" oder gar „Zum guten Menelaus" prangen wird, „mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet". Bis dahin ziehe ich es vor, bei Petros Christópulos in dessen Scherbenmuseum zu frühstücken, anstatt in der Mördergrube von Mykenä.

Ob Homer Mykenä gesehen? Ich glaub' es kaum. Gehört aber hat er manches Zutreffende darüber. Ist auch sein, fast bei allen Städten sich findendes „breitstraßig" schwerlich für Mykenä richtig gewesen, — sein „wohlgebaut", und ganz besonders sein, meines Wissens nur für Mykenä gebrauchtes, dreimal vorkommendes „goldreich" sind es um so mehr.

Außer der Unverwüstlichkeit des Mauerwerks selber, das wohl nur mit Dynamit zu sprengen wäre, ist es auch die frühzeitige Eroberung und Zerstörung von Argos aus und die gänzliche ihr folgende Verödung gewesen, welche Mykenäs Tor, Schatzhäuser und Gräber durch die spätere griechische, die byzantinische, fränkische und türkische Zeit bis in unsere Tage hinübergerettet hat. Mit der Zerstörung der Stadt und der Austreibung der Bewohner im Jahre 463 v. Chr. verschwindet Mykenä aus

der Geschichte, und nur auf der tragischen Bühne hörte ein jüngeres Geschlecht die Kunde von den Greueln aus uralten Tagen. Vielleicht daß Äschylos, daß Sophokles die Mordstätten besucht hat; sie würden ihnen nicht viel anders erschienen sein, als da Heinrich Schliemann seine Ausgrabungen begann. Den kostbaren Inhalt des Schatzhauses des Atreus — oder des Grabes Agamemnons, was wahrscheinlicher ist, — hatten lange vor Schliemann griechische oder türkische Räuber entführt. Die mykenischen Goldfunde und anderen Kostbarkeiten entstammen den fünf Gräbern innerhalb der eigentlichen Burg Mykenä, unweit dem Löwentor.

Von der Riesenhaftigkeit der einzelnen Bausteine giebt keine Beschreibung eine deutliche Vorstellung. „Ganz und gar ungriechisch!“ — das ist der Eindruck, den wohl Jeder beim ersten Anblick des Schatzhauses, sowie der Pfosten und des Türsturzes am Löwentor empfindet. Das haben schon die alten Griechen gefühlt und haben ein asiatisches Fabelvolk, die lykischen Kyklopen als Baumeister der mykenischen wie der tirynthischen Mauern erdacht. Kein Archäologe noch Bauverständiger hat bis jetzt eine genügende Antwort auf die naheliegende Frage gegeben: mit welchen Maschinen haben die Baumeister von Mykenä jenen Türsturz auf seine Pfosten gehoben? Es sollte unseren Maurern schwer werden, es jenen Kyklopen nachzutun: einen Stein von mehr als 1500 Zentnern 11 Fuß hoch zu heben ohne Dampfkrahn!

Die aus dem Wappenschilde über dem Türsturz vorspringenden Löwenköpfe sind wohl schon bei der Eroberung der Stadt durch die Argiver abgeschlagen worden, als Zeichen der Vernichtung von Mykenäs Selbstherrlichkeit. Das Wappenschild selbst herauszubrechen hat man nicht gewagt: die Zertrümmerer wären gewiß von den nachstürzenden Steinmassen zu Brei zermalmt worden.

Kurz vor dem Dorfe Hagios Wassilios, zwei Stunden hinter Charwati-Mykenä, nähern wir uns wieder der Eisenbahn. Der Gendarm ist nach Argos zurückgaloppirt und wird seinen Kameraden von den Wunderwerken der alten Mykenier erzählen. Michaïl hat auf dem Wege nach Hagios Wassilios so viele wißbegierige Fragen getan nach Entstehen und Vergehen Mykenäs, nach dem Inhalt des Schatzhauses, nach der Bedeutung der Löwen und anderer Rätsel der Archäologie, daß kein Schliemann sie beantworten könnte. Ich sage ihm — nicht was ich weiß, denn ich weiß so wenig wie die Archäologen; aber was ich mir so denke. Wie ich ihm die Scheußlichkeiten des Atreus und Thyestes, die Mordtaten der Klytämnestra und des Orestes erzähle und ihm sage, daß all das dicht am Löwentor geschehen ist, da kriegt er hinterher das Gruseln und versichert mir, nie wieder reite er mit Fremden zu jenen Wurkolaken (Wärwölfen). Jetzt begreift er, warum ich dort nichts habe essen wollen.

Hinter uns tönt ein langgezogenen Pfiff: der erste regelmäßige Bahnzug von Nauplia nach Korinth! Michaïl hat den Einweihungszug gestern in Argos nicht einlaufen sehen; er war mit Fremden von Tripolitsa nach Argos unterwegs gewesen. Er hat überhaupt noch nie eine Lokomotive in voller Fahrt gesehen.

Die Bahnlinie läuft hier fast in gleicher Höhe mit dem Felsboden. Es ist halbverrückt, dicht neben der Bahn zu Pferde zu halten; in Europa ginge es wohl kaum, da käme die „Bahnpolizei“ und sperrte uns ein. Hier stört uns kein Wächter in unserm Tun.

Die Gäule haben sich den Halt zunutze gemacht und lassen sich's gutschmecken zwischen den Asfodelen und dem wilden Mohn. Gemächlich, denn die Bahn steigt hier stark, kommt der Zug heraufgepufft. Die Gäule fressen weiter. Michaïl starrt das schwarze, dampfende Ungeheuer, welches auf uns loskommt, mit immer wachsender Unruhe an. Daß unsere Pferde scheuen und

durchgehen können, womöglich auf den Zug los, daran denkt er nicht. Und wie die Maschine mit ihren drei Wäglein hinter sich an uns vorbeifährt, da heben wohl beide Tiere verdutzt, erschreckt die Köpfe, schnuppern und schnauben, wenden die Hälse, aber rühren ihre Beine nicht vom Fleck. Wer scheute, das war Michaïl! „O, ti megálo pramma!“ (Welche große Sache) — weiter bekam er zuerst nichts heraus. Er hatte ja in Argos oft genug von der Eisenbahn gehört, hatte auch den Bahnhof einmal gesehen daß aber eine Maschine ganz und gar ohne Pferde „nur mit Rauch“ sich und drei Wagen voll Menschen ziehen könnte, daran hatte er nie gedacht.

Und nun wieder ein Fragen! Mykenä mit seinen Mordgeschichten war ausgewischt aus seinem Gedächtnis. Die Michani (Lokomotive), die sollte ich ihm erklären! Und wie Rauch drei Wagen ziehen könnte? Und dies und jenes! — Nun wissen wir philologisch erzogene Menschen von Lokomotiven nicht mehr als von der alten Geschichte Mykenäs, eher noch etwas weniger. Ich nahm somit meine Zuflucht zu James Watts berühmtem Theekessel und dessen Deckel, und das begriff Michaïl; — natürlich sprach ich vom Kaffekessel (briki), denn Thee kennt Michaïl nicht einmal als Medizin. Abends in der Schänke von Korinth, wo ich ihn besuchte, hörte ich ihn die Kaffekessel-Weisheit einem zweifelnd horchenden Agojatenkreise vortragen. Ich kam ihm wie gerufen, damit er sich für seine Wahrhaftigkeit auf das Zeugnis seines „Lordos“ berufen konnte: „Ist es nicht wahr, Afendi, — die Michani ist weiter nichts als ein großer Kaffekessel?“

Der Weg führt auf ziemlich langweiliger Chaussee neben der langweiligen Eisenbahn weiter. Kahle Berge rechts und links; selten ein Haus, nie ein Dorf. Hier wird die Eisenbahn, deren saubere Stationhäuser die einzigen bewohnten Stätten in der Wildnis sind, noch auf viele Jahre keinen Nachbarverkehr haben.

Bei einer Straßenbiegung unweit den Ruinen von Kleonä wird plötzlich Akrokorinth sichtbar. Ein breitrückiger Felsenklotz, der sich von hier, vom Süden, in sanften Terrassen aufbaut, grün bewachsen, aber ohne Spur menschlicher Wohnung. Um den höchsten Rand laufen hellschimmernde Zinnen, springen Bastionen vor, ragen Wachtürme, — alles aus fränkischer oder venetianischer Zeit, fremdartig inmitten der griechischen Landschaft, die von solchen Zinnen und Zacken nichts wissen will.

Die Ungeduld überfällt mich. Noch einige Stunden, und ich werde Athen sehen, wenn auch nur aus weiter Ferne, werde Salamis sehen und das Meer von Ägina, und Attika jenseits des Meeres. Ich habe die Karte aufgerollt und suche die Herrlichkeiten, die mich auf dem Gipfel von Akrokorinth umgeben werden. Die müde gewordenen Tiere — wir sind bald 10 Stunden im Sattel — steigen im Schritt die Straße hinauf, die dicht am östlichen Rande von Akrokorinth vorbeiführt. Ein Ruf Michaïls und ein Fingerzeigen läßt mich den Blick von der Karte erheben: das Meer, beide Meere, das von Ägina und der Golf von Korinth leuchten mit purpurner Bläue aus der Tiefe herauf; und deutlich vom Meer zum Meer zu verfolgen liegt der niedrige Erdrücken des korinthischen Isthmus eingebettet, zwischen den Geranischen Bergen und Akrokorinth. Von hier aus begreift man nicht, wie jene Vertiefung ein schwieriges Hindernis für die Schiffahrt bilden kann; sie gleicht einem großen, ausgetrockneten Strombett.

Wir biegen links, westlich, vom Fahrweg ab und reiten am nördlichen Abhang von Akrokorinth entlang. Hier erst wird die aus vielen Abbildungen bekannte trotzige Form von Hochkorinth sichtbar. Ueber einem sanft zu Thal sinkenden Schuttfelde, der Stätte des antiken Korinths, steigt der unzugängliche, ganz von Grün entblößte Felsentron empor und streckt sich wohl eine halbe Meile nach Westen hin. Keine Ziege käme von hier

hinauf. Ausgebrannt von der Sonnenglut starren die verwitterten, rotschimmernden Wände, von senkrechten Runsen zerspalten.

Auf dieser dünn mit Gräsern und Feldblumen bewachsenen Steinhalde, durch die jetzt der Weg nach Westen führt, hat Griechenlands größte, reichste Handelsstadt sich erhoben und bis nahe zum Meer hinab hat sie ihre Häuserreihen erstreckt. Nichts, gar nichts ist von ihr erhalten in dem eigentlichen Stadtbezirk. Keine Vertiefungen und Erhöhungen melden von einstmaliger Bebauung. Als wäre ein Riesenpflug über diese Halde von einer Riesenfaust geschoben worden und Steine zwischen die Dornen und Disteln gesät, so wüst liegt diese kahle Stätte da. Hier hat das Feuer der Zerstörung unter Lucius Mummius Tage und Nächte gewütet und hat die bronzenen Bildwerke, die nicht schon in die römischen Schiffe geschleppt waren, zu formlosen Klumpen verbrannt. Manch edles Werk mag aber damals in tiefen Kellern und Gruben versteckt worden sein.

Zwischen Mummius' Zerstörung und der Wiederbegründung durch Julius Caesar (46 v. Chr.) liegen genau 100 Jahre. Als griechische Stadt war Korinth in Trümmer gesunken, als römische Kolonie erhob es sich wieder über der alten Stätte. Dann kam eine kurze Zeit neuer Blüte, fast so glänzend wie die frühere, üppiger im hastigen Genuß des Lebens als je zur griechischen Zeit. Die kleine Christengemeinde, die Paulus in dieser weltlichsten Stadt Griechenlands begründet hatte, ist zwar nie ganz versprengt worden; doch wissen wir aus dem Eingang zu dem ersten Brief des Paulus an die neubekehrten korinthischen Christen, welch eine unzuverlässige, hadersüchtige Gesellschaft sie gewesen sein müssen. Es mag in dieser korinthischen Gemeinde auch sonst nicht sehr christlich hergegangen sein, denn des Paulus Briefe enthalten Vermahnungen, aus denen ein greulicher Zustand der Sittenlosigkeit und der geldprotzigen Lieblosigkeit hervorgeht. In Schätzen wühlend, mögen die korinthischen Großkaufleute der

Christengemeinde mit dem überlegenen Gefühl, daß sie das eigentlich nichts anginge, das dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefes gelesen haben. Sie hatten des „tönenden Erzes" in geprägtem und geformtem Zustande so viel, daß sie der Liebe entbehren zu können glaubten und den heidnisch gebliebenen Landsleuten das abschreckende Beispiel gaben einer Zerspaltung in nicht weniger denn vier Sekten: die Pauliner, die Apolliner, die Kephaiten und die Christianer.

Mehr als einmal hat das Erdbeben diese Unglücksstätte durchwühlt und die alten Trümmer tiefer und tiefer begraben. Wer hier ausgraben wollte! Zu finden ist in dieser ungeheuren Gruft noch immer genug, um das größte Museum zu füllen. Noch niemals ist hier eine Ausgrabung mit genügenden Mitteln unternommen worden. Was ist die Ausgrabung in Olympia gegen die Arbeit, die hier getan werden müßte! In Olympia handelte es sich um ein engbegrenztes Tempelgebiet, die Altis, deren Grundmauern man leicht aufdeckte. Hier ist das Ausgrabungsfeld eine halbe Quadratmeile groß, und der Schutt der Jahrtausende, durch den man sich hier hindurchwühlen müßte, ist gewiß 50 Fuß dick, wenn nicht mehr. Hier könnte nur eine von allen Staaten Europas gemeinsam unternommene Ausgrabung etwas zutage bringen. Auf Tempelreste braucht man nicht zu hoffen, wohl aber auf Bronze- und Marmorstatuen, die vor den wiederholten Zerstörungen von den Besitzern tief vergraben wurden.

Schon in den Korinthenfeldern am Saum der öden Schutthalden werden fortwährend Münzen und kleine Tongefäße obenauf gefunden, wie sie der sechs Zoll eindringende griechische Pflug zutage wühlt. Über die Schutthalde selbst aber geht nie ein Pflug; dort weidet keine Ziege, dort tritt nie eines Menschen Fuß. Das elende Dorf, welches zum Unterschied von der unten am Golfstrande liegenden, aufblühenden Hafenstadt Neukorinth den Namen Altkorinth führt, ist nicht älter als 28 Jahre.

Es steht auf derselben Stelle, wo die nicht viel bedeutendere Stadt Korinth bis zum Jahre 1858 gestanden, bis das schreckliche Erdbeben auch sie in Trümmer warf. Es mag jetzt etwa in der Mitte des uralten Stadtgebietes liegen.

Hinter einem Erdhügel werden ein paar stolze Zypressen sichtbar. Eine dichtere Baumgruppe aus Platanen, Gerbereichen und Kastanien umgiebt eine Dorfschänke; weiterhin liegen ein paar Dutzend zerstreuter, elender Lehmhütten, — das ist jetzt Altkorinth. Die Kinder dieses Dorfes kommen mir entgegengelaufen und bieten mir ihre Münzschätze in offenen Händchen dar. Sie freuen sich, wenn man ihnen für einen altkorinthischen Obolos mit dem Flügelroß eine Dekara giebt. Hier läßt sich für einige Drachmen schon eine ganz stattliche Münzsammlung erstehen. Auch in der Schänke des von Gott und aller Welt verlassenen Dorfes kann man uralte Tongefäße, meist aus Scherben zusammengestückt, für Preise kaufen, die den Gedanken an eine Fälschung bestimmt ausschließen. Gefälschte Altertümer haben sich bis in diese Einöde noch nicht verirrt; auch wären sie viel teurer, als die hier feilgebotenen echten.

Wenige Minuten westwärts von der Schänke steht der berühmte dorische Tempel, den man für den ältesten in Griechenland erhaltenen ansieht. Noch sieben Säulen stehen aufrecht; das Erdbeben von 1858 hat sie erschüttert und die darüber liegenden Gebälkblöcke verschoben, aber nichts daran zerstört. Die über 20 Fuß hohen Säulen sind jede aus einem Stück Sandstein, stark verwittert und zersplittert. Die Architravstücke drohen beim ersten Sturm oder einem neuen Schütteln aus den Eingeweiden der Erde hinunterzustürzen. — Welchem Gott einst der Tempel geweiht gewesen, das haben unsere Gelehrten noch nicht herausgebracht, weil in den Reisebeschreibungen der Alten sich nichts über ihn findet.

Vom Tempel bis zum Gipfel von Akrokorinth ist es noch

eine starke Stunde Reitens. Michaïl ist in der Schänke mit seinem Tier zurückgeblieben: der Weg sei nicht zu verfehlen, und den unvergleichlichen Blick vom Gipfel möchte ich lieber einsam genießen. Mein Pferd kennt den Weg und steigt rüstig hinauf. Der Felsenklotz muß halb umgangen werden, denn der einzige Aufstieg ist über den Südwestabhang. Bei jeder Biegung des Weges ein neues und großartigeres Bild, besonders schön auch wegen des Rückblicks nach Mykenä. Von den beiden Meeren dagegen ist hier nichts zu sehen: ich reite auf dem südlichen Kamm zum fränkischen Burgtor hinan. Der Anblick der Festung von dieser Seite ist märchenhaft. Doré hat für seine Bilder zum „Rasenden Roland" einige solche Felsenburgen erfunden.

Ein dicker Wald blühender Königskerzen überwuchert das Gestein, und nicht ohne Mühe gelangt das Rößlein an die niedergelassene Zugbrücke. Es scheut zuerst, den Fuß drauf zu setzen, denn die Bohlen sind verfault und krachen unter den Hufen. Durch ein Tor aus Sandsteinquadern und Marmortrümmern zusammengeflickt geht der Weg zur letzten Höhe. Den Bergrand umkränzen in ungeheurem Bogen, jeder Erhöhung und Vertiefung folgend, dicke Mauerbrüstungen. Ruinen von Türmen und Häusern kleben am Felsgestein, von Schlingkraut überklettert.

Kein Wächter oben. Alles totenstill. Nicht einmal ein Raubvogel oder eine Krähe nistet in den zerfallenden Trümmern. Nur bei den niedrigen Stumpen der dünnen Säulchen des Afrodite-Heiligtums höre ich aus dickem Buchsbaumgebüsch eine Nachtigall schlagen: sie verstummt auch nicht, da ich dicht an ihrem schattigen Nest vorüberreite. Um diesen Tempel herum — welch ein Leben vor 1800 Jahren! Kein sehr heiliges, im Gegenteil. Aus allen Städten Griechenlands und später aus allen Kloaken des römischen Reichs strömten auf diesen Berg die schamlosesten Hetären zusammen, und die klassische Warnung:

„Non cuivis homini contingit adire Corinthum"

bezog sich vornehmlich auf die Höhe des Eintrittsgeldes zu dem klassischen Venusberg.

Von Akrokorinths Felsentron sieht man halb Griechenland zu Füßen liegen. Was sind alle gerühmten Aussichten der Welt gegen dieses prunkvolle Schaustück! Schräge über, jenseits des schmalen blauen Meeres von Korinth ragt die beschneite Pyramide des Párnassos auf, durch die dünne Luft so nahe gerückt, daß man mit dem Fernglas seine Terrassen sich über einander aufbauen sieht, als stünde man davor. Weiter nach Osten der Helikon, der Kithäron. Doch damit ist's im Osten noch nicht zu Ende. Die ferne, ferne Spitze gerade östlich überm Meer kann nur der Pentelikon sein, denn was sonst könnte so weiß erglänzen wie seine Marmorbrüche, die selbst von hier gleich einem Schneefleck an dem dunklen Berge sichtbar sind. Und unter dem Pentelikon, viel näher dem Meere, ein Flimmern und Leuchten auf niedrigem Hügel, kaum höher als das Meer, — was ist es? Ein Segel? Ich stütze den Arm auf das Mauergesims und festige den Blick durchs Glas. Das ist kein Segel, denn es rührt sich nicht von der Stelle; oder es sind zwei Segel, eines dicht neben dem andern. Es muß die Akropolis von Athen sein. und die eben noch weißen, jetzt im Gold der scheidenden Sonne aufglühenden Pünktchen sind das Parthenon und die Propyläen! Morgen werde ich vor ihnen stehen und sie in ihrer majestätischen Wirklichkeit anstaunen; heut sehe ich sie als einen unerreichbaren, glitzernden Stern, wie im Traum. Mitten im Besitz die Sehnsucht, — das ist das Gefühl, unter dem man in Griechenland leidet.

Wer hier oben gestanden, begreift die Feindschaft Korinths gegen Athen, wie man von den Abhängen des Taygetos nach Ithome blickend Spartas Haß gegen Messenien versteht. Diese Neid-Feindschaft Korinths gegen Athen ist nicht zum wenigsten eine der Ursachen des griechischen Verfalls gewesen. An Korinth hat jede Machenschaft gegen Athen stets willige Unterstützung

gefunden. Anstatt sich als den Vorhafen Athens gen Westen anzusehen, hat Korinth hellenische Hauptstadt spielen wollen, und darin stieß es nicht allein mit Athen, sondern auch mit Sparta zusammen. Fürchterlich hat es seine Umtriebe gegen Athens Vormacht gebüßt. In Sparta nur ein überwachsenes Theater und ein Grabstein; in Korinth nur sieben Säulen eines namenlosen Tempels. Aber im Glanze der Sonne, die man von Akrokorinth hinter den Bergen der Kyllene versinken sieht, strahlen Athens Tempel noch heute herüber, während ein Blick in die Tiefe nichts zeigt als ein ungeheures Städtegrab.

Siebzehntes Kapitel.

Auf Korinthus' Landesenge.

Es dunkelte, als ich mit Michaïl von der Schänke in Altkorinth hinunterritt ans Meer, wo jetzt Neukorinth liegt; und völlige Dunkelheit herrschte, als wir aus dem Hohlweg über der neuen Stadt in die Hauptstraße einbogen. Sie führt geradlinig, mit jungen Platanen bestanden, auf den Strand. An ihr liegen die Kaffehäuser und die beiden Hôtels, deren besterleuchtetes, das „Xenodochion tu Isthmu" mich aufnimmt.

Ein gutgekleideter Wirt, Grieche, aber ganz europäisch in seinen Manieren, empfängt mich und führt mich in ein erstaunlich sauberes Zimmer, fast ein Prunkgemach: mit dickem Teppich, vergoldetem, großem Spiegel, Marmortisch, unerhört weicher Matratze; — nach dem vierzehnstündigen Ritt eine ideale Ruhestätte. Im Erdgeschoß ein Speisesaal mit Marmortischchen, flinker Bedienung, guter Speisenkarte und, was besser, guten Speisen. Ein junger Franzose, Sohn eines sehr berühmten Erforschers des alten Griechenlands, ist mit mir zu gleicher Zeit hier eingekehrt. Er kommt von den Fleischtöpfen des vornehmsten Hôtels in Athen, ist aber ganz entzückt über dieses neue schöne Haus in dem sonst so verrufenen Korinth. Durch Fragen stellten wir fest, daß die Herrlichkeit erst seit zwei Jahren besteht.

Nicht um mit einem Tissot niedrigster Ordnung zu rechten,

sondern zur Verbeispielung einer gewissen Sorte von Reiseschriftstellerei über Neugriechenland schalte ich eine Stelle aus einem Reisebrief des schon erwähnten Heinrich Vierordt hier ein, — für Kenner. Wer das Isthmus-Hôtel und seinen Wirt kennt, wird sich vor Lachen oder vor Ärger schütteln.

„In Korinth angelangt, begaben wir uns wieder nach dem bewußten Isthmus-Hôtel, da wir dort wenigstens gute Betten gehabt hatten. Der Besitzer des Hauses und sein oberster Kellner lagen vor dem Haus, mitten in die Sonne gestreckt, im Staub der Straße.“ — Wollte Gott, die Griechenlandfahrer wären weiter nichts Böses als bloß taubstumm! — Griechische Freunde haben alles Ernstes an mich die Frage gerichtet, ob ich bestimmt wüßte, daß jener Heinrich Vierordt wirklich in Griechenland gewesen. Ich begreife die Berechtigung der Frage.

Nach dem Abendessen ein Abschiedsbesuch bei Michaïl, meinem letzten Agojaten auf dieser Reise; dann zu früher Stunde ins Bett und schon beim Auskleiden eingeschlafen. Vierzehn Stunden, mit einer kurzen Pause, im Sattel gewesen! Und der arme Michaïl kehrt noch in selbiger Nacht den weiten Weg zurück: diese Menschen essen wenig, schlafen, wie es scheint, gar nicht und sehen doch kräftiger aus als alle ihre Lordi und Baroni.

Es ist heller Tag, als mich der Franzose weckt, mit dem ich einen Spaziergang über den Isthmus und einen Besuch beim General Türr, dem Isthmus-Durchstecher, verabredet habe. Allen Schlaf, den ich während der jetzt leider beendeten Reise durch den Peloponnes zu wenig genossen, habe ich in dieser Nacht nachgeholt. Von dem gestrigen Ritt spüre ich nichts mehr; also vorwärts!

In Korinth, dem neuen, giebt es nicht die geringsten Altertümer zu bewundern, überhaupt außer unserm Gasthaus und seinem Speisesaal keine Sehenswürdigkeiten. Die Wunderwelt

des Gebirgspanoramas um den tiefblauen Golf, vor allen die stolzen Schneeterrassen des Párnassos sieht man bei jedem Schritt.

Der Hafen von Korinth ist leer; heute ist kein europäischer Posttag. Dafür wimmelt es von reiselustigen Menschen auf dem Bahnhof. Dies ist kein Spielzeug-Bahnhof wie der in Katakolo lustigen Gedenkens; vielmehr ein auf großen Verkehr eingerichteter, mit ansehnlichem Maschinenschuppen, Güterladeraum, anständigen Wartezimmern und einem Speisesaal, dessen sich keine europäische Station von gleicher Bedeutung zu schämen brauchte. Ein deutscher Wirt, der Besitzer des größten Hotels in Athen, führt hier die Wirtschaft, und es scheint, als wenn sein Beispiel vorbildlich geworden ist für die wirtlichen Zustände in der Stadt.

Hier beginnt Athen seine Anziehungskraft zu üben. Ein Sonderzug entführt ein Bataillon Soldaten dorthin; ihm soll der regelmäßige Schnellzug folgen, der eben von Nauplia eingetroffen ist. Durch die Beförderung aber des Militärzuges erleidet der Personenzug einen solchen Aufenthalt auf dem Bahnhofe in Korinth, daß der liebenswürdige Vorsteher mit dem liebenswürdigen Namen Pánkalos (der Vorzügliche) mir zusichert, ich könne gemächlich zu Fuß über den Isthmus gehen und am jenseitigen Strande in Kalamaki zur guten Stunde den Zug erwischen, auch vorher noch einen Besuch beim General Türr abstatten. Er nimmt mir mein Ränzel vom Rücken und läßt es als Gepäck nach Athen einschreiben. Es ist unverschlossen, doch mache ich mir in Griechenland darum keine Sorge; auf einer italienischen Eisenbahn würden auch Schloß und Riegel nicht vor der Beraubung durch die Beamten schützen.

Korinth ist seit einem Jahre ein Eisenbahnknotenpunkt. Die große Linie Piräus-Athen-Patras (jetzt bis Ägion fertig) und die Linie Korinth-Nauplia treffen einander hier. Man kann sagen: Korinth ist schon jetzt die Eisenbahnhauptstadt Griechenlands, und daß auch die geographische Lage seinem Hafen einen

hervorragenden Rang anweist, lehrt ein Blick auf die Karte. Wäre nicht die gerechtfertigte Rücksicht auf Athens alte Herrlichkeit gewesen, — keine besser gelegene Hauptstadt hätte das junge Königreich sich geben können als Korinth, im Brennpunkt Europas und des Orients, wo Peloponnes und Nordgriechenland, westliches Meer und östliches an einander grenzen. Auch landschaftlich übertrifft Korinth seine alte Nebenbuhlerin Athen; denn mit dem Blick auf Párnassos, Helikon, Kithäron, Kyllene läßt sich kaum einer in ganz Griechenland, geschweige in Attika vergleichen.

Ein Wiederaufblühen Korinths nach mehr als tausendjährigem Verfall würde die besten Aussichten haben, wenn nicht durch die nahe bevorstehende Eröffnung des Seeweges vom korinthischen nach dem saronischen Meerbusen, d. h. durch den Kanal von Korinth, die beginnende Hebung des Verkehrs von Korinth erstickt würde. Auf den ersten Blick möchte es scheinen, als müßte der Kanal die Bedeutung Korinths unendlich steigern. Das hat man auch zuerst allgemein im Lande geglaubt, und die Leiter des Kanalbaues, obenan General Türr, sind noch heute dieser Meinung. Die Korinther jedoch denken über die Zukunft ihrer Stadt weniger hoffnungsvoll, und ich muß ihnen beipflichten. Von dem Augenblick, wo der Kanal eröffnet ist, werden die Schiffe aus dem Adriatischen und Mittelländischen Meer ohne Umladung, nach einem halbstündigen Halt vor dem Kanal, — der obendrein nicht einmal dicht bei Korinth ins Meer geht —, nach Osten weiterfahren. Nicht nach dem ärmlichen Korinth sind die Waren aus Europa bestimmt, sondern nach Piräus oder nach den Häfen am Schwarzen Meer und nach Konstantinopel.

Patras, nicht Korinth, wird der große Empfangshafen werden, durch welchen der westeuropäische Handel mit Athen verkehrt, — und Patras, nicht Korinth, wird der Stapelplatz für Griechenlands Ausfuhr nach Europa werden, soweit nicht der Seehandel gradwegs von und nach Piräus seine Straße zieht. Gegenwärtig

geht wenigstens noch der Personenverkehr zwischen Europa und Athen über Korinth, dergestalt daß hier umgestiegen werden muß, vom Schiff auf die Eisenbahn und umgekehrt. Sowie aber die ganze Strecke Patras-Athen dem Betrieb übergeben wird, d. h. schon im Frühling 1887, ist Korinth für die meisten Reisenden nichts als ein berühmter Name und eine Eisenbahnstation mit 10 Minuten Aufenthalt und einem guten Büffet.

Hebt sich der Touristen-Verkehr aus Europa nach Griechenland, so kann Korinth allerdings eine Fremdenstadt ersten Ranges werden. Akrokorinth wird dann Griechenlands Rigi, Korinth sein Luzern, und eine Drahtseilbahn oder Zahnradbahn wird am dorischen Tempel von Akrokorinth vorüber zu den einzigen Trümmern des Afrodite-Heiligtums auf Akrokorinth die des Reitens überdrüssige Touristenwelt hinaufschleppen.

Eine Handelsblüte dagegen, wie im Altertum zu wiederholten Malen, wird Korinth schwerlich jemals wiedergewinnen. Piräus und Patras sind die beiden äußersten Angelpunkte, um welche sich die hellenische Handelswelt drehen wird; Piräus für den Warenverkehr, Patras für den der Reisenden.

Sollte aber wider alles Erwarten der Kanal von Korinth in diesen Winkel Griechenlands einen großen Verkehr locken, so wird dennoch nicht Korinth, sondern das daneben liegende Städtchen Posidonia den Vorteil davon haben. Es ist eine nagelneue Gründung des unruhigen Haudegens Stefan Türr, eines Magyaren, der nach manchen revolutionären und kriegerischen Heldentaten in Ungarn und Italien jetzt, am Spätnachmittage seines Lebens, sich der Ausführung eines der schönsten Friedenswerke unserer Zeit gewidmet hat. Er selbst wohnt mit seiner Gemalin, einer Enkelin Lucian Bonapartes, in dem gleichfalls durch ihn gegründeten Städtchen Isthmia, dem Zukunftshafen am saronischen Meerbusen.

Zwischen diesen beiden neuen Städten läuft in schnurgrader

Linie der Kanal von Korinth, $6^1/_3$ Kilometer lang. Dicht an ihm vorüber führt mein Weg über den Isthmus, von Meer zu Meer.

Man weiß in Europa nicht viel von diesem Kanal. General Türr ist kein so geschickter Reklameposaunenbläser, wie z. B. Herr von Lesseps, obwohl er guten Grund hätte, sich seines Werkes zu rühmen. Die Schwierigkeiten des Gesteins sind unendlich größer auf der Landenge von Korinth als auf den Sandhügeln von Suez. Wer mit der Eisenbahn von Korinth nach Kalamaki über den Isthmus fährt, ahnt nichts von der gewaltigen Arbeit, die unweit der Eisenbahnlinie im Schoß der Erde sich vollzieht. Man muß schon zu Fuß diese $1^1/_2$ stündige Reise machen, will man davon etwas Ordentliches sehen.

Der Isthmus ist längst nicht mehr die gefährliche Straße, auf der es einem ergehen könnte wie einst den Opfern des „Fichtenbeugers" Sinis oder dem Ibykus. Sie ist jetzt vielleicht die meistbegangene unter allen griechischen Verkehrswegen, denn mehr als 2000 Arbeiter beleben die bis vor 4 Jahren menschenleere Wildnis. Noch steht Poseidons Fichtenhain hochwipflich da; er reicht von der Stelle, wo die Isthmischen Spiele stattgefunden, bis an die südliche Kanalböschung hinan, und in seinem Schatten erheben sich jetzt die leichten Holzhäuschen der von fernher zugeströmten Kanalgräber.

Leider droht auch diesen herrlichen Fichten und Pinien dasselbe Schicksal, unter dem die meisten Wälder Griechenlands hinwelken. Uberall angehackte Stämme, große Stücke der Rinde, der Saftgänge bis ins Holz hinein, mit schartiger Axt heruntergeschlagen, um das Harz für den Wein zu gewinnen. Das wird nicht eher besser werden, als bis der Kanal beendigt ist. Die Kanalgesellschaft nämlich will im vollen Ernst auf dem höchsten Punkte des Isthmus ein großes Luftkurhaus, eine Genesungsstätte für Lungenkranke, mitten in Poseidons Fichtenhain erbauen, und

dann werden die Bäume unter den Schutz der Gesellschaft gestellt werden. Daß der Isthmus einer der gesündesten Teile Griechenlands ist, hat mir der Arzt der Kanalunternehmuug bestätigt. Der Gesundheitszustand der Arbeiter, die tagsüber im Schoß der Erde wühlen und den Pulver- und Dynamitgestank einatmen, ist ein erfreulicher; Lungenkrankheiten kommen gar nicht vor in der reinen, mit Harzduft gesättigten Luft auf den höheren Punkten des Isthmus.

Bei Posidonia strömt das Meerwasser schon einen Kilometer weit in den fertigen Kanal; das Gleiche findet auf der Ostseite bei Isthmia statt. Langsam an dem südlichen Kanalufer aufsteigend, gelangt man bald zu mehreren weiten, bis zu 50 Fuß tiefen Löchern. Die Bohrlöcher sind es, welche unter Nero in das Gestein getrieben wurden, um die beste Linie für einen Kanal zu erproben.

Der Gedanke, einen Durchstich durch diesen niedrigen Erdrücken zu machen und so die Fahrt um die bösen Kaps Malea und Matapan zu vermeiden, mußte schon früh entstehen. Pindar nannte den Isthmus zwar eine übers Meer geworfene Brücke; doch nützt eine Brücke den Schiffen nichts. Kleinere Fahrzeuge wurden auf einer Schleifbahn, dem berühmten Diolkos, mühsam von Meer zu Meer geschleppt; die größeren jedoch mußten den gefährlichen Umweg um den ganzen Peloponnes nehmen.

Mehr als 600 Jahre vor Nero hatte Periander, der Tyrann von Korinth, daneben einer der „Sieben Weisen Griechenlands“, den Plan eines gegrabenen Kanals gefaßt. Abergläubische Scheu vor dem Zorn des Poseidon, dem Schutzgeist des Isthmischen Haines, verhinderte die Ausführung. Schon damals ging der Widerstand von der Stadt Korinth aus; mit richtigem Handelssinn sah sie den Untergang ihrer Bedeutung als Stapelplatz nach Vollendung eines Kanals voraus.

Erst aus der Zeit des Makedonierkönigs Demetrios

Poliorketes, eines abenteuerlustigen, genialen Menschen, hören wir wieder von dem Plan des korinthischen Kanals. Nach Strabos Erzählung sind des Königs Wasserbaumeister genau so schlau gewesen, wie jene berühmten Gegner des Suezkanals, welche aus einem vermeintlichen Höhenunterschied der beiden zu verbindenden Meere die Unmöglichkeit eines Kanals „bewiesen".

Wieder ruhte der Gedanke 300 Jahre, bis Julius Cäsar ihn aufgriff. Seine Ermordung zerstörte den Plan in den ersten Anfängen der Ausführung.

Nach Cäsar wollte Caligula den Kanal graben lassen; der Plan, in einem lichten Augenblick ersonnen, wurde vom Wahnsinn wieder zunicht gemacht.

Endlich kam Nero, der „Sieger" in den Isthmischen Spielen, auf den einzigen großen Gedanken seines Lebens und ging sogleich mit größter Tatkraft ans Werk. Tausende von Sklaven, verurteilten Verbrechern, degradirten Soldaten schickte er aus Italien nach Korinth, und als deren Zahl nicht genügend schien, wurden 6000 palästinensische Juden, die Vespasian aus Jerusalem als Gefangene nach Rom gesandt hatte, zur Kanalarbeit auf dem Isthmus entboten. Nero selbst tat den ersten Spatenstich mit goldenem Spaten und, ein Komödiant in all seinem Wesen, ging er mit griechischen Hymnen an Poseidon und Amfitrite ans Werk, trug auch ein Körblein ausgeschaufelter Erde eigenschultrig in feierlichem Schritt um die Grube herum. Ein Jahr darauf verendete er durch das Schwert eines seiner Sklaven.

32 Bohrlöcher hat man aus der Zeit Neros gefunden; das tiefste geht bis auf 120 Fuß in die Erde. An allen wichtigen Punkten zugleich war die Arbeit begonnen worden, und so zeigen denn die Bohrlöcher deutlich die von Neros Baumeistern beabsichtigte Linie. Nach langen Untersuchungen und Messungen haben die Baumeister der jetzigen Kanalgesellschaft nichts Besseres zu tun gewußt, als Schritt für Schritt der Neronischen Linie zu

folgen. Sämtliche alte Bohrlöcher, soweit sie nicht in dem jetzigen Kanal aufgegangen sind, liegen dicht neben seiner südlichen Böschung.

Unser Weg führt uns durch ein endloses Barackendorf. Die mehr als 2000 Arbeiter, viele darunter mit Weib und Kind, haben sich neben dem Kanal häuslich eingerichtet. Speisewirtschaften und Kneipen mit den Getränken aller Völker der Levante, mit Aufschriften in allen zahmen und einigen wilden Sprachen, begleiten uns auf dem „gedrangen Steg“ den Kanal entlang. Drunten auf der Sohle uud an den steilen Wänden wird unablässig gesprengt, mit Pulver und Dynamit, und unter Rauch und Donner sieht man Sprengsplitter hoch über die Böschungen herüberfliegen. Es ist gar nicht geheuer, allzu dicht am Rande des Kanalabgrundes zu stehen oder gar sich niederzubeugen; bei der bedeutenden Tiefe, bis zu 250 Fuß an der höchsten Stelle des Isthmus, ist es auch des Schwindels wegen nicht unbedenklich.

In das Donnergepolter der Sprengarbeiter und das Pfeifen der Lokomotiven vor den Schuttzügen mischt sich bei einer buntbemalten Holzbude das Gedudel des italienischen Leierkastens, der albanesischen Laute und der echtdeutschen Ziehharmonika. Dieses unmusikalischste aller Musikinstrumente spielt ein alter blinder Türke vor einer griechischen Schänke, dem „Kafenion o Possidón“ (Kaffehaus Poseidon). Auf dem zertretenen Rasen davor geht es hoch her; es muß eine Arbeitspause bei einer Kolonne eingetreten sein. Nach den Klängen eines verrenkten „Blauen Donau-Walzers“ dreht sich ein Dutzend wilder Kerle in einem langen Ringelreihen, indem sie sich bei den Händen halten. Der Türke zieht an dem Wimmerholz im Polkatakt, und die hochgewachsenen Kerle — Montenegriner, die mehr Wein getrunken haben, als ihnen zuträglich — tanzen nach diesem Polka-Walzer einen nationalen Tanz, der weder Polka noch Walzer ist; dazu singen sie traurig klingende, mir unverständliche Lieder, und beim

Refrain brechen sie in ein Klagegeheul aus, daß der blinde Türke angstvoll an der Ziehharmonika herumreißt.

Montenegriner sind die wichtigsten Mitarbeiter an dem Kanalwerk; sie sind die Bohrer und Minensprenger. Große, schlanke, muskelstarke Menschen, mit geschmeidigen und doch eisenfesten Fußknöcheln. Man wird schwindlich, wenn man sie an den kirchturmhohen, glatten Wänden des Kanals auf kaum spannenbreiten Vorsprüngen stehen und mit Spitzhacke oder Zündschnur hantiren sieht. Sie sprengen sich buchstäblich den Stein unter den Füßen fort, und nur in der äußersten Not hängen sie sich mit dem Gürtel an eine Leine, die sie vor Abfeuerung des Sprengschusses mittelst Eisenklammern über sich am Felsen befestigt haben. Und doch kommt gerade unter diesen tollkühnsten Arbeitern fast nie ein Unglücksfall vor.

Die Italiener sind die Maurer und Straßenbauer, wie allenthalben in Europa. Sie haben die 32 Kilometer Eisenbahngeleise der Kanalgesellschaft gebaut; sie machen das Stückchen Aufmauerung der Böschungen, welches an einigen weicheren Stellen nötig ist. Die eigentlichen Erdarbeiter, die Schaufler und Kärrner sind die Armenier. Denen ist am wohlsten, wenn sie in der Erde wühlen können, und selbst ihre Wohnungen haben sie in Erdlöchern hergerichtet.

Griechen sind die wenigsten unter den Arbeitern. Sie sind nun einmal keine Wegebauer, überhaupt keine ausdauernden Tagelöhner. Ein griechischer Bauer bestellt mit Fleiß seinen eigenen Weinberg, sein Gerstenfeld, hilft auch für ein gut Stück Geld seinem reicheren Nachbarn bei der Feldbestellung; aber für sonstige Frohndienste ist er nicht leicht zu haben. Am Kanal von Korinth arbeiten Griechen nur am eigentlichen Wasserwerk, oder sie sind als Ärzte, Apotheker, Lazaretgehilfen und dergleichen Nebenpersonal tätig.

Auch am Eisenbahnbau wollen die Griechen nicht mitscharr-

werken, und Herr Müller, ein Aarauer Bauunternehmer, den ich in Argos traf, schalt sie deswegen alle — faul. Der gute Schweizer hatte nämlich beim Bau seiner Strecke Argos-Mykenä die Erfahrung gemacht, daß die griechischen Kleinbauern, die im Winter einige Wochen unter ihm gearbeitet hatten, im März plötzlich wegliefen und nicht wiederkamen. „Faul sind sie, die Griechen; sonst ganz gute Kerle."

Mein letzter Agojat Michaïl hat mir das Geheimnis der „griechischen Faulheit" sehr einleuchtend erklärt. Im Februar oder März muß der Bauer sein eigen Feld bestellen, und das ist wichtiger, als die Arbeit an der Eisenbahn. Ist er mit der Bestellung seines Äckerleins fertig, so bestellt er, wenn er will, das seines Nachbarn und verdient bei jetzigen Kriegsläuften mit ihrem Arbeitermangel täglich 5, 6, auch 7 Drachmen, und zwar bei gewohnter, liebgewordener Arbeit. Herr Müller aus Aarau dagegen verwechselt die griechischen Bauern mit seinen heimischen Fabriksklaven, mit dem europäischen verhungerten Proletariat, und zahlt ihnen den „ortsüblichen Lohn" von 3—4 Drachmen. So lange die Argiver keine bessere Arbeit hatten, hielten sie aus; nachher liefen sie weg, und kein vernünftiger Mensch kann ihnen das verdenken. Herr Müller hat dann für seine 3—4 Franken aus Italien ganze Schiffsladungen italienischer Proletarier gekriegt.

35 Millionen Franken sind von der „Société internationale du canal maritime de Corinthe" an das Unternehmen gewagt worden, vorzüglich von französischen und griechischen Finanzmännern. Die Aktien haben während des Baues einen guten, gleichmäßigen Kurs bewahrt; die Zinsen sind bisher regelmäßig bezahlt worden, — natürlich aus der Bausumme.

Am 10. April 1882 wurde vom König Georgios der erste Spatenstich gethan, und schon im Dezember 1887 hofft General Türr den Kanal der Schiffahrt übergeben zu können. Nichts hat

seit dem Beginn die Arbeiten gestört; nicht die drohenden Kriegswirren, nicht die Blockade der griechischen Häfen: die Dampfer der Kanalgesellschaft fahren nicht unter griechischer Flagge, wurden also nicht durch die Sperre betroffen.

Leicht ist die Arbeit nicht: über 8 Millionen Kubikmeter Erde sind zu bewegen, und unter „Erde“ ist nicht bloß das zu verstehen, was der Hacke und dem Spaten weicht. Es muß tagein, tagaus mit Pulver und Dynamit gesprengt werden. Von Akrokorinth aus gesehen, sinkt die Landenge zur Bedeutungslosigkeit eines tiefen Grabens herab. Aber die höchste Bodenerhebung, welche zu durchstechen ist, beträgt doch 78 Meter! Und welche Gesteine! Die Geologen werden demnächst ihre Freude haben, wenn die Kanalgesellschaft ihre schöne geologische Karte des Isthmus veröffentlicht. Auf diesem engen Raum hat Poseidon der Erderschütterer nicht umsonst seit Jahrtausenden geherrscht: alle möglichen Gesteinarten sind durch einander gequetscht und geschichtet, so daß die Karte einer Palette mit verlaufenen Farben gleicht. Hier ist Erdbebenland, und sollte dem Kanal einst eine Gefahr drohen, dann nur durch ein Schütteln aus den Tiefen der Erde. Auch jetzt grollt und zittert es in ihren Eingeweiden durchschnittlich mehr als zwanzigmal im Jahre. Man hat sich auf dem Isthmus an diese leichten Stöße so gewöhnt, wie an einen besonders wilden Gewitterregen.

Die Ertragsberechnung für die Zukunft beruht auf der Erfahrung, die sich beim Suezkanal bestätigt hat, daß Dampfschiffe unter allen Umständen eine Abkürzung des Weges sich zunutze machen, wenn sie gleichzeitig eine Kostenersparnis ist an Löhnen, Kohlen u. dergl. Am größten ist die Ersparnis für Schiffe aus dem Adriatischen Meer nach dem Piräus, dem griechisch-türkischen Archipel, Konstantinopel, Kleinasien, dem Schwarzen Meer, — also für Schiffe aus den Häfen von Triest, Venedig, Brindisi 2c. Sie beträgt 330 Kilometer. Für die Schiffe, die

aus Marseille, Genua, Neapel rc. durch die Meerenge von Messina nach dem östlichen Griechenland und weiter segeln, beträgt die Ersparnis noch 165 Kilometer. Selbst für die Schiffe, die durch die Meerenge von Gibraltar fahren, also für die Fahrzeuge von den portugiesischen, westfranzösischen, englischen, holländischen, deutschen rc. Küsten, ergiebt die Fahrt durch den Kanal von Korinth immer noch eine Ersparnis von 120 Kilometern.

Durch eine vernünftige Tarifirung wird die Gesellschaft den Schiffen den Weg durch den Kanal zu einer wohlfeilen Notwendigkeit machen. Für Schiffe aus adriatischen Häfen soll eine Abgabe von 1 Frank auf die Tonne, für alle anderen Fahrzeuge eine von 1/2 Frank erhoben werden; für jeden Passagier unterschiedlos 1 Frank.

Die Gesellschaft rechnet auf eine jährliche Durchfuhr von 4 1/2 Millionen Tonnen; davon beträgt der erwartete griechische Anteil allein 2 Millionen. Griechenlands Handelsflotte, jetzt schon die elfte der Welt, wächst in immer beschleunigtem Tempo. Sie betrug am Ende des Jahres 1885 schon 3213 große Seeschiffe mit zusammen über 260000 Tonnen, darunter 72 Dampfer mit 36000 Tonnen.

Die Breite des Kanals beträgt 22 Meter; seine Tiefe 8 Meter unter dem niedrigsten Wasserstand, — also genau die Maße, wie beim Suez-Kanal, und genügend um selbst den größten Schiffen die Durchfahrt zu ermöglichen. Die Eisenbahnbrücke der Linie Athen-Korinth überspannt den Kanal an der höchsten Stelle, 90 Meter über der Wasserfläche des Kanals, so daß auch die stolzesten Mastbäume frei unter ihr passiren können.

Die Kosten der Instandhaltung werden sehr niedrig sein, da eine Gefahr der Versandung nicht besteht. Die Böschungen, meist hartes Gestein, sind fast senkrecht gehalten, um einer Abbröckelung

durch heftige Regengüsse vorzubeugen. — Elektrische Lampen sollen den Betrieb bei Nacht wie am Tage sichern.

Noch ein Jahr, — und der Peloponnes wird seinen Namen mit vollem Recht führen: er wird dann eine Insel geworden sein.

Achtzehntes Kapitel.

Die Akropolis von Athen.

Eine dreistündige Fahrt im luftigen Eisenbahnwagen auf der schönsten Schienenlinie der Welt; immer dicht und hoch über dem märchenhaft blauen Meer von Aegina; über die Skyronischen Felsen nach Megara; angesichts des nacktfelsigen Salamis nach Eleusis; entlang der „Heiligen Straße“ nach Athen. Drei Stunden, deren man sich nach Jahren noch mit Sehnsucht erinnern muß. Eine Fahrt mit der Eisenbahn, und doch fast derselbe Genuß wie im offenen Wäglein oder auf einem Dampfer.

Man steht auf dem geschützten Vorbau des Waggons und atmet den kühlen Lufthauch, der von Salamis herüberstreicht.

Ist diese Schönheit Wirklichkeit? Ist sie kein Traum der erhitzten Sehnsucht? Seitdem ich das Bücherlesen gelernt, waren Salamis und Marathon und die Akropolis für mich, wie für Jeden, ferne versunkene Schätze, in den Tiefen der Erinnerung an die erste Jugendbegeisterung begraben. Man hat davon gelesen, daß sie noch wirklich und wahrhaftig vorhanden sind; aber wer glaubt daran, daß ihm je das Glück beschieden sein werde, solche Heiligtümer mit eigenen Augen zu sehen? — Und nun ist alles Vergangene Gegenwart geworden, und aus dem Duftschleier der Jugendjahre tauchen die heiligen Stätten empor, überstrahlt

vom sonnigsten Licht, alle noch viel schöner, als man sie gedacht, und alle wirklich.

Bald hinter Megara zeigt sich der stolze Kegel des Pentelikon; an seinem Fuß erstreckt sich das Schlachtfeld der hellenischen Freiheit, die Ebene von Marathon. Die Akropolis, nach welcher alle Augen ausschauen, ist noch nicht zu sehen. Dann macht die Bahn einen großen Bogen, man verliert das Meer aus der Sicht; auch der Pentelikon verschwindet. Zwischen kahlen, niedrigen Bergen, durch steinige Weinfelder, an ärmlichen Dörfern vorüber fährt der Zug aufwärts. Da auf einmal ein Ruck; die höchste Steigung ist erreicht, und nun donnert der Zug in die Ebene von Athen hinunter. Um jenen Hügel herum, — die Ebene öffnet sich; voller flutet das Mittagslicht über die weite Landschaft, und wie wenn ein Vorhang plötzlich zurückgezogen würde, so treten der Burghügel und seine Heiligtümer heraus aus dem Gewirr hoher und niedriger Berge.

Das ist das Parthenon; danach braucht man niemand zu fragen. An der höchsten Stelle des Hügels liegt es; von den anderen Bauten gewahrt man noch nichts. Der Zug windet sich wie eine Schlange auf Athen los; jeden Augenblick muß man die Akropolis anderswo suchen; doch wofür sonst hätte man jetzt Augen? Die bei der Annäherung mit der Eisenbahn an jede große Stadt so wenig erfreulichen Vorboten: Fabriken, Schuppen, Kirchhöfe, Gasometer — werden hier übersehen. Man fährt nicht in eine Stadt; man fährt zur Akropolis.

In wenigen Minuten bin ich vom Bahnhof im Hôtel „Stadt Athen“ am Eintrachtplatz. Vom Fenster aus blicke ich die lange Zeile der Aeolos-Straße hinunter gerade auf die Akropolis. Nur so lange im Zimmer, wie ich brauche, um mich vom Staube der Fahrt zu reinigen und ein Stadtkleid anzuziehen, — dann im schnellen Wagen zur Akropolis, die Augen unverwandt auf das

Parthenon gerichtet, welches von hier aus gesehen ganz unversehrt erscheint.

Der Wagen hält unter dem Eingang zu den Propyläen. Nicht rechts noch links sehend springe ich die Stufen hinan, am Niketempel, am Erechtheion mit der Karyatidenhalle eiligen Schrittes vorüber; dann ein Aufatmen auf den Stufen des Parthenon. Ich habe es fertig gebracht, mit halbgeschlossenen Augen durch Neu-Athen sogleich dem Ziele zuzueilen, wegen dessen man überhaupt hierher kommt. Von der neuen Stadt dort drunten weiß ich noch nichts, als daß sie ein großer Haufen weißer Steinhäuser, mit sehr vielen lautschreienden, meist europäisch gekleideten Menschen ist. Hier oben bin ich mit dem Athen fast allein, welches Perikles, Iktinos, Phidias aufgerichtet. Es ist heute kein unentgeltlicher Besuchstag, — da sind auf dem großen Tempelplatz kaum zehn Menschen zu sehen, hierhin und dahin zerstreut.

Der alte Strabo beginnt seine Schilderung Athens, nachdem er in 8 Büchern das übrige Hellas beschrieben, im 9. mit den Worten: „Vertiefe ich mich in die Fülle dessen, was über diese Stadt in den Werken der Dichter wie im gewöhnlichen Leben gerühmt und gesagt wird, so fürchte ich, zu weitläufig zu werden und mich nicht in den selbst vorgezeichneten Grenzen zu halten.“ Und nach Strabo haben so viele Schriftsteller ihre Begeisterung über Athen und sonderlich über die Akropolis ausgeströmt, daß man aus allen ihren Schriften wohl einen Haufen Papirs auftürmen könnte, höher als die Giebelkrönung des Parthenon, höher als jene goldene Lanzenspitze der Athene Prómachos, die man auf dem Meere um Sunion blitzen sah. Das Wenige, was ich über Athens Akropolis und seine sonstigen Altertümer zu sagen mich unterfange, macht keinerlei Anspruch auf die kleinste Bereicherung der archäologischen Wissenschaft; es ist nichts als der Nachhall der Eindrücke eines nichtarchäologischen

Besuchers, der auf der Akropolis und an den Resten aus dem athenischen Altertum reichlich die Hälfte seines zweiwöchentlichen Aufenthalts zugebracht hat. — Über Athen zu schreiben, ohne der Akropolis Erwähnung zu tun, wäre Ziererei. Die Bauten auf der Burg von Athen sind nicht ausschließlich errichtet worden zur nützlichen Beschäftigung nachgeborner Archäologen. Es ist sogar sehr fraglich, ob die schätzbaren Arbeiten dieser Herren — ich meine die mit der Feder, nicht die mit dem Spaten — irgendetwas zur Bereicherung oder Verschönerung der Akropolis beigetragen haben. Ja, wenn Alle solche Werke aufzuweisen hätten, wie Roß, der das Tempelchen der Nike aus einem Trümmerhaufen wieder aufgerichtet, — oder wie Dörpfeld, der ein ganzes Zimmer des Akropolis-Museums mit seinen ergrabenen Statuen aus der Zeit der Perserkriege gefüllt hat!

„Hoch überm niedern Erdenleben!“ Diese Worte fühlte ich jedesmal, wann ich aus dem betäubenden neuathenischen Geschrei mich hinaufrettete auf diese heitere, stille Höhe. Unten brandet das hastige Treiben der modernen Großstadt um den steilen Felsen, auf den die Tempel stehen. Kein einzelner verständlicher Ruf mehr dringt aus den Gassen und Plätzen Athens herauf; nur wie dumpfes Brausen, zuweilen übertönt von einem gellenden Schrei, lärmt es dort in der Tiefe. Ganz und gar ungestört verlieren kann man sich in diese alte Marmorpracht, und wem hier vor Rührung über die Erfüllung heißester Wünsche die Augen übergehen, der braucht sich nicht zu schämen vor gleichgültigeren Augen.

Man kann unter den athenischen Heiligtümern der Vorzeit allein sein. Das ist eines, was den Genuß eines Verweilens auf diesem Boden so unendlich vertieft. Keine schwatzhaften Fremdenführer, und so selten ein Fremder, daß man sich anfangs nahezu fürchtet unter diesen Riesentrümmern auf dem ausgedehnten Burgplateau. Keine Engländerinnen mit ihrem scheußlichen:

„Oh look, how nice!" — überhaupt nichts von dem störenden Beiwerk, welches feinfühligen Kunstfreunden den Besuch italienischer und sonstiger Museen zu einem Gemisch aus Aerger, Augenermüdung, geistigem Wirrwarr und Kopfschmerzen macht.

Alles Schönste aus Athens Kunstblüte steht auf diesem einen Museumberge, unter Gottes freiem Himmel, umleuchtet von einem Glanz, der so verklärend, so unirdisch nirgends in der Welt mehr zu schauen ist. Stunden und halbe Tage kann man hier oben umherwandeln ohne Ermüdung. Die ätherleichte Luft, die einsame Stille und die tiefe Sättigung alles Denkens und Fühlens verleiht Einem Kräfte des Leibes und der Seele, die man an sich sonst nicht gekannt hat. Man sieht mit ruhigem Blick; kein Gaffen, wie auf die Reihen an Reihen der Bilder in den Gallerie-Städten. Hier ist nicht der Raub aller Länder zusammengeschleppt und in dumpfigen Sälen zur Schau gestellt, das Größte neben das Dürftigste. Nein, dies ist ein Stück wirklichen Kunstlebens auf kleinem Raum, das Leben eines uns teuren Volkes auf seiner allerhöchsten Entwickelungsstufe, — nicht „aufgestellt" von Museumdirektoren, sondern stehen geblieben, wie es aus dem Geiste des Volkes auf seiner heiligsten Stätte emporgewachsen ist.

Kein Gemengsel aus allen Jahrhunderten, wie in den sonst so löblichen Nationalmuseen. Was hier auf der Akropolis in den blauen Äther ragt, das ist alles innerhalb eines Menschenlebens entstanden.

Und dann das wundersame Gefühl: mit denselben Augen der Bewunderung haben auf diese Säulen auch alle jene Männer geblickt, deren Namen schon eine Flut großer und guter Erinnerungen weckt. Es haftet an den Tempeln und Toren noch wie ein Duft, wie ein Atemhauch lebender Menschen aus dem Blütejahrhundert der Kunst.

Der feuchte Meerwind, der vom Süden heraufweht, hat in den 23 Jahrhunderten um den Marmor eine goldige Patina geschaffen. Nicht kaltweiß stehen diese erhabenen Leichensteine einer versunkenen

Welt da; nein, farbig, wie sie schon vor Jahrtausenden glänzten. Die Natur beweist, was manche Archäologen noch heute, allen gegenteiligen Zeugnissen zum Trotz, bezweifeln: daß die Alten keine ganz farblosen Bauten oder Statuen geschaffen. Die zarte Bemalung und Vergoldung der Säulen und der Architrave ist natürlich längst verschwunden; dafür hat der Marmor aus seinen feinen Eisensplitterchen eine neue Bemalung und Vergoldung erzeugt. Wie aus mattem Gold, nicht wie aus weißem Marmor hat man sich die Tempel der Akropolis zu denken, und nun ahne man ihre Pracht im Glanze der glühenden Abendsonne! Das malt kein Pinsel; das zu schildern versuche keine Feder.

Bedenkt man, welche Stürme über Athen hingebraust sind, so staunt man mehr noch, wie viel des Schönsten auf der Akropolis erhalten ist, als man sich grämt, wie viel zerstört worden. Das Meiste ist erst in der neueren Zeit, d. h. nach dem Ausgang des Mittelalters in Trümmer geworfen. Die Bildsäulen freilich hatten schon die christlichen Byzantiner gestohlen oder vernichtet. Die Tempel aber blieben ohne wesentliche Beschädigungen selbst lange nach der Besetzung der Akropolis durch die Türken, — wie denn überhaupt dem Irrtum entgegengetreten werden muß, als seien die Türken die ärgsten Zerstörer des künstlerischen alten Griechenlands gewesen. Nein, zur Zerstörung bedurfte es der religiösen Wut, der blinden Tücke der Kriegsfurie und der Rohheit vornehmer englischer Barbaren. Bis zum Jahre 1687 hat das Parthenon nahezu unversehrt dagestanden, in der vollen Pracht seiner 98 Säulen, mit dem Stirnschmuck seiner Giebelfelder. Die Türken hatten eine Waffenkammer daraus gemacht; doch hatten sie es nicht beschädigt. Die venetianische Flotte unter Führung eines deutschen Grafen Königsmark war im Sommer 1687 im Piräus erschienen. Truppen wurden gelandet, Geschütze im heiligen Ölwald aufgefahren, — und an dem Unglückstage des 26. September flog eine Bombe

aus einem Mörser, den „ein Leutnant aus dem Lüneburgischen" entzündet hatte, in das Parthenon. Die Pulverkammer der Türken darin flog auf, — und seitdem steht der Tempel der Athene als eine große Ruine da.

Dann kam im Jahre 1801 des Unheils der berüchtigte Lord Elgin nach Athen und raubte, was er nicht zerstörte; zerstörte, was er nicht raubte. Eine gutverbürgte Kunde stammt aus jener Zeit, daß der türkische Wächter Tränen vergossen, als unter der Leitung des edlen Lords Stück auf Stück von den Giebelfeldern gebrochen wurde und zum großen Teil, den ungeschickten Händen der Tempelschänder entstürzend, auf dem Boden zerschellte.

War schon seine Plünderung des Parthenon eine Schmach, — seine Verstümmelung der Karyatidenhalle am Erechtheion machte den Lord zum rohen Verbrecher. Von den herrlichen sechs Karyatiden, den „athenischen Mädchen", sägte er eine heraus und ersetzte sie durch eine thönerne Nachbildung. In Athen ging damals die schöne Sage, in den folgenden Nächten hätte man unten in der Stadt Klagerufe von der Burg gehört: die zurückgebliebenen Schwestern jammerten um die geraubte. Einige Jahre später kam Byron nach Athen und schrieb an eine Säule des Parthenon die berühmten Worte, die man noch heute findet:

> **Quod non fecerunt Gothi,**
> **Id fecerunt Scoti.**
> ‚Was nicht taten die Gothen,
> Das taten die Scoten'.

Alles, was außer den Herrlichkeiten auf der Akropolis sonst an künstlerischen Bauwerken des Altertums erhalten ist, kann man entweder von oben überblicken, so den ehrwürdigen Theseustempel, den besterhaltenen von allen griechischen Tempeln; den Turm der Winde; das zierliche Denkmal des

Lysikrates; — oder man kann auf dem Niederweg von der Burg in die Stadt dran vorbeigehen.

Der schönste Weg zur Akropolis ist nicht der bequeme Wagenweg, der an den Fuß der Propyläen führt, sondern der an den Säulen des Olympischen Zeus und dem Hadriansthor vorüber zur Südseite des Burgfelsens und dann durch das Theater des Dionysos hinauf zur Höhe. Zum Schwindlichwerden neigende Menschen tun freilich gut, diesen Kletterweg zu unterlassen. —

Auch darum ist dieser ungewöhnliche Weg so interessant, weil er beredter als alle Werke über alte Kunst die tiefe Kluft zwischen Römertum und Griechentum offenbar macht. Da ragen sie auf, die über 60 Fuß hohen Säulen des Tempels, den ein prachtliebender, für Athen schwärmender Römerkaiser, Hadrian, dem Olympischen Zeus errichtet hat. Die Säulen des Parthenon sind nur 30 Fuß hoch; solch ein Römer baut die seinen doppelt so hoch. Und gegen 20,000 Zentner wiegt eine jede, wie man an der einen zu Boden gestreckten ausgerechnet hat. 120 solcher Säulen trugen einst das Marmorgebälk, und alles zur Ehre des Olympischen Zeus. Aber dicht neben dem Riesenbild des Gottes hatte der Kaiser sein eignes errichten lassen! — Man vergleiche damit das Beispiel des Phidias, der sein bescheidenes Reliefbild auf dem Schilde des Zeus in Olympia angebracht hatte und sich dadurch von den Athenern einen Prozeß wegen Gotteslästerung zuzog.

Anmutiger als jene Riesensäulen, die aus einiger Entfernung fast Fabrikschornsteinen gleichen, ist das andre Erinnerungszeichen des Hadrian: das Markttor, welches seinen Namen trägt.

Am schroffsten aber macht sich der Unterschied zwischen griechischer und römischer Kunstanschauung geltend bei einem Vergleich des griechischen Dionysos-Theaters mit dem im römischen Stil ausgeführten Theater des Herodes Atticus, dem

sogenannten Odeion. Jenes ein lichter, dem Felsen der Akropolis harmonisch angepaßter offener Tempel der höchsten Kunst; dieses wie ein finsterer Bärenzwinger, rein äußerlich der Grundmauer der Burg angeklebt, mehr an eine Arena als an ein Theater erinnernd. Und welch ein Einfall dieses halben Attikers, halben Römers, hart neben dem Theater des Äschylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes, sein eignes Theater zu errichten! Wozu eigentlich?! Das düstere, kunstlose Backsteingefängnis neben dem Marmorbau aus den herrlichsten Tagen des klassischen Athens!

Täglich nahm ich denselben Weg: über das Theater zu den Propyläen; täglich schloß ich bei diesem Gange das Theater tiefer in mein Herz. Ist es schon auf der Akropolis einsam, — hier in diesem weiten Rund ist man vollends fast immer allein. Für den Bildhauer, für den Baumeister, für den Altertumsforscher mag das Pantheon wichtiger sein, — für die Dichtung giebt es keine weihevollere Stelle auf Erden als dieses Bogens Rund.

Gleich dem Niketempel auf der Burg, ist auch das Dionysos-Theater durch die liebevolle Bemühung eines Deutschen, des Berliner Baumeisters Strack, wieder hergestellt worden. Über denselben Mosaikfußboden der Orchestra dürfen wir jetzt zu den Zuschauersitzen schreiten, auf dem vor Jahrtausenden die Chöre der großen Tragiker und des größten Komikers aller Zeiten erklangen. Und dort der mittelste Mamorsessel in der ersten Reihe hat einst in seinem bauchigen Rund den Priester des Dionysos beherbergt, denn deutlich steht am Fußgestell des Sessels die Inschrift zu lesen: „Des Priesters des Dionysos von Eleutherä." Einen Fußbreit vor allen anderen Ehrensitzen der Vorderreihe ragt dieser Sessel hervor: beim Priester des Dionysos von Eleutherä war ja die ganze Theatergemeinde zu Gaste. Zu diesem Sessel und seinem Inhaber gewendet ließ Aristophanes in den „Fröschen" den Gott Dionysos selber ängstlich rufen:

„Mein Priester, nimm mich in deinen Schutz, dann zechen wir!" —

und von den 30000 Sitzen jenes echten Volkstheaters der Athener erscholl unauslöschliches Gelächter.

Unweit davon steht der Ehrenstuhl des „Polémarchos“, des Kriegsobersten der Athener. Hier hat Perikles, hier Alkibiades gesessen. Jetzt sitzt ein Wächter der Altertümer auf diesem Platz und schnarcht in seinem festen Wächterschlaf.

Die Thymele, um welche einst der Chor sich scharte, steht nicht mehr, wie sie sollte, in der Mitte der Orchestra; sie ist weiß Gott durch welche Hände weit abgerückt: ein lieblicher Altar des dramatischen Gottesdienstes. Um diesen Marmorblock sind die äschyleischen und sophokleischen Chorgesänge erklungen; von ihm aus hat Aristophanes seine geharnischten Parabasen in den Zuschauerraum schleudern lassen, gegen Kleon den Gerber, — leider auch gegen Sokrates, den „Weisesten der Athener“.

Ersteigt man die Stufen dieses denkwürdigsten Theaters der Welt, so sieht man schon in halber Höhe angelangt aufs Meer, auf Salamis hinaus. Mit welchen Gefühlen müssen die athenischen Zuhörer von diesen Sitzen aus, mit dem Blick auf das „felsige Eiland“, sieben Jahre nach der Schlacht bei Salamis, die Verse des Äschylos in den „Persern“ gehört haben, mit denen er den noch in Aller Erinnerung lebenden Kampf schilderte!

„Als nun des hellen Tages Lichtgespann erschien
Und strahlend rings das ganze Land beleuchtete,
Da braust von dem Hellenenheer mit lautem Klang
Ein frommes Lied herüber; und entgegen scholl
Vom felsigen Eiland laut und hell der Widerhall.
Und Furcht befiel da die Barbaren allzumal,
Wie sie getäuscht sich sahen: denn nicht wie zur Flucht
Erhoben die Hellenen feierlichen Sang,
Nein, in den Kampf zu stürzen freud'gen Muts bereit.
Drommeten schmettern zündend drein mit ihrem Schrei'n;
Und flugs mit rauschendem, rudersgleichem Wellenschlag
Durchfurchen sie die Meerflut nach des Rufes Takt
Und tauchen plötzlich alle auf vor unserm Blick.“

O über ein wahrhaft nationales Theater!

Was im Bezirk der Akropolis an Bildhauerwerken gefunden worden, ist zum größten Teil unter freiem Himmel aufgestellt oder sanft in die Blumen gebettet, die sich jetzt im Frühling auch über den steinigen Felsabhang hinziehen. Die wertvollsten Stücke hat man in einer Bretterbude oben auf der Burg untergebracht, in dem sogenannten Akropolis-Museum. Ein ganz und gar unwürdiger Raum, namentlich mit seiner elenden Beleuchtung ein Schandfleck der Altertümer-Verwaltung. Überhaupt ist es an der Zeit und hier am Ort, laute Klage zu erheben gegen die völlig ungenügende Art, wie gerade in Athen bei der Aufbewahrung und Bewachung der Altertümer verfahren wird.

Gegen das große Zentralmuseum in der Patissia-Straße läßt sich nichts sagen; so weit es fertig ist, sind die dort untergebrachten Schätze gesichert. Auf der Akropolis aber, und noch mehr im Dionysos-Theater herrschen Zustände, die keinen Tag länger geduldet werden dürfen. Der Himmel Attikas ist gnädig genug gegen die ihm preisgegebenen Bruchstücke des athenischen Altertums; — die Menschen sind es nicht. Es ist sehr schön, daß man die zusammengebrochenen Trümmer alter Herrlichkeit zum großen Theil so hat liegen lassen, wie sie durch Erdbeben oder menschliche Zerstörungswut hingestürzt sind. Aber die griechische Regirung sollte bedenken, daß unter den Besuchern der Akropolis sich leider auch Barbaren aus allen Nationen befinden, gebildeter Pöbel und ungebildeter, und der gebildete ist der ärgste. Der zerlumpteste athenische Straßenjunge ist nicht so sehr zu fürchten, wie der englische Esquire oder die amerikanische Baccalaurea artium. Derselbe Geist scheußlicher Barbarei, der einst Lord Elgin zur Beraubung und Zertrümmerung des Parthenon und des Pandroseion trieb, lebt noch heute in vielen angelsächsischen Touristen. Die obere Akropolis ist leidlich bewacht und an den meisten Tagen nur gegen Eintrittsgeld

zugänglich. In das Dionysos-Theater dagegen kann man einfach von der großen Fahrstraße her übersteigen, die um den Südfuß der Akropolis führt. Und was für Kleinodien der Kunst stehen nicht im Theater oder liegen weiter oben auf dem Wege zur Äskulap-Grotte! Alles schutzlos preisgegeben den Landsleuten von Lord Elgin! Die wundervollen Reliefs des Proskenion, die Thymele mit ihrem üppigen Figurenschmuck und Rankenwerk; dann die Kapitäler gestürzter Säulen oberhalb des Zuschauerraums, kleine und große Stücke, an deren jedem noch schöne Spuren künstlerischen Meißelschlages zu sehen.

Nur Ziegen und Esel aus der Nachbarschaft halten hier Wache. Jeder Räuber aus dem Norden, mit Glacéhandschuhen und Zylinderhut, kann von hier ohne Furcht vor Entdeckung einen Marmorschenkel, einen schlanken Frauenhals, eine Frauenbrust, eine Weintraube von den Reliefs der Thymele, oder was ihm sonst als Andenken gefällt, im Sommerpaletot eingewickelt davontragen. Und wagt er das nicht, weil ihm der Raub seinen Koffer beschweren oder ihm beim Verlassen Griechenlands von den Zollwächtern wieder abgejagt werden könnte, so mag er für sich ein Stückchen Nase oder Bart oder Ohr abschlagen. O, diese Barbaren sind auf alles eingerichtet: man hat in Athen Banditen ertappt, welche einen niedlichen Hammer eigens zum Abschlagen solcher kleiner Andenken bei sich führten, etwa wie Geologen auf der Wanderschaft. Ich habe mit eigenen Augen an vielen Bildwerken, die im Bereich des Dionysos-Theater lagen, die frischesten Spuren solcher Beschädigung gesehen.

Läßt die griechische Regirung diesen Zustand der Schutzlosigkeit länger bestehen, so macht sie sich mitschuldig. Der eine alte Wächter, dessen Bude, mitten in die Orchestra hingepflanzt, an sich schon ein Ärgernis ist, reicht eben hin, um die Holztür zu öffnen, die von der Straße ins Theater führt. Was der einsam herumirrende Besucher zwischen Theater und Propyläen

für Unfug treibt, dafür giebt es in Athen keine strafende Gerechtigkeit. Der Oberaufseher, den ich zuweilen auf dem Sessel des „Priesters der zwölf Götter“ Zigarretten rauchend antraf, meinte auf meine Klagen: „Den échome chrimata“ (Wir haben kein Geld). Das ist natürlich ein ganz nichtsnutziger Einwand, und ich glaube nicht, daß die griechische Regirung oder die athenische „Archäologische Gesellschaft“ ihn gelten lassen werden. Griechenland hat Geld genug für viele unwichtigere Dinge als die notdürftige Bewachung der Akropolis. Mit 5000 Drachmen kann man nach griechischen bescheidenen Verhältnissen schon 10 Wächter allein für das Dionysos-Theater und Zubehör anstellen. Das Beste aber und Billigste wäre die Bewachung der Akropolis in allen ihren Teilen durch militärische Posten, — nützlicher als sämtliche Schildwachen unten in der Stadt.

Auf dem Rückwege von der Akropolis verirrte ich mich an den Olympischen Säulen, schlug statt des Weges zum königlichen Schloß den über den Ilissos ein und fand so das Stadion. Einmal so weit, sah ich einen von mächtigen Cypressen überragten Hain vor mir, den ich für den Garten hinter dem Schlosse hielt. Es war der Kirchhof, und kaum hatte ich ihn betreten, als aus einer Seitenstraße lautes Klagen erscholl und sich der Pforte näherte: ein Begräbnis.

Zwei Männer tragen auf offener Bahre ein totes Mägdlein, vielleicht acht Jahre alt. Die kleine Leiche verschwindet fast unter dem Rosengeflecht und den einzelnen darüber gestreuten Rosen. Hinter der Leiche, von zwei Frauen gestützt, die Mutter, ein ganz ärmlich gekleidetes, jammervoll schreiendes Weib. Sie trägt, so arm ist sie, kein anderes Trauerzeichen als ein schwarzes Tuch um den Kopf; sie besitzt nur ein Kleid. Kein Verwandter folgt der Bahre, denn Keinen sehe ich in Trauer. Es sind wohl nur mitleidige Nachbarn, welche der armen Mutter diesen schweren

Gang erleichtern wollen. Während der fette Pope handwerksmäßig seine Gebete an der offenen Gruft hersagt, wobei er sich gegen die blendende Abendsonne durch einen aufgespannten riesigen Schirm schützt, jammert die Mutter herzzerreißend. Immer dieselben Worte: „O pädáki mu, o pädáki mu!“ (O mein Kindchen). Vergebens reden ihr die Männer und Frauen zu: „Laß es; es ist besser da, wo es jetzt ist, es ist im Himmel; laß es!“ Die Mutter liegt auf der am Rande der kleinen Grube aufgeschaufelten Erde und kreischt: „O pädáki mu!“ Und die glühende Abendsonne wirft auf das blasse Gesichtchen des schönen Kindes einen rosigen Schein.

Der Pope hat sein Geschäft verrichtet, klappt seinen Regenschirm zu und fängt ein lautes Gespräch mit einem Bekannten an, den er unfern dem Grabe erblickt. Kein Wort tröstenden Zuspruchs an die noch immer an der Erde liegende schreiende Mutter, welche zwei Männer festhalten, damit man das Kindchen ungehindert in sein Erdenbett senken könne. Und immer derselbe Schrei: „O pädáki mu!“ Ich höre ihn auf dem ganzen Wege zur Stadt.

Neunzehntes Kapitel.

Das neue Athen.

„To gala! — To gala!" (Die Milch) ertönt es unter meinem Fenster mit langgezogenem, fast klagendem Ruf. Ich blicke auf die Uhr: kaum fünf, und schon lärmt es auf der Straße, als wäre Jahrmarkt. Aus den geöffneten Fenstern sehe ich die Kaffehäuser gegenüber am Eintrachtsplatz schon im flotten Dienst, und alle Straßen voll von Menschen.

Es ist ein Glück, daß man in Athen dank der wunderbaren Luft nicht müde wird; denn wo sollte man hier Schlaf finden? Um 4 Uhr erwacht die Stadt im Sommer, um 5 muß auch der Fremde sein Tagwerk beginnen. Zum Glück hat mich die Reise durch den Peloponnes nicht verwöhnt.

Der Platz, auf den ich blicke, erinnert mich an München, und zwar an dessen neues Viertel, Ludwigstraße und Zubehör. Dieser erste Eindruck hat sich im Verlauf meines Aufenthalts nur verstärkt. Athen ist eine große, vornehme, etwas einförmig gebaute Stadt ohne starkausgeprägten nationalen Stempel. Die Schilder über den Läden sind freilich mit griechischen Buchstaben beschrieben; auch sieht man von Zeit zu Zeit, aber in den neuen Straßen selten, einen Fustanellaträger, und alle Straßenrufe sind griechisch; indessen bei einer schnellen Fahrt etwa vom Eintracht=

platz durch die breite Stadionstraße zum Verfassungsplatz, zumal wenn man sie im Pferdebahnwagen macht, wird Einem zumute, als fahre man die Ludwigstraße in München hinauf.

Es giebt in Athen noch ein altes Viertel, am Fuß der Akropolis, und morgen werde ich unter guter Führung eine Reise durch jene Altstadt, die sogenannte „Plaka“, machen. Der weitaus größte Teil aber der Hauptstadt ist durch und durch modern und — etwas langweilig.

Es fehlt Athen an Farbe. Wären nicht der Himmel und die aus den Gärten hinter den Häusern manchmal emporragenden Cypressen, — man hielte es vor marmorner Weiße nicht aus. Marmorhäuser, eines am andern, an breiten baumlosen Straßen; kalksteinweißes, staubiges Straßenpflaster. Wenn man zwischen diesen in der hellen Sonne funkelnden weißen Häuserreihen einen Tag hin und her gewandert ist, so hat man Augenschmerzen. Ein Nachmittag auf der Akropolis ist eine leibliche Erholung, nicht bloß ein geistiger Genuß.

Man merkt selbst bei einem kurzen Aufenthalt: Athen ist seiner Bevölkerung nach jetzt eine ganz griechische Hauptstadt. Fallmerayer konnte noch in den 40er Jahren von dem vorherrschend albanesischen Element gerade der attischen und athenischen Bevölkerung sprechen. Ähnliche Urteile wurden noch zu Ende der 60er Jahre laut. Das muß inzwischen ganz anders geworden sein: weder in noch um Athen habe ich je etwas anderes gehört als Griechisch. Kein Wort Albanesisch. Die wunderbare Aufsaugungskraft des griechischen Volkes hat ihre Gewalt an dem albanesischen Element ebenso bewiesen, wie an den vielen anderen fremden Bestandteilen, die in ihren Kreis gedrungen sind.

Um Athens großartige neuere Entwickelung zu würdigen, muß man die Beschreibungen der Stadt in Reisewerken vom Anfang dieses Jahrhunderts bis in die 70er Jahre hinein gelesen haben. Aus dem schmutzigen Trümmerhaufen, aus dem

dorfähnlichen Hüttennest mit kaum 5000 Einwohnern nach der Beendigung des Freiheitskrieges ist in 50 Jahren eine der reinlichsten, elegantesten kleinen Großstädte Europas geworden; nicht nur die „schönste Stadt des Orients“, wie es von den Freunden regelmäßiger Bauart genannt wird. Wer nach den Strapazen und Entbehrungen einer peloponnesischen Wanderung nach Athen kommt, fühlt sich wie in Paris. Aber selbst verwöhnte Weltfahrer, die geradewegs aus der Schweiz, aus Italien, von der Riviera hierher kommen, werden schwerlich viel von ihrem gewohnten Reisekomfort vermissen. Ein halbes Dutzend sehr guter Gasthäuser, mit erschwinglichen Preisen, mit sauberen Zimmern und Betten, freundlicher Bedienung, gewährt ein Unterkommen, so behaglich, wie irgend ein Gasthaus in Italien.

Bürgersteige in allen Straßen; gutes Pflaster; großstädtische Beleuchtung; ausgezeichnete Mietwagen; Pferdebahnlinien nach den wichtigsten Punkten; zwei Eisenbahnen nach dem Badeort Phaleron und dem Hafen Piräus; ein Hauptpostamt wie nur irgendwo in einer gleich großen Stadt des Postmusterlandes Deutschland. Kurz, eine moderne Großstadt, der eine noch bedeutendere Zukunft unverkennbar vorgezeichnet ist.

Die Entwickelung, welche Athen seit 50 Jahren durchgemacht hat, findet nur noch in einigen amerikanischen Städten ihresgleichen. Berlin war schon eine große Stadt, als Athen noch ein Dorf war und Piräus aus zwei Fischerhütten bestand. Heute zählt Athen über 100,000, Piräus über 25,000 Einwohner, und beide wachsen, wachsen, wachsen. Schon dringt Athens Häusermeer bis zum Fuß des ehrwürdigen Kolonos-Hügels vor, und wenn nicht die Regirung oder die Stadtverwaltung schützend eingreifen, so wird der geheiligte Bezirk der Sophokleischen Oedipus-Tragödie und der Akademie des Plato verschlungen werden durch die ungezügelte Stadterweiterung. Nach Westen, genauer nach

Nordwesten, geht der Zug der Ausdehnung, wie in den meisten anderen europäischen Hauptstädten.

Vor 50 Jahren konnte man mit recht gewichtigen Gründen darüber streiten, ob Athen zur Hauptstadt des jungen Königreichs zu machen sei, oder nicht vielmehr Piräus, oder Korinth, oder Nauplia. Heute ist kein Streit mehr möglich: Athen ist nicht nur die verfassungsmäßige Hauptstadt des Königreichs geworden, sondern die Hauptstadt des Hellenismus, d. h. aller Länder und Inseln des türkischen Reichs, in denen ausschließlich oder überwiegend griechisch geredet wird, also der ganzen großen Grecia irredenta. Athens Wachstum ist nicht bloß das Ergebnis der starken Einwanderung aus den griechischen Provinzen, besonders aus dem Peloponnes und von einigen ägeischen Inseln; sondern aus Ägypten, Kleinasien, Konstantinopel, Rumänien, Bulgarien strömen unablässig die Einwanderer in die hellenische Hauptstadt. Nicht jene schlechten Elemente, welche die schnell angewachsenen Hauptstädte Europas zu Herden des Aufruhrs für ganze Länder machen. Gerade die wohlhabendsten Griechen nichtgriechischer Länder lassen sich in Athen nieder, um sich ihres gesammelten Reichtums am Sitze hellenischer Bildung zu erfreuen. Athen ist im Begriff, das zu werden, oder ist es schon, was es selbst im Altertum nie ganz gewesen: die geistige Hauptstadt der hellenischen Welt.

Das würde es selbst dann sein, wenn weder der König, noch die Kammer in Athen residirten. Athen kann aufhören, die politische Hauptstadt Griechenlands zu sein, und manche Griechen träumen ja von einer griechischen Hauptstadt Byzanz. Nur die schwersten Schicksalschläge dagegen könnten jetzt noch Athen seines Charakters als des geistigen Mittelpunktes aller Griechen der Erde entkleiden; vielleicht nur die Aufhebung der athenischen Universität.

Im Mai 1887 begeht das „Panepistimion“ seine halb-

hundertjährige Jubelfeier. Mit noch nicht 100 Studenten begründet, ist die Universität von Athen heute die zweite der Welt an Zahl ihrer eingeschriebenen Zuhörer. Im Wintersemester 1883/84 zählte sie 2773 Studenten, heute ungefähr 4000. Nur die Berliner Universität hat eine noch größere Zahl. Reichlich die Hälfte der athenischen Studenten stammt aus dem griechischen Ausland; aus Kreta, Epiros und Makedonien allein mehrere hundert. Zu der Zeit, als ich in Athen war, hatte die Universität die Katheder und Bänke aus ihren Hörsälen entfernt; diese waren zu Kasernenstuben für die massenhaft in Athen zusammengeströmten Truppen geworden, die von hier nach Thessalien entsendet wurden. Reichlich dreiviertel der Studenten und die meisten der jüngeren Privatdozenten und Professoren standen im Heere. Es gab während eines halben Jahres in Griechenland keine Universität, gerade so wie im Jahre 1813 keine in Preußen.

Keiner Stadt wird es schwerer, dem fremden Besucher künstlerisch zu gefallen, als das neue Athen; keinem Volke schwerer, etwas Hervorragendes in der Kunst zu leisten, als den Griechen. Was sie auch anfangen mögen, immer wird ihnen die überwältigende Größe der Vorfahren entgegengehalten werden und ihre Kunsttätigkeit lähmen.

Es ist auch ungerecht, von den Neugriechen schon jetzt ausgezeichnete künstlerische Leistungen zu verlangen. Erst muß ein Volk einen gewissen ruhigen Besitzstand des politischen Lebens errungen haben, ehe es sich den so notwendigen Überfluß der Kunst gestatten kann. Die Griechen haben wahrhaftig in den jetzt vergangenen 50 Jahren Unentbehrlicheres zu tun gehabt, als Statuen zu meißeln und Bilder zu malen. Sie haben ihre wucherischen Gläubiger befriedigen müssen, die sich die Unterstützung im Befreiungskriege mit mehr als 100 Prozent Aufgeld bezahlen ließen. Sie haben das Land gänzlich von Räubern gereinigt,

haben mehrere tausend Kilometer Straßen, 700 Kilometer Eisenbahnen hergestellt, haben Schulen errichtet, eine Armee geschaffen, Museen erbaut, sich eine schöne Hauptstadt gegeben, Dampfschiffe gezimmert, — und mit ähnlichen nützlichen und notwendigen Dingen werden sie noch eine geraume Weile zu tun haben, ehe sie an Kunst denken können. Ob sie kunstbegabt sind, das wird sich dann erweisen. Von ihnen jetzt schon Phidiasse und Periklesse verlangen und sehr enttäuscht sich geberden, wenn von jenen auserwählten Geistern ein Halbjahrhundert in Griechenland nicht mehr erzeugt hat als in anderen Ländern auch, das muß der Sippe der Tissot und Vierordt überlassen bleiben.

Athen hat an öffentlichen Bauten verhältnismäßig sehr viel Schönes aufzuweisen. Ständen diese Marmorhäuser in Berlin, München, selbst in Paris, man würde des Rühmens kein Ende finden. In Athen erdrücken Parthenon, Erechtheion, Propyläen fast jeden Versuch, etwas Hervorragendes in der Baukunst zu leisten.

So kunstwidrig freilich, so majestätisch langweilig wie das königliche Schloß am Verfassungsplatz ist kaum ein zweites größeres Gebäude. Zum Glück wird es dem Anblick von der menschendurchwimmelten Agora des neuen Athens entzogen durch ein liebliches Wäldchen aus Platanen, Pfefferbäumen und Palmen. Wen aber die Neugier treibt, sich das Schloß des Königs von Griechenland in der Nähe anzusehen, der glaubt zuerst, er stehe vor einem Zeughaus, einer Kaserne oder einem Krankenhaus. Ein ungeheurer Kalksteinklumpen, bekleidet mit pentelischem Marmor, ohne künstlerische Gliederung, ohne einen Schmuck der Riesenfront, — ein Meisterstück Münchener Langweiligkeit. Der Münchener Baumeister Gärtner nämlich hat diesen griechischen Königspalast in der zweiten Hälfte der 30er Jahre verübt, und König Ludwig der Erste von Bayern hat den Bau gutgeheißen. Wie schade, daß das Feuer vor zwei Jahren nur den einen Flügel innen

ausgebrannt und nicht die ganze steinerne Langeweile vernichtet hat! Kein Mensch, auch der König nicht, hätte dem Schloß eine Träne nachgeweint, und Marmor giebt es in den Brüchen des unerschöpflichen Pentelikon genug, um einige hundert solcher Paläste neu aufzubauen.

Die schönsten Neubauten stehen in den Straßenzügen zwischen Schloßplatz und Eintrachtplatz: in der Stadion-, Universitäts- und Akademie-Straße. An der Universitätsstraße erhebt sich das auch in Deutschland oft genannte „Schliemannsche Haus", zweifellos einer der stattlichsten Paläste Athens, wenn auch ohne künstlerische Eigenart der Façaden: ein Gemisch aus griechischer Klassik mit etwas Renaissance. Prächtig sind das Treppenhaus und die Empfangsäle; das Prächtigste aber — die Aussicht von der Marmorterrasse des Daches auf die Akropolis: die schönste, die es nach meiner Meinung überhaupt auf das Heiligtum Athens gibt. Sich daran zu jeder Stunde laben zu können, dünkt mir beneidenswerter als die Pracht der inneren Einrichtung. Seltsam berührt es, daß ein so reicher Mann wie Herr Schliemann die Bildsäulen der Olympier, die auf seines Daches Zinnen stehen, aus schnödem Gips hat formen lassen.

Ein Bauwerk besitzt aber das neue Athen, um welches jede Stadt der Welt es beneiden mag: die Akademie. Sie ist von den unzähligen Nachahmungen altgriechischen Tempelstils zu modernen Zwecken die einzige, vor welcher man das Gefühl empfindet: an dir hätten auch die Athener des 5. Jahrhunderts sich wie an einem echten Kunstwerk erfreut. In ihrer schneeigen Marmorpracht, mit dem schüchternen Farbenschmuck aus Gold, Blau und Rot, muß sie alle Widersacher der Steinbemalung zum Schweigen bringen. Nirgends ist der Versuch im großen herrlicher gelungen als bei der Athenischen Akademie. Sie ist so hinreißend schön in ihrer Anordnung, so zierlich und maßvoll

bei aller Größe, daß man ihres Anblicks selbst dann von Herzen froh wird, wann man von der Akropolis herabgestiegen kommt.

Deutsche Baumeister haben die Versündigung am Kunstgeist Athens durch den Schloßbau glänzend hier wieder gut gemacht. Hansen aus Wien und der Deutsche Ziller sind die Schöpfer dieses Kleinods neuathenischer Baukunst. Ihr Triumph ist doppelt groß, wenn man die Kühnheit bedenkt, auf diesem Platze (neben der Universität), von dem man aufs Parthenon hinaufschaut, ein neues Gebäude in altgriechischem Geiste zu errichten. Über der Schönheitspracht dieses Palastes der Wissenschaft übersieht man die beiden geschmacklosen, riesenhaften, jonischen Säulen, auf denen ein griechischer Künstler die Bildsäulen der Athene und des Apollo aufgepflanzt hat. Wo der Mann nur gelesen haben mag, daß die Griechen jemals eine Statue hoch auf einzelstehende Säulen hinaufhißten? Dergleichen haben die Römer erfunden, und ihnen haben die Franzosen das Kunstgeheimnis abgelauscht: eine Trajansäule war im alten Athen so undenkbar wie eine Napoleonsäule.

Fünf Millionen Drachmen hat die Akademie gekostet; aber nicht ewa dem Staat, sondern einem der vielen privaten Wohltäter Griechenlands: dem Bankier Sina in Wien. Nun steht sie außen und innen fertig da und harrt der Akademiker, die in ihrem schönen Saal sich versammeln sollen, und sie wird ihrer noch recht lange harren. Viele einsichtige Griechen haben mir bei aller Verehrung für Sina und aller Bewunderung für die Akademie gesagt: Welche Zahl guter Schulen hätte man für jene fünf Millionen gründen können! Ob die Akademie, falls sie Akademiker erhielte, nicht mehr zum Unsegen als zum Segen für Griechenlands sprachliche Zukunft gereichen würde, sei späterer Erörterung vorbehalten.

Ein Grieche, der fünf Millionen für sein Vaterland übrig hat! Und er ist nicht der Einzige; er ist nur der reichste. Viele der

schönsten Gebäude Athens sind Geschenke einzelner Bürger. Ganze Gymnasien, Krankenhäuser, Mädchenschulen, Ausstellungspaläste verdanken ihre Entstehung dem großartigen Opfersinn reicher Griechen. Der Staat Griechenland ist vielleicht der ärmste in Europa; seine Bürger gehören zu den reichsten. An vaterlandsliebendem Gemeinsinn lassen sich wohl nur die Nordamerikaner mit den Neugriechen vergleichen. Athen ist die zusammengeschenkte Stadt des Hellenismus.

Da ist z. B. die Universität, eine der besten Hinterlassenschaften des bayrisch-griechischen Königtums, ganz nach deutschen Vorbildern eingerichtet. Von Geschenken auferbaut, wird sie von Geschenken erhalten. Sie besitzt ein Stiftungsvermögen von mehr als fünf Millionen Drachmen, welches noch fortwährend durch Vermächtnisse und Geschenke wächst und vollauf zur Bestreitung der gesamten Ausgaben (etwa 300000 Drachmen jährlich) hinreicht. — Da braucht die Universität ein physiologisches Museum, ein chemisches Laboratorium. In den Ländern Westeuropas muß in solchen Fällen die Universität vom Herrn Unterrichtsminister, dieser vom Staatsministerium, dieses von den Kammern die nötigen Summen verlangen. In Griechenland finden sich zwei oder drei reiche Patrioten, welche die Lappalie auf einen Tisch hinzahlen, — in den genannten Fällen die Herren Bernardakis und Simwulidis, — ohne die Hoffnung, dafür in den Adelstand erhoben zu werden, denn die griechische Verfassung kennt keinen Adel. Kurze Zeit vor meiner Reise war ein ehrsamer Fleischermeister in Athen gestorben. Seine Kinder, sämtlich Söhne, waren längst selbständige, reiche Männer geworden. Er hatte weder Lesen noch Schreiben gelernt; aber nach seinem Tode fand man ein Testament beim Notar, wonach er sein ganzes Vermögen: 25 000 Drachmen, der Universität von Athen hinterließ. Auch kleine Schenkungen, 100 und 200 Drachmen, in den Testamenten armer Bauern sind keine Seltenheit. Wird Griechenland einst wieder ein Land künst-

lerischer Hervorbringungen, — an Käufern der Kunstwerke wird es nicht fehlen.

Von den anderen hervorragendsten Profangebäuden Neu-Athens ist nur die Kammer als architektonisch wertvoll zu erwähnen. Zu ihrem Bau hat kein Privatmann einen Lepton hingegeben. Außen und innen Marmor; sonst ohne bemerkenswerten Schmuck. Die Akustik ist so jämmerlich wie in den meisten übrigen Parlamenten Europas!

Athens Straßenleben ist überwiegend europäischen Gepräges, obgleich die Fremden zu zählen sind. Hier sieht man auch in den Spätnachmittagstunden Damen spaziren gehen, sonst in Griechenland ein sehr ungewöhnlicher Anblick. Natürlich nicht im Volkskostüm, nicht einmal mit dem goldbequasteten Fez, welches den Frauen der niederen Stände in Athen so reizend steht. Nein, die athenischen Damen kleiden sich mit dem Abhub der Pariser Mode, und die französischen Schneiderinnen werden in Athen alle reich. Nur im Akropolis-Viertel sieht man noch weibliche Volkstracht. Die vornehmen Damen kommen beim Vergleich schlecht weg; die Griechinnen, besonders die jungen, sind viel zu schön gewachsen, um nicht durch Tournüre und solchen Kram zu lächerlichen Karikaturen zu werden.

In den Kaffehäusern, oder vielmehr vor den Kaffehäusern ist nie eine Dame zu sehen, sie sei denn eine Ausländerin. Hier herrscht der Mann unumschränkt, ganz wie in den ältesten Tagen. Der Platz vor einem Kaffehause, namentlich vor denen am Verfassungsplatz und Eintrachtplatz, ist die Agora, wo die Männer über öffentliche Dinge verhandeln. An bewegten Tagen, wie denen, die ich jetzt durchlebe, wird die Musikantentribüne inmitten des Verfassungsplatzes im Umsehen zur Rednertribüne, und die Stühle um die Kaffetischchen zu den Sitzen des Volksparlaments.

Das athenische Kaffehaus mit dem unbegrenzten Raum auf dem Platz davor ist mehr als ein Privatgeschäft; die Stühle draußen gelten gleichsam als „öffentliche Anlagen“, für deren beliebig lange Benutzung kein Gast die Verpflichtung übernimmt etwas zu verzehren. Auch der auf bestaubte Stiefeln fahndende Lustro ruht sich gemächlich auf einem der Stühle vor dem Kaffehause aus, gleichviel wie vornehm dieses sein mag.

Das athenische Kaffehaus unterscheidet sich von denen in der Provinz durch nichts als den Preis für eine Tasse; der Kaffe ist nicht besser als im kleinsten Nest des Peloponnes, kostet aber in den feineren Kafenia 15 statt 10 Lepta. Dem Kellner ein Trinkgeld zu geben, fällt keinem Menschen ein, auch keinem Fremden, der mit guter griechischer Landessitte vertraut ist. „Wiener Cafés“ giebt es Gottseidank! noch nicht in Athen.

Dagegen hat Europa das arme Athen mit manchen anderen Kulturerrungenschaften beschenkt. Das Tingeltangelwesen, anderwärts im Aussterben begriffen, flüchtet sich jetzt in den Orient, und in Athen macht es seine erste Station. Italienische Opern- und französische Operettensängerinnen werden von unternehmenden Händlern mit musikalischem Menschenfleisch alljährlich truppweise nach Athen verschickt und verderben den Geschmack der ohnehin nicht sehr musikverständigen Griechen in Grund und Boden. Sie verderben aber noch manches andere. Vor dem Erscheinen dieser Sängerinnenbanden gab es in Athen auch kein Cocottentum. Im Piräus soll für die Schifferbevölkerung aus allen Ländern eine Sammlung niedrigster Dirnen, besonders aus Ungarn und Böhmen, schon lange feilgehalten werden. Aber nach Athen kam das Übel doch erst im Gefolge der abendländischen „Künstlerinnen“. Alljährlich beglückt eine französische Operetten-Gesellschaft die Hauptstadt Griechenlands, und die weiblichen Mitglieder dieser Kunstinstitute bleiben regelmäßig an den Ufern des Ilissos und Kefissos zurück. Das wäre nun zwar weder

wunderbar noch neu; leider aber verleiten diese Kulturträgerinnen durch ihr schamloses Auftreten, gepaart mit glänzendem Kleiderbehang, die armen Arbeitermädchen Athens dazu, es ihnen nachzutun. Während des letzten Winters verschwand jenes französische Dirnengesindel aus der Stadt: die Mobilmachung hatte die jungen Athener nach Thessalien entführt, die Universität geschlossen, die Offiziere entfernt. — Die Athener erwarten eine Besserung dieser Zustände von der Vollendung ihres großen Nationaltheaters, dessen Bau leider sehr langsam vorrückt. Übrigens muß ich bemerken, daß in den Straßen Athens nicht das Mindeste von etwa vorhandenem Dirnenwesen wahrzunehmen ist. Für Don Juans ist Athen kein Siegesschauplatz.

Vielleicht ist dies auch die passendste Stelle, um eine bemerkenswerte Geschichte aus Athens älterer neuer Zeit zu erzählen. In Athen kennt sie jedermann; es wäre aber gut, wenn man sie auch anderwärts kennte. Will man wissen, wie es Herrn Edmund About, dem Kulturhistoriker Griechenlands der 50er Jahre, ergangen ist? Wirklich sehr schlimm, und man begreift, wie er zu seinem Ingrimm gegen die athenischen, gegen die griechischen Frauen überhaupt, gekommen ist. Auf einem Ball in einem der vornehmsten Häuser Athens wurde er durch den Hausherrn erst von links nach rechts, dann wieder von rechts nach links geohrfeigt und etwas hastig und ungeordnet die Marmortreppe hinuntergeschafft. Herr About hatte nämlich der Frau des Hauses die schmachvollsten Anträge gestellt, und jene frivole Person hatte das sogleich ihrem Gatten mitgeteilt. Kann man sich da allzusehr wundern, daß Herr About schnell ein Kapitel über die griechischen Frauen seinem sonst für Griechenland recht schmeichelhaften Buche einverleibte, worin er ihnen vorwarf, sie gingen ohne Scham und Schande auf die Eroberung so interessanter Fremden aus, wie Herr About einer war? —

Seitdem ich diese höchst wahre Geschichte von einem glaubwürdigen Ohrenzeugen jener kulturgeschichtlich wichtigen Ohrfeigen mir in Athen habe erzählen lassen, hege ich einen unbezwingbaren Argwohn gegen unglimpfliche Beschreiber Griechenlands. Lese ich solch eines Kulturhistorikers Buch oder Reisebriefe, z. B. die des jüngsten deutschen Tissot, so möchte ich immer fragen: bei welcher Gelegenheit mag der wohl in Griechenland Ohrfeigen gekriegt oder — verdient haben?

Die „Gesellschaft“ in Athen hat zwei Hauptquartiere: den Empfangsalon des Fräuleins Sofia Trikupis, und — die Bierstube von Berniudakis in der Hermesstraße.

Sofia Trikupis, die Schwester des unvermählt gebliebenen jetzigen Ministerpräsidenten, ist der einflußreichste Minister ohne Portefeuille im Kabinet Trikupis. Nicht daß sie sich direkt in die Geschäfte des Landes einmischte; aber in ihrem Salon vorbereitet sich das Meiste dessen, was nachher als Tatsache erscheint. Eine unverheiratete Dame in etwas späten Jahren, besitzt sie auf Erden nur einen Stolz, einen Ehrgeiz, eine große Liebe: ihren Bruder. Feindin kleinlicher Frauenintrigue, durchaus das Gegenteil dessen, was man sonst gewöhnlich unter einem weiblichen Politiker versteht, übt sie vom Divan ihres blumengefüllten Empfangzimmers eine Wirkung auf Freunde wie Gegner ihres Bruders, die ganz erstaunlich ist. Sie ist die Stärke dieses Kabinets, gleichviel ob Trikupis am Ruder bleibt oder nicht. Während des kurzen Zwischenreichs des unfähigen Delijannis hat Sofia Trikupis genau dieselbe gesellschaftliche Macht geübt, wie in den Tagen der Herrschaft ihres Bruders. Sie gehört nicht zu denen, welche ein siegreicher Gegner übersehen darf. Man kann in Griechenland, wie auch sonstwo, durch die Gunst irregeleiteter Volksmassen Minister werden, obgleich man kaum einen

brauchbaren Kanzleischreiber ersetzen würde, — von Sofia Trikupis' Salon ausgeschlossen, bleibt man dennoch ein Niemand.

Bei ihr wird nicht „geklatscht", sondern über ernsthafte Dinge gesprochen, — nicht mit feierlichem Ernst, vielmehr mit dem Schein harmlosen Salongeplauders. Hier erfährt man auch die wahre Wahrheit in politischen Dingen, wenn sie überhaupt in Griechenland zu erfahren ist, was ich in Athen bezweifeln gelernt habe. Es ist unglaublich, mit welcher Sicherheit hier urplötzlich ganz unbegründete, geradezu tolle Gerüchte entstehen und verbreitet werden. In diesem Lande mit der unbeschränktesten Pressfreiheit von ganz Europa, mit der ewig unter blauem Himmel, auf offenem Markt sich abspielenden Kleinstaatpolitik, mit dieser Leichtzugänglichkeit der höchsten Würdenträger, — ist dennoch nichts schwieriger, als über die politischen Ereignisse auch nur annähernd die Wahrheit zu erfahren.

Ich denke, es kommt den Athenern auch nicht so sehr auf Wahrheit als auf Neuheit an. Die heutigen Bewohner Athens sind zwar nicht die Nachkommen der alten Athener, sondern aus ganz Hellas zusammengewürfelt; es scheint aber, als haben derselbe Boden, derselbe Himmel, dasselbe Wasser auch wieder denselben Geist der Bevölkerung erzeugt, wie vor Jahrtausenden. Als ich auf dem Grashügel des Areopags die Worte des Paulus an die Athener las, auf dieser selben Stelle gesprochen, fiel mir die merkwürdige Parenthese auf, welche in der Apostelgeschichte (XVII, 21) über den Charakter der Athener gemacht wird: „Alle Athener und zugezogenen Fremden hatten keine andere Beschäftigung, als etwas Neues zu sagen oder zu hören."

Sieht man dann die Witzblätter, von denen die atheniſche Presse wimmelt, den „Paliánthropos", „Asti", „Romiós", „Rabagas", ꝛc. mit ihren gesalzenen und gepfefferten Späßen, ihrem derben Geradezu gegen Demagogen und Demagogengenossen, gegen den Schwätzer und Windbeutel Delijannis, den wahren Erben

Kleons des Gerbers, so denkt man daran, daß auch Aristophanes, wenn er heute in Athen lebte, nichts anderes tun würde, als ein Witzblatt herausgeben. Von der funkelnden Pracht des Aristophanischen großen Witzes, von seinem wahrhaft dichterischen Pathos des Spottes ist nicht viel in jenen Witzblättern wiederzuentdecken; aber manche sehr treffenden, vom gleichen Geist echter Vaterlandsliebe eingegebenen Bemerkungen habe ich allerdings darin gefunden. Am besten waren die Sachen, welche in der kräftigen und zugleich höchst biegsamen Volkssprache geschrieben waren, — wie denn überhaupt alles Beste der neugriechischen Dichtung in der Bauernsprache, nicht in dem Maccaroni- oder Kunstbutter-Griechisch der Bücher und Leitartikel verfaßt ist.

Auch sonst muß jedem aufmerksamen Fremden, der seine altathenische Geschichte nicht ganz vergessen und der namentlich vor der Reise fleißig den Aristophanes gelesen hat, die wunderbare Ähnlichkeit des öffentlichen Geistes des alten Athens mit dem neuen auffallen. Sie bietet sich ganz ungesucht dar. Nie werde ich jenen Tag vergessen, an welchem Griechenlands Schicksal auf der Spitze einer Stahlfeder schwebte: den 7. Mai 1886. Das Regiment von Athen hatte Befehl erhalten, nach Thessalien abzumarschiren. Ein Taumel der Freude, der ausschweifendsten Hoffnungen hatte die Stadt ergriffen. Des Ernstes dieser Stunde waren nur Wenige sich bewußt; auch die Ruhigsten lachten und weinten vor Jubel. Gewiß, das Ziel war ein edleres, gerechteres, als damals, da Athen seine ganze waffenfähige Mannschaft auf die Schiffe lud, um sie zur Expedition nach Sizilien unter Alkibiades hinauszusenden; aber damals wie heute derselbe Überschwang blinder Zuversicht. Man brauchte nur die Schilderung im „Peloponnesischen Krieg" des Thukydides zu lesen, um ergriffen zu werden durch diese Unveränderlichkeit griechischen Volksgeistes.

Und noch etwas verdient hervorgehoben zu werden. Um dieselbe Zeit, da ich in Athen weilte, langten die vier Panzer-

schiffe der Großmächte an und ankerten drohend in der Bucht von Phaleron. Die Athener, die von jeder Anhöhe in der Stadt, von den Dächern ihrer Häuser jene Zeugen und Bürgen ihrer Vergewaltigung durch Europa täglich erblickten und in der Wut der Ohnmacht die Fäuste ballten, — wie haben sie sich in jenen schweren Tagen voll Erbitterung und Fieberaufregung gegen die Angehörigen der Länder betragen, deren Kanonen auf ihre Hauptstadt gerichtet waren? Mit der gleichen Urbanität, mit der gleichen gewinnenden Güte und Gastlichkeit, wie in den Tagen zuvor. Nicht nur gegen mich, sondern gegen alle Fremde, die zufällig damals in Athen waren. Und als gar die Offizire der feindlichen Schiffe ans Land stiegen, um die Akropolis zu sehen, bevor sie vielleicht ihre Granaten darauf schleuderten; als sie durch die Straßen der durch sie bedrohten Stadt spazirten, bei Berniudakis sich erfrischten, — hat ihnen auch nur ein athenischer Straßenjunge ein böses Wort nachgerufen, ein Bürger Athens ihnen einen beleidigenden Blick zugeworfen? Ich habe mit Offiziren des „Belagerungsgeschwaders" gesprochen, — sie selbst waren erstaunt über diese Haltung der Athener.

Vielleicht ist auch Paulus erstaunt gewesen, als er in seinem schlechten alexandrinischen Judengriechisch auf dem Areopag in Athen vor den klügsten und sprachfeinsten Griechen der Welt seine Predigt gehalten, die an Athens altem Götterglauben rüttelte, — erstaunt, daß sie ihn so ruhig-höflich anhörten bis zum Ende und ihm sogar trotz der ihnen lächerlich erscheinenden Lehre von der Auferstehung der Toten einige Artigkeiten über seinen Vortrag sagten.

Bei Fräulein Trikupis treffen sich die Herren und Damen der gebildeten Gesellschaft Athens; — bei Berniudakis verkehren nur Männer, wie in jedem griechischen Wirtshaus.

„Gekneipt" wird in Athen nur von Deutschen. Der Grieche

trinkt am frühen Abend wohl ein Glas Bier oder zwei; aber die Zeit nach dem Abendessen gehört seiner Familie, nicht der Kneipe. Ein Grieche muß schon sehr lange auf deutschen Universitäten sich aufgehalten haben, ehe er deutsche Bierseligkeit und Bierpoesie würdigen lernt.

Das Bier in Athen ist schlecht, ganz schlecht. Auch das in der vornehmsten Kneipe, eben der von Berniudakis, schmeckt abscheulich. Man geht aber zu Berniudakis nicht, um Bier zu trinken, sondern um in gebildeter Männergesellschaft im luftigen Zimmer oder im kühlen Garten eine anregende Stunde zu verplaudern.

Zwischen 6 und 8 Uhr abends trifft sich dort eine Gesellschaft, zu welcher Zutritt zu haben für jeden Fremden ein geistiger Gewinn ist. Es versammeln sich nämlich die Professoren der Universität mit ihren Bekannten aus allen Berufen; politische Freunde und Gegner; hohe Ministerialbeamte des herrschenden wie des verflossenen Kabinets; — kurz, alles, was in Athen geistig arbeitet oder am Räderwerk der Staatsmaschine mit dreht oder gedreht hat. Den festen Kern bilden die Professoren, fast ausnahmlos nach beendigtem Studium in Athen — an fremden Universitäten, überwiegend deutschen, weitergefördert und noch immer mit treuer Verehrung an den fremden Bildungsstätten hängend. Mit dem schlechten Bier wird hier ganz auf deutsche Art angestoßen und Prosit! zugetrunken; manch gutes Restchen deutschen Komments ist diesen gelehrten Herrn auf -akis, -pulos und -itis geblieben. Ach, wenn nur das Bier dort nicht so jämmerlich wäre! Welch ein Paradies für den Deutschen könnte sonst der kleine Garten bei Berniudakis sein, umgeben von hohen Mauern, mit Weinlaub und Kletterrosen umsponnen, und mit dem Stückchen blauen, lichtfunkelnden Äthers hoch oben.

Zwanzigstes Kapitel.

Gestalten aus dem alten Athen.

Es giebt auch ein altes Athen, dicht neben dem glänzend-neuen. Die Fremden kommen selten hinein; die meisten wissen kaum etwas von seinem Dasein. Am nördlichen Fuß der Akropolis liegt es; Denkmäler aus dem klassischen Altertum birgt es nicht. Es ist selber ein Denkmal aus einer Zeit, die mehr und mehr dem Gedächtnis der Lebenden entschwindet.

Nichts da von mathematischer Regelmäßigkeit und Rechtwinkligkeit, wie in den Vierteln, wo die Fremden wohnen und verkehren. Die Gassen laufen, wie es der holprige Felsboden gestattet: im Zickzack, bergauf, bergab. Mit Häusern, die an der einen Seite der Gasse vielleicht um zehn Fuß höher stehen als an der andern. Keines seinem Nachbarn gleich; eines mit drei Geschossen über der Erde, das andere kaum über Kopfhöhe des Vorbeigehenden; mit bewohnten Zimmern unter der Erde, in den Felsen des Burgabhangs eingesprengt.

Dies ist das alte Athen, wie es nach den Freiheitskriegen, in den 30er Jahren, entstanden ist und sich „allem Komfort der Neuzeit“ zum Trotz lebensfroh bis heute erhalten hat. Hier ist der europäische Rock eine Seltenheit; der Zylinder ein angestauntes Ungetüm. Holde Erinnerungen an das wahre Griechenviertel

von Korfu werden hier wach. Hier hämmert der fleißige Blechschmied und singt dazu mit gellender Stimme; dort schnitzelt der Stockmacher an den langen Ölbaumwurzeln; der Schneider sitzt am offenen Fenster, halb auf der Gasse, und näht an den Fustanellen und Jacken; mit der Nadel, nicht mit der Nähmaschine. Und über allem wallt der Duft der weißen, roten und gelben Käse, gemischt mit dem der Orangen, der Zwiebeln, des Knoblauchs, — das Herbe mit dem Zarten.

Dieses Viertel wird bestehen bleiben, und wenn noch so viele Pferdebahnen das neue Athen durchklingeln, noch so viele Hôtels nach dem Muster der Schweizer Karawansérais sich auftun, noch so viele Europäer zur Akropolis hinauffahren. Es steht unter dem Schutz des ragenden Burgberges der Stadt, in seinem kühlen Schatten; den Augen der Touristen entrückt durch seinen Mangel an Sehenswürdigkeiten.

Daß es selber eine der eigentümlichsten Sehenswürdigkeiten Athens ist, war mir durch den Zufall offenbart worden, der mich einst bei dem Niederstieg vom Areopag anstatt nach der Südseite — nach der Nordseite des Hügels verschlug. In die tiefsten Geheimnisse dieses Viertels bin ich damals nicht eingedrungen. Das blieb einer „Wahlreise" vorbehalten, die ich unter kundiger Führung eines der Väter der Stadt Athen und in zahlreicher Begleitung athenischer Privatdozenten mit und ohne Uniform, Advokaten mit und ohne Praxis, Zeitungsredakteure mit und ohne Abonnenten machte.

Der betreffende „Vater der Stadt" ist der Vertreter dieses Viertels im athenischen Stadtrat. Leidenschaftlicher Anhänger des Trikupis, wütender Gegner des Delijannis; aber zum Simwulos (Stadtverordneten) gewählt von Trikupisten wie Delijannisten, und das von Rechtswegen. Wenn Athen heute bezüglich des Volksschulwesens sich mit Ehren neben deutschen Städten sehen lassen darf, so ist dies sein Verdienst. Davon in einem späteren

Kapitel; den Mann selbst aber will ich hier schon nennen: mit liebevoller Erinnerung schreibe ich den Namen Michaïl Lambros nieder.

Er hat mit mir heute schon ein großes Tagewerk vollendet. Ich habe sämmtliche Volksschulen Athens besucht, habe die neuen Wasserwerke der Stadt gesehen, einer Übung der ausgezeichneten Feuerwehr unter ihrem verdienten Hauptmann Wulgaris beigewohnt. Jetzt soll ich das alte Athen genießen, die sogenannte „Plaka", und abends wartet meiner das für mich veranstaltete Examen in der Straßenjungenschule. In jeder andern Stadt würde ein stärkerer Mann als ich unter solchem Programm erliegen; unter diesem Himmel darf man einen langen Tag hindurch sehen, hören, rennen, fahren, ohne zu ermüden.

Mein Führer kennt sie alle, diese wackeren athieniensischen Gevatter Schneider, Schuhmacher, Klempner, Käsekrämer, Weinverkäufer, Gerber, Gemischtewarenhändler (Pandopólis), und sie kennen und begrüßen ihn. Da steht solch ein Pandopólis in der Tür seines buntscheckigen Ladens. Ob die Herren nicht näher treten wollen? — Gern! Herr So und So aus Berlin, „der Hauptstadt Deutschlands", wie nie vergessen wird hinzuzusetzen, — Herr Kekesis, oder Herr Tendis; jener ein Trikupist, dieser ein verschämter, jetzt tief beschämter Delijannist, der es nicht wahr haben will, daß sein Laden bei den letzten Wahlen eines der Hauptquartire der Trikupis-Stürzer gewesen.

In jedem Pandopolion giebt es ein Gläschen Wein, wirklich nur ein Gläschen, nach mäßiger Landessitte. Und überall schnell ein politisches Geschwätzchen, immer um dieselbe Angel sich drehend: „Fort mit Delijannis, dem Dummkopf!" Nirgend wird eine Stimme zu seinen Gunsten laut; nur weiß Keiner, wie man ihn loswerden soll. Daß der König ihn nicht ausstehen kann, weiß alle Welt; aber was soll der konstitutionelle König gegen einen Minister tun, der ihm sagen kann: die Mehrheit der Kammer

hat sich vor 3 Wochen für mich erklärt!? Von selbst geht dieser Mensch nicht, so lange er noch die Zunge und die Feder rühren kann. Ein Schuster, der zu uns über die Gasse hereingekommen, früher ein Delijannist, weil Delijannis dem Volk billigen Tabak und billiges Zigarrettenpapier versprochen, — ist umgesattelt, seitdem er weiß, daß billiger Tabak und Zigarrettenpapier den einzigen Mann gestürzt, der Griechenland in diesem Augenblick der Erniedrigung retten könnte: Trikupis. Dieser Schuster, des Lesens und Schreibens unkundig, giebt der Lage und den bei allen Einsichtigen herrschenden Gefühlen den vierschrötigsten Ausdruck mit den Worten: „Wir Dummköpfe haben diesen Erzdummkopf Delijannis gewählt, — so müssen wir ihn denn auch erdulden, bis ans Ende.“ Aber natürlich stößt er mit uns an auf das Wohl des Trikupis.

Man hat in der ganzen europäischen Presse, nicht am wenigsten in der deutschen, während der letzten griechischen Krisis voll höhnender Überlegenheit seinen Spott getrieben mit dem „unreifen Griechenland und seiner kindischen politischen Haltung“. — *Was* ist die Wahrheit gewesen? Wahlen, deren Schlagwort: „Keine neuen Steuern!“ bringen einen bis dahin in seiner Unfähigkeit wohlerkannten Menschen, Delijannis, an die Spitze der Geschäfte, unterbrechen das Reformwerk des tatkräftigsten Ministers des neuen Griechenlands: Trikupis. Der unglückliche Zufall fügt es, daß unter jenem unfähigsten Manne die gefährlichste Krisis für Griechenland ausbricht. Das Volk verlangt stürmisch den nationalen Krieg. Ob unklug oder weise, das kann *Keiner* entscheiden; darüber würde das Kriegsglück das letzte Wort gesprochen haben, wie in dem Zweikampf zwischen dem „wohlgerüsteten“ Serbien und dem „ohnmächtigen“ Bulgarien, dessen Ausgang alle wohlweisen Berechnungen der Diplomaten und Kriegsverständigen, alle Profezeiungen der Presse innerhalb 24 Stunden über den Haufen warf.

Genug, *das griechische Volk wollte im Frühling*

1886 den Krieg gegen die Türkei; das Volk, nicht bloß „einige athenische Schreier". Delijannis, der Mann ohne eigenen Willen, giebt scheinbar dem Drängen nach, läßt rüsten und marschiren, vergeudet 130 Millionen Drachmen, ist aber in seines Herzens Tiefen fest entschlossen, keinen Krieg zu führen. Das Volk stützt ihn und traut ihm, weil er zum Kriege zu drängen scheint. Es giebt seine Söhne hin, läßt seine Felder und Weinberge unbestellt, seine Häfen verödet, seine Häuser ohne Schutz, — alles, weil Delijannis rüstet.

Endlich kommt die furchtbarste Enttäuschung. Auch dem Vertrauensseligsten wird es klar, daß ein Schwätzer und Feigling das Volk betrogen. Die Kammer hat sich vertagt, nachdem sie, von Delijannis befragt, ihm ihr Vertrauen bezeugt und ihn aufgefordert hat, mit den Rüstungen fortzufahren. Sie hat gleich aller Welt geglaubt, Delijannis wolle und werde den Krieg erklären. — Delijannis will aber nichts dergleichen; er will nur am Ruder bleiben und sein Portefeuille nicht dem Spiel des Kriegswürfels preisgeben. Keine Kammer; kein mächtiger König, der diesen Menschen stürzen könnte.

Ich frage jeden: was würde in Frankreich, was würde in Italien, was in manchem Lande von größerer politischer „Reife" in solcher Stunde geschehen sein, da das Volk oder auch der Pöbel einer großen Hauptstadt gemerkt hätte, der Minister hat ein frevelhaftes Spiel mit der Ehre und dem Vermögen des Landes getrieben?! Die helle Empörung hätte einen solchen Menschen in der Stunde der Wahrheit weggefegt, und mit ihm vielleicht das Staatsoberhaupt, welches ihn so lange hätte gewähren lassen.

In Athen keine Empörung; keine meuterische Kundgebung vor des Ministers Fenstern. Eine einfache Schildwache vor Delijannis' Hause hat genügt, ihn gegen die Wut des ganzen Landes, der empörten Hauptstadt zu schützen. Mit einem bewunderswerten Mut der Selbstbeherrschung hat das athenische, leichtblütige

Volk die furchtbare Heimsuchung des Vaterlandes nicht noch verstärkt durch eine Störung des öffentlichen Friedens. Es hat die ihm zugefügte Demütigung und Strafe der Blockade mit Zähneknirschen und Tränen — ich habe sie fließen sehen! — hingenommen; aber Athen blieb ruhig, und Herrn Delijannis wurde weder ein Haar gekrümmt, noch eine Katzenmusik gebracht.

Wer das griechische Volk nach solcher Probe patriotischer Hingebung und politischer Reife „kindisch" schilt, der sagt damit nichts andres als dieses: die Athener hätten ihren konstitutionellen Minister hängen sollen. — Der Schuster am Fuß der Akropolis war andrer Meinung, und er sah nicht im mindesten kindisch aus, wie er dastand mit seinen breiten Schultern, mit offener rauhhaariger Brust und zornfunkelnden Augen.

Und die Kammer? — Mit all ihren Fehlern, all ihrer strafbaren Leichtgläubigkeit hat sie im Augenblick der höchsten Gefahr ohne heftige Szenen, ohne sich mit unnütz gewordenen Anklagen gegen Delijannis aufzuhalten, diesen Unheilmenschen durch ein ruhiges Votum in die Ecke geschoben und wieder Trikupis als Ministerpräsidenten dem König empfohlen, — sie, die auf den Namen Delijannis gewählt worden war! Man übersetze die Vorgänge ins Französische, und man hat Szenen vor Augen, in denen Beschimpfungen, Herausforderungen, Ordnungsrufe oder gar Prügeleien wild durch einander toben.

Noch mehr. Trikupis kommt ans Ruder, und eine seiner ersten Maßregeln ist die Einbringung eines Gesetzentwurfs, wodurch mit einem Schlage von den 245 Abgeordnetensitzen der Kammer 100 abgeschafft werden. Ein neues Wahlgesetz soll ferner dem Unfug ein Ende machen, daß nicht die wirklich bedeutenden Männer, sondern die Dorfgrößen in die Kammer gelangen. Und die Kammer stimmt mit überwältigender Mehrheit dieser capitis diminutio ihrer selbst zum Heile des Landes zu!

Europa tut wirklich gut, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß die alten Phrasen über die „Kinder- und Flegeljahre des griechischen Volkes“ nicht mehr genügen. Die Wahlen zur Kammer vollziehen sich in Griechenland nicht viel ärger als anderswo; man tut am besten, keine vergleichende internationale Wahlmoral zu treiben! Griechenland weiß jetzt ganz deutlich, was es will; es weiß nur noch nicht, was es kann. Es ist aber fest entschlossen, auch hierauf einmal die Probe zu machen, just so wie es die Bulgaren getan. — —

Das kommt davon, wenn man mit politischen Schustern griechische Politik treibt und mit einem athenischen Stadtvater eine Bereisung seines Wahlviertels unternimmt. Da verfällt man in das Laster des Politisirens, dem man daheim sich nach Möglichkeit entzieht. In Athen muß man aber politisiren; die Luft ist mit Politik erfüllt. Sie ist es ja nicht bloß jetzt unter dem Archon Eponymos Delijannis; — sie ist es gewesen, so lange es eine griechische Stadt Athen giebt, seit Solons und Perikles' Tagen.

In der Straße des Pan war es, wo ich meine beiden seltsamsten Bekanntschaften machte: die eines griechischen Sozialdemokraten und die eines griechischen Seeräubers. Das große Kabinetbild des letzteren hängt unter Glas und Rahmen jetzt neben meinem Schreibtisch; das Andenken des ersteren muß ich selbst mit der Feder erneuern.

In einer verräucherten Weinschänke traf ich ihn, den Bürger Dimitrios Melás, beileibe nicht zu verwechseln mit irgend einem Mitgliede der athenischen Millionärfamilie Melás. Er entstammte der Marmorinsel Paros und war seines Zeichens Marmorhändler. Der nun gesellte sich bescheidentlich an unsern Tisch am bleigefaßten Fensterlein, durch welches man geradeaus auf die Stoa des Hadrian blickte. Keiner von meiner

Gesellschaft kannte ihn; da er aber wohlgesittet schien, so litten wir, daß er mit anstieß, mit zechte und mit sprach.

Es kam die Rede auf die drohende Blockade, — ob die Mächte wirklich ein Land blockiren würden, mit dem sie sich nicht im Kriegszustand befänden? ob sie das nach dem Völkerrecht dürften? was ein Privatdozent des Staatsrechts, der unter Bluntschli studirt hatte, entschieden verneinte, — und ähnliches Weises und Törichtes. Da meinte Herr Dimitrios Melás: „Wißt ihr, woher das ganze Unglück über die Welt kommt? Daher, daß sie von Kaisern und Königen regirt wird. Sonst wäre Griechenland jetzt nicht in in der Klemme.“

Ich warf dem Republikaner ein, daß ja auch Frankreich an der Vergewaltigung Griechenlands teilnehme, — und das habe doch weder einen Kaiser noch einen König.

Nun war Dimitrios freilich am Ende seiner Weisheit; aber dafür zog er ein anderes Register auf. Er wäre überhaupt für Abschaffung sämtlicher Monarchen, denn er wäre ein Sozialdemokrat.

Ich hatte geglaubt, in Griechenland gäbe es keine Sozialdemokraten, könnte es garkeine geben, weil niemand eines gewissen eigenen Besitzes entbehrte. Nun hatte ich ein ausgewachsenes Exemplar der wohlbekannten Sorte vor mir, und meine mühsam erworbene kulturhistorisch-politische Einsicht in den Volkshaushalt der Griechen hatte ein Loch. Ein Republikaner war dieser Melás, das stand fest; doch das war mir auch sonst schon in Griechenland vorgekommen. Aber ein Sozialdemokrat? Das sollte er mir klarer machen. — Er blieb aber dabei: Sozialdemokratie bedeute die Abschaffung sämtlicher Monarchen. — Weiter nichts? — Weiter nichts.

Dem Manne war zu helfen. Hier lag offenbar nur eine Verwechselung der Begriffe vor. — Was er denn für ein Handwerk treibe?

„Ich bin Marmorhändler. Morgen reise ich nach Triest mit einer Ladung Marmorblöcke, ich und zwei meiner Leute.“

„Was für Leute?“

„Verlader, die mit Marmor umzugehen wissen; sie sind, wie ich, aus Paros.“

„Na, und du teilst natürlich mit deinen beiden Leuten alles, was du bei diesem Transport verdienst, nicht wahr?“

„Ich teile? Fällt mir garnicht ein! Ich zahle jedem seine Überfahrt in der dritten Klasse auf dem Dampfer, und außerdem für den Tag 4 Drachmen Lohn.“

„Dann bist du kein Sozialdemokrat. Teilen mußt Du! Und entweder fährst du auch dritter Klasse, oder die beiden Leute fahren mit dir zusammen.“

Er sah mich verdutzt an. Dann fragte er sehr kleinlaut: „Machen das die europäischen Sozialdemokraten so?“

„Sie lehren es wenigstens; die deutschen Sozialdemokraten deines Standes lehren es, aber sie tun es nicht.“

„Na, dann — und er lachte — dann bin ich ja wohl gar kein Sozialdemokrat?“

„Nein, das bist du nicht. Jedenfalls sag' deinen Leuten nicht, daß du einer bist; denn wenn sie nach Triest kommen und dort lernen, was eigentlich ein richtiger Sozialdemokrat ist, dann mußt du mit ihnen teilen.“

Dimitrios machte eine Bewegung, als wenn er sich die Taschen zuhalten wollte. — Und dann kam mein Seeräuber.

Alle Gäste in der Schänke standen auf und grüßten ihn fast ehrfurchtsvoll. Auch ich hatte mich erhoben, obwohl ich ihn noch nicht kannte. Der Mann imponirte mir ungeheuer.

„Herr So und So aus Berlin, ‚der Hauptstadt Deutschlands,‘ — Herr Tutundsis.“

Ich verneigte mich, und wir schüttelten uns die Hände, d. h. er mir, denn er hielt sie wie mit eisernem Griff.

Ein lieber Freund, der in Berlin studirt hatte, flüsterte mir auf deutsch zu: „Dies ist der einzige noch lebende Seeräuber Griechenlands.“ — Der Tausend! Das verlohnte. Auf der Brust trug Tutundsis den Orden des Erlösers; der pflegt doch nicht gerade für Verdienste um die Seeräuberei verliehen zu werden. Ein blühender Greis, fast so rüstig wie der Besitzer Heräas, Jannis Pulopulos, dessen sich der Leser vielleicht noch erinnert; ein wenig älter. Ich schätze ihn auf 70. Er ist 88 Jahre alt!

Die muskulösen Beine in blütenweißen Gamaschen, darüber die bauschige Fustanella, eine silbergestickte offene Jacke mit weiten Aermeln, das Fez keck aufs Ohr gedrückt, ein Stöckchen, nicht zur Stütze, sondern zum Spielen in den großen Händen, — das war Tutundsis, jetzt mein „Freund Tutundsis“, wie er selbst auf sein Bild geschrieben, womit er mich am Tage darauf in meiner Wohnung überraschte.

Für einen Seeräuber merkwürdig höflich und selbstbewußt. Ob Vater Tutundsis ein Glas Wein mit uns trinken will? — Er dankt, ihr Herren; er hat nie im Leben Wein getrunken und wird jetzt mit 88 Jahren nicht mehr anfangen. Er nimmt ein großes Glas Wasser, gemischt mit einem unschuldigen Raki. Nicht ganz von ungefähr ist er in die Schänke gekommen, die er sonst nie betritt außer an den Wahltagen. Nein, er hat von Michaïls Anwesenheit in „seinem“ Viertel gehört, und da darf er nicht fehlen. Michaïl steht ihm sehr nah, einmal als politischer Freund, dann als der Stadtverordnete seiner Wahl; endlich, und nicht am wenigsten, als sein „Häuserversicherer“. Michaïl hat neben seinen vielen anderen vortrefflichen Eigenschaften und Obliegenheiten auch die, Generalagent der berühmten Triestiner Versicherungsgesellschaft „Sicurità“ für ganz Griechenland zu sein, und genießt als solcher in Tutundsis' Augen eine besondere

Verehrung. Tutundsis, der Seeräuber, besitzt nämlich fünf Häuser in Athen, schuldenfrei, und alle hat er sie bei Michaïl versichert. „In Gold, nicht in Papierdrachmen“ bestätigt der alte, ordengeschmückte Seeräuber. Er hat durch eine böse Erfahrung den Segen des Versichertseins gelernt: vor zwei Jahren, als der alte Bazar mitsamt Lord Elgins Uhrturm abbrannte, ist auch ein großes Haus des Tutundsis abgebrannt. „150,000 Drachmen in einer Nacht, wie dies,“ — und er zündet ein Streichhölzchen zur stärkeren Verdeutlichung an.

„Du bist wohl ein Millionär, Vater Tutundsis?“ frage ich scherzhaft.

„Nein,“ erwidert er ganz ernsthaft, „nur ein halber, und das ist mir genug.“

„Und auch deinen Kindern,“ schalte ich unvorsichtig ein.

„Meinen Kindern? Du meinst wohl wegen des Beerbens.“ — Ich wehre ab. — „Ich denke noch lange nicht ans Sterben; meine Söhne und Enkel wissen das sehr gut und haben selbst für sich gesorgt. Ich hab' es auch tun müssen. Gutwillig haben die Skiliá (Hunde, d. h. Türken) nichts hergegeben, und wenn man sechs Jahre lang eine eiserne Kette am Bein getragen, wird man auch steif.“ — Damit zieht er den Schnabelschuh vom rechten Fuß, streift die Beinbinde hinauf und zeigt mir über dem Knöchel einen breiten roten Streifen, auf dem kein Härchen wächst.

Alle Anwesenden schauen teilnehmend und achtungsvoll auf die Kettenspur dieses ehemaligen Sträflings.

„Höre, Vater Tutundsis,“ sagt Michaïl, der offenbar schon eingeweiht ist, „erzähle diesem Herrn deine Lebensgeschichte, und wie du zu deinem roten Streifen um den Knöchel, zu deinem Erlöserorden und der halben Million gekommen bist. Der Herr schreibt das nachher alles auf und läßt es drucken.“

Tutundsis fühlt sich geschmeichelt durch die Aussicht, auf diese Weise auch außerhalb Griechenlands unsterblich zu werden,

und fragt nur noch: „Kannst du auch mein Bild mitdrucken?"

„Ich hoffe." *)

Und Tutundsis beginnt. Griechisch, ungekünsteltes, schönes Volksgriechisch, nur hier und da, wo ich nicht genau zu verstehen scheine, mit einer italienischen Übersetzung in schlechtem genuesischem Dialekt.

„Erst habe ich die Türken zwei Jahre lang gejagt; dann haben sie mich 6 Jahre lang an die Kette gelegt, — und dann habe ich sie wieder gejagt," und schmunzelnd streicht sich der seeräuberische Halbmillionär seinen buschigen, weißen Schnauzbart.— „Gejagt habe ich sie unter Hypsilandi in Rumänien; dann haben sie uns vertrieben, — dann floh ich zum Theodor Kolokotronis, — na, gut ist es uns da auch nicht ergangen; dann zum Odysseus, da half ich den Omer Wrioni hauen, — endlich zu meinem Landsmann Miaulis, denn ich bin auch von Hydra, — und dann haben die Hunde mich gefangen und nach Stambul geschleppt. Damals war ich 20 Jahre alt.

„Nun dachte ich, sie würden mich pfählen oder erdrosseln, oder mindestens beschneiden. Aber sie taten nichts davon, sondern schmissen mich in das Gefängnis bei Topkapu und schmiedeten mich mit einem genovesischen Banditen an eine Kette. Von dem habe ich mein Italienisch gelernt. — Sechs Jahre lang habe ich in dem Loch gesessen und von Wasser und Brot gelebt. Warum sie mich nicht umgebracht haben, weiß ich nicht; ich war wohl vergessen worden."

„Als ich vier Jahre gefangen gesessen, wurde ich eines Tags von der Kette losgemacht und hinausgeführt. Ich hatte keine Furcht vor dem Sterben, denn ärger als in dem Gefängnis konnte es im Grabe auch nicht sein. Wenn sie mich bloß nicht

---

*) In der zweiten Auflage, lieber Leser!

lange quälen möchten! dachte ich. Türkisch verstand ich ein wenig; aber was hätte mein Bitten mir genützt? So sagte ich garnichts und ließ geschehen. Sie führten mich in einen weiten Hof, dicht am Meer. Ringsum war ein eisernes hohes Gitter mit vergoldeten Spitzen, und an dem Gitter nach der Meerseite standen Kanonen aufgefahren, damit vom Meer kein Schiff herankönne: das Wasser war auch ganz leer. Am Boden aber lagen, gebunden an Händen und Füßen, wohl hundert Kerle, lauter Türken. Und nun dachte ich, das sind Verurteilte wie du; bald liegst du auch gebunden da, und dann schmeißen sie uns alle ins Meer, im Sack oder so.

„Aber es kam ganz anders. Ein alter Türke, mit einem krummen Säbel an der Seite, trat an mich heran und sagte auf Griechisch: ‚Diese Gebundenen wirst du jetzt sogleich einen nach dem andern erdrosseln‘, und reichte mir eine dreisträhnige starke Hanfschnur. Mir war alles gleich; auch waren es ja nur Türken, und auf Chios haben die noch ganz andere Dinge getan: da haben sie den Müttern die Haare vom Schädel gerissen und haben die kleinen Kinder vor ihren Augen damit erwürgt. So ging ich denn an die Arbeit und erdrosselte in drei Stunden alle, die gebunden an der Erde lagen. Es ging auch ganz glatt, nur einer von den Schuften hat mich, wie ich ihm die Schnur umlegen wollte, hier tief in die Hand gebissen,“ — und Tutundsis zeigte mir eine große weiße Narbe in der Maus der rechten Hand.

„Zwei Jahre darauf wurde ich frei gelassen. Ich hatte keine Schuhe; Lumpen auf dem Leibe, und nicht eine Para im Besitz. Auf den Gassen von Stambul, durch die ich wankte, schnappten die Hunde nach mir, die Türken spieen mir ins Gesicht, und ich wäre gewiß erstochen worden, wenn ich nicht an den Hafen gelangt wäre und mich auf das erste Schiff mit fremder Flagge gerettet hätte. Es war ein französischer Schooner, der zwischen

Stambul und den Inseln fuhr. Der Kapitän wußte Italienisch genug, um mich zu verstehen, und nahm mich freundlich auf. Ich bekam frische Kleider, auch Schuhe, ruhte mich drei Tage aus, während das Schiff im Hafen lag, und gewöhnte mich wieder an das Essen anderer Dinge als Brotes und Wassers. Dann fuhren wir nach Mykonos, wo ich zurückblieb, denn dort hatte ich von ehemals Freunde; sie waren alle tot oder nach dem Festland ausgewandert. Man erzählte mir, was inzwischen in Griechenland für große Taten geschehen, und daß es selbständig geworden, daß es auch einen König kriegen sollte, aber damals nur einen Präsidenten hatte. Dann fuhr ich mit einem Fischerboot nach Syra, von dort mit einem Engländer nach Hydra und war wieder in der Heimat. Na, und dann fing ich meinen Krieg mit den Türken an." — Er machte eine Pause und rauchte eine Zigarrette schnell zu Ende.

„Von unserer Regirung kriegte ich einen Kaperbrief. Mit meinem Bruder, meinem Pathensohn und drei Freunden rüstete ich eine große Feluke, lang, aber sehr schmal, mit zwei Masten, und mit einer guten kleinen Kanone im Hinterteil. Die Kanone war aber versteckt; ein Faß war drumgelegt. Wenn wir die Kanone abfeuern wollten, wurde das Faß weggeräumt; es war so eingerichtet, daß es nur von außen wie ein Wasserfaß aussah. Nun gingen wir auf die Jagd. Immer zwischen den türkisch gebliebenen Inseln durch, von Kreta hinauf bis nach Thasos, und alles, was wir trafen von türkischen Fahrzeugen und was uns nicht zu groß war, das nahmen wir mit nach Hydra; die andern verbrannten wir."

„Und die Besatzung?"

„Die warfen wir ins Meer, oder ließen sie mit verbrennen. — Was willst du? — Es war Krieg, ein guter Krieg. Wir hatten Waffen, und die Türken sind auf dem Meer feige; sie haben nie lange Umstände gemacht. Nur einmal hat ein Bengel,

nicht größer als der Stock, meinen Pathensohn mit einem Messer in den Rücken gestochen; aber es hat dem nichts geschadet. Da habe ich den Bengel mit meinen bloßen Händen erwürgt.

„Ans Land sind wir sehr selten gestiegen; was sollten wir da? Wir waren keine Räuber, sondern führten Krieg, und am Lande wohnten ja nur Griechen, damals wie jetzt. Wir haben auch keine türkischen Häuser geplündert, nichts da; nur die Schiffe nahmen wir ihnen weg und verkauften sie auf Hydra, oder wo man sie sonst haben wollte.

„So führten wir unsern Krieg gegen die Türken fünf Jahre lang, bis wir hörten, daß Griechenland einen König hatte. Als König Otto in Nauplia ans Land stieg, war auch unsere Felucke im Hafen und trug eine große seidene Fahne. Seitdem bin ich auf Hydra geblieben, habe meines Pathen Tochter geheiratet und bin dann nach Athen gezogen, nachdem die Bayern vertrieben waren. Die haben doch nicht so viel getaugt, wie wir damals in Nauplia gehofft hatten. Der König war wohl gut, aber die um ihn taugten nichts, und die Königin war ein Satanas; schön, aber ein Satanas."

Wir alle gaben dem alten Tutundsis das Geleite nach seiner Wohnung. Ich wollte sehen, wie dieser Halbmillionär, der letzte Seeräuber Griechenlands, sich häuslich eingerichtet. Er bewohnte in seinem eigenen Haus nur zwei Zimmerchen; alles übrige war an einen Weingroßhändler vermietet. Tutundsis hatte außer einem eisernen Bett, einem rohen Tisch und drei Binsenstühlen weiter keine Möbel als zwei große Truhen, stark mit Eisen beschlagen und mit Klammern in der Wand befestigt. An den Wänden aber hingen in dem „Wohnzimmer", dem mit dem Tisch und den Stühlen, die prächtigsten alten Waffen, die ich je gesehen: Yatagans, Pistolen, Flinten, Dolche, alle mit Tauschirarbeit, Schnitzereien am Lauf und Kolben, — ein wahre Augenweide. „Lauter Türkenwaffen," sagte Tutundsis.

Im andern Zimmer waren die Wände dicht beklebt mit bunten Bildern und Holzschnitten: Szenen aus dem griechisch-türkischen Kriege, — wohl zehnmal das Bild, auf dem Kanaris das türkische Admiralschiff anzündet und in die Luft sprengt. Auch eine Menge kleiner Bilderbogen mit zehn, zwanzig bunten Bilderchen auf jedem, und darunter ein — deutscher Text. Rechts unten stand zu lesen: „Neu-Ruppin, zu haben bei Gustav Kühn." —

„Sie machen sehr schöne Bilder bei dir in Deutschland," sagte Tutundsis und legte liebevoll seine beiden mächtigen Hände auf meine Schultern, dieselben Hände, mit denen er wohl hundert der gegen Sultan Mahmud empörten Janitscharen im Gefängnis von Topkapu erdrosselt hatte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

In Athens Schulen.

Die großen Beschenker Athens haben die Stadt ihrer Liebe mit einer Akademie, einer Universität, mehreren Gymnasien und einer höheren Mädchenschule bedacht; aber um die Gründung von Volksschulen hat keiner der Millionäre sich gekümmert. Es ist am Ende auch ohne sie gegangen, aber langsam und, wie meist im öffentlichen Leben, nur dank der Tatkraft einzelner Männer mit Gemeinsinn. Was in Griechenland der Einzelne nicht leistet, — eine Behörde leistet es gewiß nicht. Zum Glück fehlt es dem Lande nicht an solchen „Einzelnen".

Das soll ich heut erfahren beim Besuch der Volksschulen. Ich erfahre es aber schon vorher, auf dem Wege dahin. — Es handelt sich zunächst um den Besuch einer vor vier Wochen eröffneten Schule in einem neuen Viertel am Fuße des Lykabettos. Ich bin noch nicht lange genug in Athen und bin bisher in zu ortskundiger Begleitung auf allen meinen Gängen gewesen, als daß ich die Schwierigkeit kennen sollte, irgend einen Punkt in Athen, der noch auf keiner Karte verzeichnet ist, so ohne weiteres zu finden. Der Stadtvater Lambros hat mir gesagt: Wir treffen uns morgen vor der Schule; fragen Sie nur nach Kolonaki, — so heißt das Viertel; jedes Kind weist Sie zurecht."

Ich verlasse mich darauf und fange am nächsten Morgen zur rechten Zeit an, zu suchen. Zum ersten Mal fällt mir auf, daß an den Straßenecken selten ein Schild mit dem Straßennamen, an den Häusern so gut wie nie eine Nummer befestigt ist. Athen gleicht in diesem Punkte einem großen Dorf und ist die für einen Fremden verwirrendste Stadt. Lieber will ich im wegweiserlosen Peloponnes mit einer guten Karte und einem Kompaß meinen Weg über Berg und Tal suchen, als ein bestimmtes Haus in Athen. Es nützt auch nicht viel, daß man schon einmal in dem Hause gewesen: bei dem einförmigen Baustil der athenischen Marmorquadrate, welche man Häuser nennt, ist eine Sicherheit für das Wiederfinden eines Hauses in einer langen Straße nicht gegeben. Nimmt man einen Wagen, so kann man dem Kutscher nicht sagen: Straße so und so, Nummer die und die, — sondern er versteht nur Angaben wie: Nach dem Hause des Papakiriakópulos, oder Papageorgópulos, oder Papadópulos. Nun ist aber ein Fremder so bald nicht eingeweiht in diese Geheimnisse athenischen Hausbesitzertums, und wenn er nicht große Geduld oder einen starken Ortsinstinkt besitzt, — Gaben, die mir leider gänzlich fehlen —, so gerät er in Verzweiflung, wie es mir geschah; oder er schreibt ein Buch über die Barbarei der Griechen im allgemeinen und über die der Athener im besonderen, wozu ich keinen genügenden Grund gefunden.

Arg aber ist es wirklich mit der Namen- und Nummerlosigkeit athenischer Straßen und Häuser. Das Ärgste bei der Sache ist der Grund, den ich erst nach längerem Umfragen herausgekriegt. O Athen, in diesem Punkte bist du ein griechisches Schöppenstedt, — sagen wir: ein Abdera! Auf dem Papier ist alles längst fertig. Rot auf weiß hat der Stadtrat Michaïl Lambros einen herrlichen Stadtplan von Athen zeichnen lassen; die Stadtverordnetenversammlung und der Magistrat haben sich nach endlosen Beratungen über die Straßennamen geeinigt, und beide erlauchte Behörden sind durchdrungen von der Notwendigkeit,

Straßenschilder und Häusernummern anzubringen. Es liegt nur noch an einer Kleinigkeit, und über diese Kleinigkeit zanken sich beide Behörden nun schon seit einem Jahr, gerade so als handelte es sich um eine der hundert Zänkereien zwischen Magistrat und Polizei von — Berlin. Der Magistrat von Athen will nämlich die Straßenschilder mit schwarzer Schrift auf weißem Blech, — die Stadtverordneten wollen sie mit weißer Schrift auf blau-emaillirtem Blech bezeichnen. Ersterer will athenisches Blech dazu nehmen, Letztere wollen Pariser Blech haben, — und noch ist kein Ende dieses Blechzankes abzusehen. Inzwischen tappen Fremde wie Einheimische nach wie vor am hellen Tage im Dunkeln, wenn sie eine Straße oder ein Haus aufsuchen wollen.

Hätte sich nicht ein ortskundiger Athener meiner erbarmt und mich, den schon seit einer Stunde am Fuß des Lykabettos umherirrenden Fremdling, mit der Nase vor die Haustür der gesuchten Schule gestellt, ich hätte sie nie gefunden. Die Bewohner jenes Viertels wußten entweder noch nichts von der Schule, oder die davon wußten, konnten mir keinen Straßennamen angeben. Und wie der Zufall es auch manchmal gut meint, — mein liebenswürdiger Führer, der mit mir im heißen Sonnenbrand eines athenischen Maitages den Lykabettos-Abhang erkletterte, war der leibliche Vetter des zur Zeit hochmögenden Herrn Bürgermeisters von Athen, ein Herr Sutsos.

Die Volksschulen in Athen sind, wie schon erwähnt, das Werk eines Mannes, Michaïl Lambros. Was sein gelehrter Bruder Spiridon in der grauen Theorie ersonnen, das führt er ins grüne Leben. Die Gemeindebehörden lassen ihn frei gewähren, weil sie wissen, daß er keinen höheren Stolz kennt, als Athen zu einer „Stadt der Schulen“ zu machen. Sein Ehrgeiz ist: es in kleineren Verhältnissen Berlin nachzutun. Kein athenisches Kind soll ohne Schulunterricht aufwachsen. Da die vollkommene Unentgeltlichkeit des Schulbesuchs für Griechenland eine Art von

Grundrecht ist, so hat die Stadt nur für die anständige Kleidung der ärmsten Kinder zu sorgen, denn nichts als gänzliche Armut kann griechische Eltern bewegen, ihre Kinder der Schule zu entziehen.

Gegenwärtig ist das Ziel nahezu erreicht. In der inneren Stadt sind Schulen jeder Art reichlich vorhanden; nur in den schnell anwachsenden Vorstädten ist das Schulbedürfnis nicht so leicht zu befriedigen. — Jenseits des Ilissos ist eine neue Stadt im Heranwachsen begriffen, deren Kinder nicht so weite Schulwege machen können bis in die ältere Stadt. Ohne lange Umschweife wird ein Häuschen gemietet. Es hat nur ein großes, ein kleines Zimmer und eine Küche. Tut nichts: das große Zimmer wird Schule, 50—60 kleine Athener und Athenerinnen von 5 bis 10 Jahren haben Platz darin; eine junge Lehrerin zieht mit ihrer Mutter in das kleine Nebenzimmer, und die Schule ist fertig. Seit vorgestern ist sie im Gange, und unser Besuch ist die erste amtliche Inspektion. Es fehlt noch an Tintenfässern, es fehlt an Haken für die Mützchen und Feze der Kleinen; nicht einmal eine große Wandtafel ist da, — aber die Schule ist dennoch im vollen Gange, und w-a wa ertönt es im schrillenden Chor. Natürlich ist hier auch die Lautirmethode fürs Lesenlernen eingeführt, wie denn überhaupt alles nach deutschem Muster eingerichtet ist. Türen und Fenster sind offen; hier werden gewiß keine Klagen über schlechte Luft laut werden.

In den schon länger bestehenden Schulen giebt es 4 Klassen. In den beiden untersten: außer Anschauungsunterricht — nach deutschen Wandbildern — nur Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion. In den beiden oberen noch vaterländische Geschichte und Geographie; dazu athenische Ortskunde, d. h. ein Stück athenischer Archäologie. Kinder von 11—13 Jahren wissen vorzüglich über die Bauten auf der Akropolis Bescheid; wissen, wo der Marmor dazu gebrochen; wissen, was am Fuß des Pentelikon bei Marathon geschehen, was

das Denkmal des Themistokles in Piräus zu bedeuten, — kurz, sie wissen alles, was ein kleiner Bürger von Athen wissen sollte, ohne sich um die Flüsse in China, Hinterindien und Brasilien zu kümmern, welche ich im Alter dieser glücklichen, athenischen Volksschüler habe auswendig lernen müssen.

Große, luftige Zimmer in den älteren Schulen, 16—17 Fuß hoch, sehr sauber; auch gewisse unentbehrliche Nebenräume für die Menschlein peinlich sauber, — nicht die Spur von „Saugriechentum“. Es giebt Vor- und Nachmittagsunterricht; da aber viele der Kleinen zu weit wohnen, so ist die Einrichtung getroffen, daß sie die Zwischenzeit in einem Klassenzimmer oder auf dem Schulhof zubringen dürfen, frühstückend oder spielend.

Der Staat hat mit dem Volksschulwesen in Athen nichts zu tun, als daß er die Oberaufsicht führt durch einen Beamten des Ministeriums. Von den größeren Posten des griechischen Jahresbudgets erscheint darum der für Kultus und Unterricht als einer der niedrigsten. Es wäre aber gerade für ein Land wie Griechenland grundfalsch, aus dieser Verteilung der Ausgaben irgendwelche Schlüsse zu ziehen. Für Schulen wird von den Gemeinden, Vereinen und Einzelnen mehr ausgegeben als vom Staat.

Aus dieser gemeinnützigen Gesinnung der Bürger ist eine Schule anderer Art in Athen hervorgegangen, allen Freunden als gute Quelle schöner Einkäufe wohlbekannt, ein unberechenbarer Segen für Stadt und Land: die Schule und Arbeitsstätte bedürftiger Frauen, — kurzweg das „Ergastirion“ oder auch, wegen der Lage am Platz der Olympischen Zeus-Säulen, „Olympia“ genannt. Diese Anstalt vereinigt in sich die Keime zu einer Menge größerer Einrichtungen, deren Entfaltung der Zukunft vorbehalten bleiben muß. Die engen Verhältnisse des griechischen Staatswesens machen einstweilen die Zusammendrängung auf kleinen Raum notwendig. Aber auch so erscheint

diese Anstalt als Vereinigung alles dessen, was in größeren Ländern unter dem anspruchsvolleren Aushängeschild der Frauen-emanzipation sich geltend macht.

Das Ergastirion mit seinen Schulen ist hervorgegangen aus der gesunden Abneigung des griechischen Volkes gegen das Fabrikenwesen. Wollen sich die Männer in die Arbeitskaserne hineinpferchen, so mögen sie das tun. Dem größeren moralischen Schaden des weiblichen Fabrikarbeitertums entgegenzuwirken, das war das Ziel der großherzigen Bürgerinnen Athens, die im Jahre 1872 mit bescheidensten Mitteln anfingen, hilfsbedürftigen Frauen und Mädchen, namentlich Waisen und Witwen, ein Arbeitsasyl zu bieten, wo sie für sich und für das Land nützlich wirken könnten, ohne sich an die Maschinen zu stellen und zu Fabriksklavinnen zu werden.

Die Regirung unterstützte dieses eigenartige Unternehmen; auch die Königin lieh ihm ihre Huld. Die Hauptsache aber war hier, wie überall in Griechenland, die Tatkraft und Opferwilligkeit Einzelner, diesmal der Frauen. In anderen Ländern nehmen solche Veranstaltungen sehr leicht den Charakter von Versorgungsanstalten für das „höhere", das „akademische" Mädchentum an; ich erinnere nur an das Lettehaus und Viktoria-Lyceum in Berlin. In Athen giebt es zum Glück noch keine solche Fülle „verschämter Armen", erwerbloser Töchter und Witwen von Beamten, Gelehrten u. s. w., die außer etwas schlechtem Französisch nichts zu lehren wissen, weil sie nichts Nützliches gelernt haben. Die vornehmen und reichen Stifterinnen des athenischen Frauenarbeitsheims machen keinen Unterschied zwischen „niederen" und „höheren" Töchtern. In ihrem Hause soll ernsthaft gearbeitet werden, gewebt, geknüpft, gestickt, geschneidert; daneben die notwendigste Schulbildung, falls versäumt, nachgeholt werden.

Mit Ausnahme eines Hausknechts liegt die gesamte Verwaltung des Ergastirion in weiblichen Händen, und da es sich

um eine private Veranstaltung handelt, so sind alle besoldeten Stellen vor den Launen neuer Minister sicher gestellt. Im Vorstande sitzen natürlich die Damen beider Parteien des Landes friedlich beisammen, Trikupistinnen neben Delijannistinnen.

Das Ergastirion ist die einzige größere Arbeitstelle für weibliches Kunstgewerbe in Griechenland. Indem es 400 fleißigen Frauen und Mädchen einen regelmäßigen, ehrenwerten Erwerb verschafft, sorgt es dafür, daß in Athen keine Fabriken mit weiblichen Heloten entstehen können; sorgt aber zugleich dafür, daß die im Lande zerstreuten Ansätze für kunstvolle Herstellung weiblicher Arbeiten einen Mittelpunkt finden. Wenn von irgend einer Seite der Überflutung Griechenlands durch die häßlichen Moden Europas und den Fabrikplunder Einhalt getan werden kann, dann durch das Ergastirion in Athen. Hier werden auf Handwebestühlen die schönen Seidenstoffe gewoben, die an Dauerhaftigkeit es mit den besten französischen Stoffen aufnehmen. Der Seidentüll, mit Goldfäden durchsetzt, der hier, immer durch Handarbeit, hergestellt wird, findet an Feinheit kaum irgendwo seinesgleichen. Kopftücher, Schleier, Brautkleider, die duftigsten Gewebe, von denen wirklich mehrere Meter in einer Nuß Platz fänden — wie von jenem Märchengewebe —, werden im Ergastirion zu Athen auf Bestellung oder auf Lager angefertigt. In hohen, hellen Arbeitssälen, bei weitoffenen Fenstern, nicht unter der Fuchtel eines Fabrikaufsehers, sondern unter Aufsicht und Lehre mütterlicher Freundinnen. Kein Tagelohn, sondern Stücklohn, — und da die Verwaltung für ihre schönen Waren hohe Preise fordert und erhält, so kann sie auch die Arbeiterinnen reichlich lohnen. Für den Unterricht wird nichts bezahlt.

Gegenwärtig liefert das Ergastirion: Seidenstoffe aller Art, farbige, weiße, goldgestickte; — Baumwollstoffe zu Kleidern, sehr originelle orientalische Muster, nur handgewebte Sachen,

wie alle Erzeugnisse des Hauses; — wollene Teppiche jeder Größe nach den schönsten Mustern uralter bäuerlicher Hausweberei; — Stickereien in Seide, Silber und Gold; — Spitzen aus Zwirn oder Seide, gleichfalls je nach Wunsch mit Silber oder Gold durchwirkt; — endlich fertige Wäsche.

Abgesehen von der Versorgung der hier beschäftigten Frauen ist vom Ergastirion eine starke Strömung des gewerblichen Patriotismus ausgegangen. Es hat der sonst nur von Paris aus bekleideten reicheren Frauenwelt gezeigt, um wie viel schöner die heimische Arbeit ist, und jetzt gilt es mehr und mehr in den höheren Kreisen für guten Ton, sich die Aussteuer im Ergastirion zu bestellen. Der Patriotismus und der bessere Geschmack haben über die blinde Nachahmung der Auslandsmode gesiegt, — ein in der Frauenwelt anderer Länder unerhörter Fall.

Seitdem vollends das Ergastirion sich zu einer Sammelstätte auch für die kunstgewerblichen Erzeugnisse der griechischen Provinzen aufgetan, sind den athenischen Damen, aber auch vielen Fremden, die Augen aufgegangen über die unbekannten oder doch unbeachteten Schätze der heimischen Hauskunst. Solche Goldstickereien auf Seide, Sammet, Gazegrund, wie sie auf Euböa, in Epiros, auf manchen Inseln des ägeischen Meeres mit so sicherem, durch jahrhundertlange Übung gefestigtem Geschmack angefertigt werden, vermag kein Pariser Modemagazin ihnen zu liefern. Und seit die Bäuerinnen in allen Winkeln des kleinen Königreichs ihre Arbeiten nach Athen schicken dürfen, mit der sicheren Hoffnung bald dafür ein gut Stück Geld zu erhalten, nimmt auch im Lande die Freude am Kunstgewerbe, zunächst allerdings nur am weiblichen, sichtbar zu. Das Ergastirion sendet den strebsamsten Arbeiterinnen in den Provinzen gute Muster, erteilt ihnen Ratschläge, wo eingewurzelte Geschmackfehler den Absatz erschweren, — kurz, es wirkt wie eine Art von Unterrichtsministerium für weibliche Kunsthandarbeit.

Mit der Anstalt verbunden ist eine Schule für weibliche

Krankenpflege und eine Kleinkinderbewahranstalt, d. h. die verheirateten Arbeiterinnen dürfen ihre unerwachsenen Kinder mitbringen; in einem besonderen Saal wird das kleine Volk beaufsichtigt, gefüttert und spielend beschäftigt. So ist das Ergastirion nichts als eine erweiterte Hauswerkstätte. Mit dem Sonnenuntergang hört die Arbeit auf.

Die Regirung hatte beim Beginn der Mobilmachung dem Ergastirion die Anfertigung der Soldatenhemden übertragen: eine große Unterstützung des Unternehmens. Was taten die Arbeiterinnen? Die ersten 5000 Hemden wurden von ihnen unentgeltlich hergestellt, als Opfer dieser Ärmsten auf dem Altar des Vaterlandes.

Die Ausstellung des Ergastirion ist eine der Sehenswürdigkeiten Athens. Man besuche sie aber nicht ohne eine hübsche Summe über das Reisegeld hinaus, — nicht weil von den Verkäuferinnen ein Kaufzwang auf den Besucher geübt wird, sondern weil die Schönheit der Erzeugnisse, besonders der aus den Provinzen, den Besuch ohne Geld im Beutel zu einer Qual macht. Das „Shopping"-Gehen der fremden Damen, die Athen besuchen, beschränkt sich auf die Ausstellungsräume des Ergastirion; hier trifft man mit Sicherheit die ganze ortsanwesende weibliche Fremdenbevölkerung. Vormittags im Ergastirion, Nachmittags auf der Akropolis.

Beiläufig: dieses Verkaufsgeschäft ist wohl das einzige in Griechenland, wenn nicht in der ganzen Levante, wo unerschütterlich feste Preise gelten. Ich habe manche athenische Käufer und Käuferinnen über diesen so ungriechischen Brauch in Verzweiflung gesehen.

Für die Söhne der Wohlhabenden oder die talentvolleren unter den Söhnen der Armen sorgen die unentgeltlichen Gymnasien; die „hellenischen Schulen" bieten ein gutes Mittelmaß

der Bildung; die Volksschulen überziehen allmählich auch die entferntesten Vorstädte Athens mit ihrem Netz. Wer aber sorgt für jene unbehausten jugendlichen Nomaden, die in Athen nur ihren Aufenthalt, nicht ihre Heimat haben und schon zu alt, auch Tags über zu sehr mit dem Erwerb beschäftigt sind, um eine der vielen Schulen zu besuchen?

Um diesen ärmsten und bildungslosesten Kindern die Möglichkeit eines sittigenden und belehrenden Unterrichts zu gewähren, und so der Gefahr des Heranwachsens eines großstädtischen Pöbels vorzubeugen, hat der vornehmste Sillogos (Verein) Griechenlands, der „Párnassos“, eine Schule gegründet, für die ich in Deutschland kein Seitenstück kenne. Unsere „Fortbildungsschulen“ decken sich damit nicht.

Sie erinnert an die Londoner „Lumpenschulen“ (Ragged schools), womit ich nichts Verächtliches von ihr gesagt haben will. Im Gegenteil: aus der „mir zu Ehren“ veranstalteten großen Prüfung jener „Schule bedürftiger Knaben“, wie sie amtlich heißt, bin ich mit den Gefühlen der Rührung und Bewunderung geschieden. Dort, wenn nicht sonst schon, habe ich meine Überzeugung von einer Kulturbestimmung des griechischen Volkes in der Levante bestärkt. Und wäre diesen Nachkommen der Hellenen vom hellenischen Idealismus weiter nichts geblieben, als das Lernfieber, so verdienten sie die Beachtung derer, welche sich um die Geschicke der Balkan-Halbinsel zu kümmern haben.

Ein sehr zahlreiches Kinder-Zigeunertum bevölkert Athens Straßen. Es ist nicht auf athenischem, nicht einmal auf attischem Boden gewachsen. Nein, aus den ärmlicheren Provinzen, namentlich aus Gortynia, Korinthia, aber auch aus dem türkischen Griechenland, aus Epiros, Makedonien und Kreta ist es in die Hauptstadt des Hellenentums geströmt, um hier mit allerlei ehrlichen Kleinkünsten das Leben zu fristen. Eine griechische Stadt kann nicht ohne Stiefelputzerjungen bestehen, am wenigsten das

entweder staubige oder kalkkotige Athen. Dienstmädchen sind knapp: ein Griechenmädchen verläßt selten das elterliche Haus anders, als um in das ihres Gatten zu treten. Athen bezieht fast sämtliche Dienstboten von der armen Insel Andros; ebendaher auch die wenigen Ammen, deren es benötigt; natürlich nur verheiratete Ammen. — Da nun in Griechenland weder Frau noch Magd auf den Markt gehen, um die Einkäufe zu besorgen, so ist auch eine Gilde von Marktjungen nötig, welche den einkaufenden Ehemännern die erhandelten Waren im Tragkorb nach Hause bringen.

Zwischendurch wimmeln in Athen noch zahlreiche andere jugendliche „Straßen-Araber": die Zeitungsverkäufer, die Maurerlehrlinge, Ladenboten, u. dergl.

Zu jung nach Athen gekommen, um eine abgeschlossene Schulbildung zu besitzen, müßten diese armen Jungen ganz und gar verwahrlosen, wenn nicht die Schule des „Párnassos" wäre. Mir steht das Verdienst jener gelehrten Gesellschaft durch Begründung, Ausstattung und Leitung dieser Lumpenschule — und einiger ähnlicher in den Provinzen — unendlich höher, als seine schätzbaren gelehrten Vorträge, Veröffentlichungen, und was sonst zu einer richtigen Philologengesellschaft gehört.

Die Schule öffnet ihre Pforten allen Straßenjungen, die nach der nicht leichten Arbeit des Tages noch Lust haben, Lesen Schreiben, Rechnen, griechische Geographie und Geschichte, sowie Religion zu lernen. Der Ordnung wegen wird eine Einschreibung der Schüler gefordert; indessen Niemand weist einen Nichteingeschriebenen zurück, Niemand tadelt einen Ausbleibenden. Trotz, vielleicht sogar wegen dieser vollen Freiheit sind die Abendkurse sehr gut besucht. Der letzte Jahresbericht des „Párnassos" giebt die Zahl der Zöglinge auf 620 an, die je nach Alter und Vorkenntnissen in 4 Klassen geteilt sind. An dem Examen nahmen

nur die beiden obersten Klassen teil; die Zahl der Prüflinge betrug wohl 150.

Da saßen sie nun, diese müden Stiefelputzer, Marktjungen, diese heisergeschrienen Zeitungsverkäufer, die noch eben „Das neuste Extrablatt der Efimeris!“ ausgerufen. Alle in ihren saubersten Kleidern, die noch um so vieles sauberer sein konnten; nicht alle mit einem reinen Hemdkragen, wenn überhaupt mit einem Kragen; mancher vielleicht ohne Hemd; Flicken auf Ärmeln und Knieen, Flicken neben Löchern. Aber alle mit Schuhen, und zwar mit blitzblank geputzten! Wozu wäre man auch Stiefelputzer oder Stiefelputzers Kamerad, wenn man sich nicht für einen solchen Abend in blankesten „Wichs“ werfen sollte!

Viele unter den kleinen und großen Burschen sind garnicht so übel dran; der Tagesgewinn einiger wird wohl den ihrer Lehrer zuweilen übertreffen. Mancher besitzt gar ein Sparkassenbuch in der Obhut des „Párnassos“. Viele sind schon kleine Kapitalisten, und alle streben dahin, große zu werden. In dieser Abendschule aber benehmen sie sich wie demütige, furchtsame Kinderchen; es kann in einer deutschen höheren Töchterschule nicht artiger zugehen. Kein Flüstern, kein Lachen. Und doch sind viele der Schüler nicht über 12 Jahre alt. Sie halten gute Zucht unter sich; sie wissen eben besser als Zöglinge vornehmerer Schulen, wozu sie hier sind. Sie werden ja nicht zur Schule geschickt, sondern sie kommen von selber.

Ein Choral, geblasen und gestrichen von 25 Knaben, eröffnet die Feierlichkeit. Die Schule besitzt ihre eigene Musikkapelle, natürlich unter Leitung eines Deutschen. Diese kleine Kapelle ist der Stolz der Jungen, und ihr zugeteilt zu werden — ihre tiefste Sehnsucht. Herr Heidemberger, der Kapellmeister, lehrt sie allerlei schöne Märsche, Choräle, Volkslieder, darunter manches deutsche. Die Herren vom Vorstande haben ihre Freude an dem grausigen Lärm, den 25 Posaunen, Tuben, Bässe und

Geigen in dem geschlossenen Schulraum anrichten. Musik muß die Wände dröhnen machen, sonst ist sie dem Griechen keine.

Mit der Prüfung in der Religion wird begonnen. Es ist drollig und rührend zugleich, einen kleinen, hellenisirten Negerjungen aus Abessinien, der sich in diese Schule verirrt hat, erklären zu hören, warum wir alle unsere Nebenmenschen ohne Unterschied der Herkunft, Religion und Farbe lieben sollen; und uns von einem Fleischerlehrling auseinandersetzen zu lassen, warum die Tierquälerei eine Sünde ist.

Auswendig gelernt wird in dieser Schule *nichts*. Es giebt nur ein Lesebuch und den Katechismus, wie in allen Volksschulen. Was der Junge nicht in den Abendstunden der Schule selbst lernt, das lernt er nie.

In der Geschichte und Geographie selbstverständlich nur das, was ein *griechischer* Knabe wissen muß, worunter *Türkisch*-Griechenland einbegriffen ist. Das Kartenzeichnen und Phantasie-Reisen auf der Wandtafel ebenso geläufig, wie in den Volksschulen (vergl. S. 228).

Besonders flink sind diese kleinen Gewerbtreibenden im Rechnen. Sie bringen es bis zur Zinsrechnung und zum Rechnen mit Dezimalbrüchen. Ein Knirps von Zeitungsverkäufer rechnete die ihm von mir gestellte Aufgabe: 0,0102 × 1,023 — in kaum 3 Minuten richtig aus.

Am schwersten fiel den armen Jungen die *Rechtschreibung*; sie machten ungefähr ebenso viele und ziemlich dieselben Fehler, wie deutsche Tertianer, und dazu noch einige besondere, die aus der reinhistorischen Rechtschreibung der Griechen sich erklären lassen. *Es waren dieselben Fehler, die auf uralten griechischen Inschriften vorkommen*; Fehler, wie sie mangelhaft gebildete Steinmetzen in *allen* Ländern mit einer von der Aussprache abweichenden Rechtschreibung begehen. Wie auf Inschriften aus dem 4. und 5. Jahrhundert v. Chr. sich Verwechselungen finden zwischen

ι, ει, οι, υ, weil diese Buchstaben fast den gleichen Laut hatten, — just so verwechselten diese sich an die Aussprache haltenden Prüflinge alle möglichen Vokale und irrten sich auch mit dem spiritus asper und lenis (h), weil beide im Griechischen stumm sind. Das Griechische ist für die Rechtschreibung beinah so schwierig, wie das Englische mit seinen 9 Schreibungen für i, 6 oder 7 für u, u. s. w.

Am nächsten Tage wurde ich von den arbeitsamen Straßenjungen Athens wie ein alter Freund begrüßt, und mein Leib-Stiefelputzer vor dem Kaffehaus am Eintrachtplatz wies mit unwiderstehlichem Stolz seine wohlverdiente Pendara zurück. Ich war der erste Fremde, der ihnen die Ehre erwiesen hatte, ihre verachtete Schule zu besuchen. Ich hatte nicht über ihre strumpflosen Füße in den blankgewichsten, durchlöcherten Schuhen, nicht über ihre malerischen Lumpen gelächelt. Ich war also, wie ich mehr als einmal von Stiefelputzer zu Stiefelputzer hinter mir her sagen hörte —: ein „kalós ánthropos“.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein deutsches Dorf in Attika, und was es lehrt.

Wer sich auf eine Reise nach Griechenland vorbereitet, der wird sich gewöhnlich zunächst an die neuesten Werke über Land und Leute halten, wird vor allen den neuesten Bädeker zur Hand nehmen. Das allein genügt aber ebenso wenig wie der eigene Besuch im Lande, um zu einem richtigen Urteil über den erreichten Stand der Kultur im neuen Griechenland zu gelangen. Zu dieser Wissenschaft wie zu allen anderen ist die vergleichende Untersuchungsart erforderlich. Der Reisende oder der Zuhause-bleibende, der wissen will, was Griechenland in den 50 Jahren seines Bestehens geworden ist, muß lernen, was es früher gewesen ist. Die Zeit vor der Begründung des Königreichs mag er übergehen, wenn er nicht historische Forschungen liebt. Griechenland war bis zum Jahre 1821, was eben eine türkische Rajah-Provinz überall ist. Während der Jahre des fürchterlichen Krieges von 1821 bis 1828 war es eine Stätte der Verwüstung, voll rauchender Städtetrümmer, umgehackter Fruchtbäume, verschütteter Brunnen, erschlagener Menschenleiber. Auf 300000 Seelen berechnet man den Verlust der schwachen griechischen Bevölkerung durch die unmittelbaren Folgen des Krieges.

Dann eine siebenjährige Zeit der Unruhe: der Übergang

aus den Greueln des Türkenkrieges durch Hader im Innern zu einer leidlichen Ordnung. Am 1. Juni 1835 übernahm König Otto, der erste König, der je über ein Gesamtgriechenland geherrscht, die Regirung. Griechenland als Staat ist also ziemlich genau 51 Jahre alt. Wer sich nicht lächerlich oder hassenswert machen will, der darf diesen Umstand bei einer Beurteilung des Erreichten keinen Augenblick außer Acht lassen. Alle deutschen Historiker, die über den siebenjährigen Krieg der Griechen um ihre Freiheit vom Türkenjoch geschrieben haben, vergleichen Griechenlands Zustand am Ende jenes Krieges mit dem Deutschlands nach dem 30jährigen Kriege. Wie lange hat wohl Deutschland gebraucht, um den ihm gebührenden Rang unter den Kulturvölkern wieder einzunehmen?!

Vielleicht ist die Kulturarbeit anfangs zu langsam vorgeschritten. Man ist im 19. Jahrhundert ungeduldiger geworden, als im 17. Jahrhundert. Vielleicht waren auch zu viele Trümmer erst wegzuräumen, ehe ans Aufbauen gedacht werden konnte. Was die Griechen aber in neuester Zeit unter den Augen der Lebenden geleistet haben an wirklicher Kulturarbeit, dessen wird man am besten gewahr, wenn man das neueste Griechenland vergleicht mit den Schilderungen, welche sich bei den Reiseschriftstellern der 60er und 70er Jahre finden. Es ist erstaunlich, wie veraltet sie ohne jede Ausnahme beim Lesen erscheinen, nachdem man Griechenland selbst kennen gelernt hat. Außer der Beschreibung der Altertümer ist das Meiste wertlos; am wertlosesten die wohlweisen Profezeiungen über die geringe Kulturzukunft des Landes. Nicht einmal im weglosen Innern des Peloponnes sieht es heute noch so arg aus, wie es die meisten Reiseschriftsteller vor 10 Jahren beschrieben haben, die von einem selten bereisten Hochgebirgslande den Komfort der Schweiz verlangen.

Eine Reise nach Olympia ist heute weder beschwerlicher noch

entbehrungsreicher als irgendwelche Reise in Tirol oder Bayern: dreistündige Dampferfahrt von Zante nach Katakolo; halbstündige Eisenbahnfahrt nach Pyrgos mit seinem fast luxuriösen Gasthaus „Olympia"; vierstündige Wagenfahrt bis zum Gasthaus des freundlichen Jorji in Olympia.

Mykenä ist Eisenbahnstation; Argos Eisenbahnstation; Korinth Eisenbahnknotenpunkt mit zwei guten Gasthäusern. Sparta ist von Nauplia mit Dampfschiff und Wagen in einem Tage zu erreichen. — Nun lese man die Beschreibungen der Mühseligkeiten in den Reisewerken bis zum Jahre 1883, in den Kapiteln über die genannten Orte!

Am großartigsten natürlich ist der Fortschritt des Verkehrs und der Behaglichkeit in Athen. Ich kenne deutsche Städte gleicher Größe mit schlechterem Pflaster, schlechterer Beleuchtung und schlechteren Gasthäusern. Von Athen hat sich strahlenförmig nach allen Seiten das Netz moderner Verkehrsmittel über Attika ausgebreitet. Es geht damit so schnell, daß kein Reisebuch Schritt halten kann. Bädekers erste Auflage ist vollkommen veraltet für Attika; jetzt, während die zweite gedruckt wird, sind schon wieder wichtige Verbindungen mit berühmten Orten neu geschaffen, und so geht es, wenn auch mit verlangsamtem Pulsschlag, durch ganz Griechenland. Wie lange wird es noch dauern, — und die herrlichste Reiseart von allen, die auf Pferdesrücken mit dem schwatzenden Agojaten daneben, ist ein Ding der poetischen Vergangenheit.

Die Reisen von Athen durch Attika gehören jetzt zu den „Tagesausflügen", an Leichtigkeit ähnlich denen von Berlin oder Paris. Nach dem eleganten Seebade Phaleron fährt man in zehn Minuten mit der Eisenbahn; nach dem großartigen Hafen mit der blühenden Stadt Piräus in zwölf Minuten mit der Eisenbahn, wobei man sogar die Auswahl zwischen zwei Linien hat. Nach dem Kolonos und dem etwas weiter liegenden Lustort

Kolokythu am Kefissos führt eine Pferdebahn; ebenso nach Patissia. Nach Laurion mit seinen berühmten Bergwerken — Eisenbahn; von da in wenigen Stunden zu Pferde zum Athene-Tempel auf Kap Sunion. Nach Aegina mit seinem Athene-Tempel fährt täglich ein guter Dampfer. Nach Kefissia mit seinem Platanenschatten — Eisenbahn, sechsmal täglich in der Woche, zehnmal an Sonn- und Festtagen. Früher kostete eine Besteigung des Pentelikon nicht viel weniger als hundert Drachmen; heute vielleicht zehn, denn bis an seinen Fuß, bis nach Kefissia, fährt die Eisenbahn, und von Kefissia reitet oder geht man in drei Stunden auf den Gipfel und sieht Marathon und Salamis zu Füßen.

Noch mehr? Ihr wollt nach Eleusis, um die Ruinen des Mysterien-Tempels zu sehen? Dreimal täglich fährt ein Eisenbahnzug in einer Stunde nach Eleusis. Es klingt scheußlich, aber es ist so. — Und wer die Ostertänze der hübschen Mädchen von Megara bewundern will, der fährt mit dem Frühschnellzug in $1^1/_2$ Stunden hin und kann um 1 Uhr wieder an der Table d'hôte des Hôtels in Athen sitzen. — —

Diese und manche andere „Ausflüge“ hatte ich gemacht, und der Tag des Scheidens von Athen, wenn auch nicht von Griechenland, stand bevor. Da holte mein lieber Spiro Lambros mich zu einer Spazierfahrt ab, die nach seiner Angabe die Deutschen, überhaupt die Fremden, fast niemals machten, und doch sei am Ziel der Fahrt mehr zu lernen von allerlei guter Wissenschaft, als an manchen berühmteren Orten.

very true

Es war ein Frühlingsmorgen mit jenem überirdischen Glanz der attischen Ebene, nach dem man sich aus nordischem Nebel noch lange zurücksehnt. Heraklion, beim Volke Arakli, hieß das Ziel, und eine Eisenbahnstation war es an der Linie Athen-Laurion, wenige Minuten vor der Station Kefissia. Es dauerte keine halbe Stunde, so standen wir vor dem Häuschen mit der Aufschrift „Heraklion“; aber ringsum war nichts von einem Ort

zu sehen. Ein Beamter wies uns zurecht, denn mein Begleiter war noch nie mit der Eisenbahn hierher gekommen. „An jenem Schornstein der Ziegelei vorbei, dann den Hügel hinauf, — es ist sehr guter Weg."

Wir hatten unsere Sonntagsschuhe an, und es hatte in der Nacht zuvor geregnet. Der „sehr gute Weg" hörte nach einigen hundert Schritten auf, und nun ging's über Weinfelder, mit Sprüngen über Gräben, auf echtattischem Steingeröll eine halbe Stunde querfeldein. Als wir in Heraklion ankamen, hatten wir Jeder ein ansehnliches Stück der Heimat meines Begleiters an den Stiefelsohlen.

„Heda!" redet mein deutschgebildeter Freund Spiro einen der sich balgenden, blondköpfigen Jungen im Alter von 8 bis 15 Jahren auf Deutsch an, — „kannst du uns sagen, wo der Herr Pfarrer wohnt?"

Der Junge schüttelt den Kopf und sagt auf Griechisch: „Den katalamwáno" (versteh nicht).

„Wie heißest denn du?" fragt Spiro Lambros auf Griechisch.

„Jorjis Kegelmeier."

„So," sagt Spiro zu mir gewendet, „jetzt wissen Sie, was Heraklion ist. Und hierher gebracht habe ich Sie nicht bloß, damit Sie die schönen Berglinien des Pentelikon bewundern, denn das haben vor Ihnen schon mehrere Tausend Deutsche getan und einige Dutzend beschrieben; — ich wollte Ihnen einmal ein deutsches Dorf in Attika zeigen. Sie wollten ja so gern herauskriegen, wie es einstmals in dem chemischen Mischkolben ausgesehen, aus welchem wir Neugriechen hervorgegangen sind. Bitte, schauen Sie nur zu; hier sind die Massen noch im Fluß."

Wir wollten uns beim Herrn Pfarrer anmelden lassen; aber Jorjis Kegelmeier sagte uns, der sei noch in der Kirche. So gingen wir denn einstweilen in die „deutsche" Bierbrauerei des Herrn Fix, da wir mit so schmutzigen Schuhen nicht in die

Kirche gehen konnten. Die sämtlichen Jungen auf dem Spielanger des Dörfchens gaben uns bis zur Tür des kühlen Bierkellers das Geleit. Sie haben dunkle Augen unter den blonden Locken und Wimpern; ihre Gesichter sind auch noch eher nordisch hell, als südlich gelb zu nennen. Mit der Sprache aber ist es seltsam: ihr Ohr ist ganz taub gegen deutsche Laute, ihre Zunge halb lahm für ein deutsches Wort. Und dennoch sind diese Jungen Söhne oder Enkel deutscher Väter! Franziskos Müller, Lukas Setz, Jorjis Kegelmeier heißen sie; aber schon an der Aussprache dieser Namen höre ich, daß es hier mit der Herrschaft der deutschen Sprache als eines lebendigen Dinges vorbei ist.

Der Bierwirt Herr Fix, der angesehenste Bewohner Heraklions, spricht noch vollkommen gutes Bayerndeutsch; aber daneben auch, nach des Herrn Lambros Zeugnis, ebenso vollkommenes Griechisch. Der Name „Fix“ hat in Athen guten Klang, denn der „alte Fix“, der Vater unseres Wirtes, ist der eigentliche Erfinder der Bierbereitung und des Biertrinkens im attischen Lande. Die früher erwähnte Bierstube von Berniudakis in der Hermesstraße zu Athen verzapft Fix'sches Bier, und daß es so schlecht schmeckt, ist gewiß nicht des deutschen Brauers Schuld, sondern liegt am Klima oder am Bierunverstand der griechischen Schankwirte. Das Bier, welches in Heraklion verzapft wird, schmeckt schon bedeutend heimatlicher, wenn es gleich nicht so gut ist, wie das Bajuwarendeutsch seines Verzapfers.

Was ist Heraklion? Einmal ein Dörfchen von etwa dreißig Häusern; dann eine der schönsten Quellen zum Studium griechischer Volkskunde. Wer in Heraklion gewesen und sich bei den deutsch-griechischen Blondköpfen, bei Herrn Fix und beim Herrn Pfarrer Armágos Belehrung geholt hat, der kann das Studium der byzantinischen, fränkischen und venetianischen Chroniken über das griechische Mittelalter und die Lektüre der „Fragmente“ des Herrn Professors Jakob Philipp Fallmerayer sparen. Die Frage:

wie ist aus den alten Hellenen durch Mischung und Kreuzung mit den Eroberern Griechenlands das geworden, was jetzt Neugriechen heißt? — kann man am hellen Tage in Heraklion beantworten lernen. Aber man beeile sich! Jedes Jahr ändert die Mischung, und gerade jetzt vollzieht sich eine entscheidende Änderung. Nicht unmöglich, daß ich der letzte Reisende bin, der Heraklion besucht hat, bevor es gänzlich griechisch geworden.

Also noch einmal: was ist Heraklion? Es ist dasselbe, was viele Dörfer der peloponnesischen Täler zwischen dem 7. und 9. Jahrhundert gewesen sind: eine fremde Kolonie umwohnt von griechischer Urbevölkerung. Im Altertum haben auf diesem Hügel ein Heiligtum des Herakles und ein unbedeutender Ort gestanden. Früh zerstört und verlassen, hat er bis in die 40er Jahre unseres Jahrhunderts hinein öde gelegen, bis die „Eroberung“ begann. Bayrische ausgediente Soldaten im rüstigen Mannesalter, die nicht mehr nach der deutschen Heimat zurückkehren wollten, wurden hier vom König Otto mit Land beschenkt. Mit Geldmitteln reichlich versehen, begannen sie die Ansiedelung, bauten Weizen, Korn und Wein, so gut es gehen mochte, und ging es schlecht, so half der dankbare König oder die Königin mit baren Unterstützungen nach. Einige der Ansiedler hatten sich deutsche Frauen aus Athen mitgebracht, die Töchter der mit dem Wittelsbacher nach Athen gezogenen Handwerker. Aber der Eine und Andere war doch an eine Griechin geraten, und damit fing die Zersetzung dieser deutschen Kolonie an.

Die Männer lernten Griechisch von ihren Frauen, nicht umgekehrt die Griechinnen Deutsch. Die Kinder redeten die Sprache der Mütter und lehrten sie die deutschsprechenden Kinder der volldeutschen Ehen. Deutsche Nachbarinnen lernten von den griechischen die Landessprache, und selbst in den deutschen Sprachverkehr zwischen deutschen Gatten mischte sich bald ein oft gehörtes griechisches Wort. Rundum wohnten Griechen, wie noch

heute, in allen Dörfern und Gehöften der attischen Ebene. Beim ersten Schritt zum Dorf hinaus hörten die deutschen Ansiedler Griechisch.

Auch griechische Sitte schlich sich ein. Die bayrischen Soldaten hatten sich längst des heimischen Bieres entwöhnt und tranken das harzige Krassi mit den Griechen um die Wette, wobei die Bayern stets Sieger blieben. Nur die Religion bewahrten sie; alles übrige ging verloren, und wie lange noch, so wird auch das Kirchlein in Heraklion griechisch geworden sein. Nachschub aus der Heimat kam nicht in diese abgelegene, wenig fruchtbare Kolonie. Da hätte es wahrlich einer größeren Widerstandsfähigkeit bedurft, als der ungebildete oder viertelgebildete Deutsche im Ausland meist besitzt, um sich trotz dem täglichen Verkehr mit Griechen die reine Muttersprache und deutsche Landesart zu bewahren. So wurde schon die nächste Generation halbgriechisch; die dritte völlig griechisch, mit fernen Anklängen an die Abstammung.

Und das geschah und geschieht trotz einer *deutschen* Schule! Die Deutschen des 19. Jahrhunderts haben es wahrhaftig leichter gehabt, ihr Volkstum sich zu erhalten, als die slavischen Eroberer Griechenlands im 8. Jahrhundert. Dennoch ist es den Deutschen nicht anders ergangen als den Slawen.

Die deutsche Schule in Heraklion! Was konnte sie der Erhaltung der Sprache nützen, da die Kinder im elterlichen Hause und auf der Dorfgasse vielfach Griechisch hörten und nachsprachen? Der erste deutsche Lehrer fand keinen Nachfolger; so nahm man denn seine Zuflucht zu dem deutschen Pfarrer. Bald jedoch fand sich auch kein deutscher Pfarrer mehr für dieses verkrüppelte, verzwitterte Gemeinwesen, und nun war kein Halten weiter. Als vollends vor 25 Jahren König Otto Griechenland verlassen mußte, hatte die Schicksalsstunde des *deutschen* Dorfes Heraklion geschlagen: kein deutsches Auge wachte länger mit Liebe darüber.

Der Pfarrer, den ich bei meinem Besuch im Mai 1886 in Heraklion antraf, ist der letzte gewesen, der wenigstens Deutsch sprechen konnte. Armágos hieß dieser letzte treue Hirt des armseligen Dorfes; ein Grieche von der Insel Syra, aber römisch-katholisch, der seine Studien in München gemacht hatte. Er spricht gutes Deutsch, hat Liebe für deutsche Art und Litteratur und ist während vieler Jahre ein aufopfernder Hüter des ihm anvertrauten fremden Menschengutes gewesen. Mit der Zeit aber war ihm die Last eine zu schwere geworden. Er fühlte es wie eine heilige Pflicht auf sich ruhen, dieser Gemeinde ihr Deutschtum zu erhalten, und er hat das Wunder vollbracht, als Grieche den Pfleger der deutschen Sprache zu spielen. Es ging nicht länger, und so zog er sich müde zurück von einem rettungslos verlorenen Posten. Als ich ihn besuchte, war er im Begriff, seine paar Sachen zu packen und die Pfarrei zu verlassen. Wir haben uns nach einigen Tagen auf dem Dampfer getroffen, der von Korinth nach Patras und von dort nach Korfu fuhr.

Er hat streng drauf gehalten, daß in der von ihm geleiteten Dorfschule auch Deutschlesen zum Stundenplan gehörte. Die Kinder lasen, aber sie verstanden nicht mehr. Den Unterricht in deutscher Grammatik mußte er in griechischer Sprache erteilen. In der Kirche geht es schon seit Jahren ganz griechisch zu: Die meisten Frauen sind ja Griechinnen, und es ist einem Pfarrer nicht zuzumuten, in einer seinem innersten Herzen doch fremden Sprache zu predigen und Christenlehre zu halten.

Das Klima und der Boden haben das Ihrige getan zur Hellenisirung des kleinen deutschen Kerns der Kolonie, wie sie es mit den größeren Ansiedelungen der Slawen vor tausend Jahren getan haben. Wer auf griechischer, zumal auf attischer Erde leben will vom Ertrage der Scholle, der muß ein Grieche werden. Hier gedeiht kein Deutscher mit hohen Ansprüchen an das Leben. Rastlose Arbeit, mehr als das Klima zuläßt, — oder völlige

Bedürfnislosigkeit. Zwischen diesen beiden harten Mühlsteinen ist das deutsche Wesen ebenso erbarmungslos zermahlen worden, wie einst das slawische.

Mit Wehmut bin ich von Heraklion geschieden, aber auch mit Dankgefühl. Mit Wehmut: denn wenn es auch nur 30 oder 40 Deutsche waren, die hier auf fremder Erde verdorben und gestorben, oder einem anderen Stamm anheimgefallen sind, — es waren Deutsche, und besser wäre es gewesen, sie säßen jetzt in Straubing oder Freising, als auf diesem steinigen Anger, wo sie durch Fieber und Armut doch zu Grunde gehen müssen. — Mit Dankgefühl aber, weil mich dieser versprengte Volkssplitter gelehrt hat, was ich so gern wissen wollte, aber aus gelehrten und ungelehrteu Werken über Griechenland nicht hatte lernen können: das Geheimnis der Erhaltung des griechischen Volkes.

Den Griechen ist ihr nationales Dasein im 19. Jahrhundert wirklich recht sauer gemacht worden. Bis zu ihrem Freiheitskriege von 1821—1828 hatte man sich in Westeuropa um sie nicht mehr gekümmert, als um die Chinesen und Japaner. Sie waren Rajahs der Osmanen, und es ging die Rede von ihnen, sie sprächen noch Griechisch, allerdings „ein barbarisches Griechisch, mit mehr türkischen, italienischen, albanesischen, slawischen Bestandteilen als griechischen", — eine Art grammatikloser, wüster lingua franca. In Bezug auf die Sprache des griechischen Volkes ist dieser Aberglaube noch heute bei recht vielen gebildeten Leuten verbreitet, sogar bei klassischen Philologen.

Dann kam der Freiheitskrieg mit seinen Gräueln und seiner Glorie. Erstaunt horchte Europa auf die Kunde von Heldentaten, die sich nur mit den Kämpfen der alten Hellenen bei Salamis und Platää, bei den Thermopylen und Chäronea vergleichen ließen. Ein Todesmut wie der des Häufleins unter

Diakos bei den Thermopylen, wie der bei der Belagerung von Messolongi erinnerte an das Größte, was man auf der Schulbank über antikes Heldentum gelernt hatte. Es entstand die Begeisterung des Philhellenismus, eines der schönsten Ruhmesblätter in der Geschichte der europäischen Menschheit. Gleichviel, ob voll berechtigt oder nicht, — jener stürmische Pulsschlag des tatkräftigen Mitgefühls, der damals durch ganz Europa bebte, ist seitdem nie wieder für eine gemeinsame Idee der Kulturwelt wach geworden. Dichter und Krieger des Abendlandes haben am Kampf der Hellenen gegen die Barbaren mit dem Lied und mit dem Leben teilgenommen. So mochte es zur Zeit der Kreuzzüge gewesen sein. Niemand zweifelte damals daran, daß der Kampf für die Freiheit der Abkommen der Hellenen gekämpft wurde, und Niemand fürchtete damals, sich lächerlich zu machen, wenn er in Diakos, Kanaris, Miaulis, Markos Botsaris heldenhafte Landsleute des Leonidas, Themistokles, Epaminondas, Philopömen erblickte: denn mehr als den Tod für ihr Vaterland in ungleichem Kampfe hatten auch die Helden des Altertums nicht gewagt, noch erlitten.

Griechenland wurde frei; nicht *ganz* Griechenland, wie auch heute noch nicht, — aber doch ein gutes zusammenhängendes Stück. Da geschah etwas, worüber unsere Väter, die Philhellenen der 20er Jahre, sich höchlich verwunderten. Nicht darüber, daß während des langen Krieges sich kein vaterlandsverräterischer Ephialtes gefunden, wie einst in den Thermopylen. Nicht, daß trotz mehr als tausendjähriger Knechtschaft, zuletzt 370 Jahre unter dem grausamen Joch der Feinde der Christenheit, jenes kleine, verlassene Volk seinen Glauben, seine Sprache, seine Erinnerungen treu bewahrt und noch dazu etwas erzeugt hatte, was es in alten Zeiten nie besessen: *das Gefühl eines gemeinsamen hellenischen Vaterlandes*, die schönste Errungenschaft des neugriechischen Volkes.

Nein, nicht darüber. Wohl aber verwunderten und grämten sich unsere idealistischen Väter, daß die aus der entsetzlichsten Knechtschaft, aus Blut und Trümmern sich elendiglich erhebende Nation der Neugriechen nicht flugs eine Kammer voll Aristidessen und Phokionen, keinen einzigen Perikles, keinen Phidias, Iktinos noch Lysippos, keinen Sophokles oder auch nur Euripides hervorbringen wollte!

Welch eine Enttäuschung für das kluge Europa! Man hatte es so väterlich gut mit dem geliebten Schoßkind gemeint. Zwar hatte man ihm nicht die völlig griechischen Provinzen zugesprochen, deren erzwungenes Verharren unter türkischem Joch die unversiegbare Quelle neuer Unruhen, neuer Kriege auf der Balkanhalbinsel werden mußte und bis heute geblieben ist. Dafür aber hatte man dem gänzlich verarmten Lande einige Millionen geliehen, von denen es nur die Hälfte wirklich bekam, die es aber im vollen Betrage mit 8 Prozent den europäischen Menschenfreunden verzinsen mußte. Und um das Maß weiser Fürsorge voll zu machen: ein unmündiger Knabe wurde aus der Fremde dem stürmisch bewegten Lande zum König gesetzt, und bayrische Beamte und Soldaten, der Sprache und Landesart vollkommen unkundig, wurden als Hüter der Ordnung und des Friedens hingesandt, natürlich auf Kosten Griechenlands. Und trotz all jener erstaunlichen Fürsorge wollte Neuhellas noch immer kein europäischer Musterstaat werden! Welche Verkommenheit! Welcher Undank gegen Europa! —

Endlich kam die enttäuschte Welt hinter das Geheimnis. Ein deutscher Professor hob den Schleier, — und was fand er? Es muß etwas Unerhörtes gewesen sein, denn unerhört war der Lärm, den die gloriose Entdeckung zunächst im gelehrten Deutschland, dann in der gebildeten Welt Europas machte.

Er fand —. Doch zuerst ein Wort über den Finder. Er ist in diesen Blättern schon mehrfach genannt worden und jedes-

mal mit wenig Freundlichkeit, wie ich bekenne. Jakob Philipp Fallmerayer (geboren in Brixen 1791, gestorben in München 1861) heißt der Finder und galt für einen gelehrten Professor, hat viele Sprachen des Abend- und Morgenlandes gewußt, — darunter manche sehr oberflächlich, ohne das zu ahnen, — und ist ein durch und durch vornehmer, ehrenwerter, deutschpatriotischer Mann gewesen. Außerdem einer der glänzendsten Prosaschreiber, deren das an solchen nicht übermäßig reiche Deutschland sich rühmen kann. Ein Stilist nicht unebenbürtig Lessing, an Witzfunkelei mit Heine zu vergleichen; ein Schriftsteller, von dem ich bedaure, daß er zu den nichtmehrgelesenen gehört. Denn dazu gehört er, trotz dem ungeheuren Aufsehen, welches vor 50 Jahren seine sogenannte „Geschichte der Halbinsel Morea im Mittelalter", vor 40 seine „Fragmente aus dem Orient" machten. Eine vor 10 Jahren erschienene zweite Auflage des letzteren Werkes ist bis jetzt unverkauft geblieben.

Fallmerayer hatte das Unglück, in einer Zeit groß geworden zu sein, wo man an die Möglichkeit glaubte, ethnologische Fragen mit Bücherstellen beantworten zu können. Daß persönliche Einflüsse bei seiner Haltung in der Frage der Abstammung der Griechen mitgespielt haben, will ich so bestimmt wie möglich zurückweisen. Seine griechischen Widersacher haben, anstatt sich auf die leichte wissenschaftliche Widerlegung zu beschränken, — sie haben ihn, in erklärlichem Groll, der Soldschreiberei im Dienste Rußlands beschuldigt! Auch ohne die vielen Beweise von Fallmerayers Ehrlichkeit und deutschprofessoraler Anspruchslosigkeit kann man sich durch die Lektüre seiner Schriften vom Gegenteil überzeugen. Es haben in dem Deutschland der 40er und 50er Jahre nicht viele Schriftsteller so rücksichtslos, so ingrimmig gegen Zarentum und Moskowitertum gedonnert, wie gerade der „berühmte Fragmentist", — unter welchem Beinamen Fallmerayer in deutschen Litteraturgeschichten erwähnt wird.

Das ist der Finder, und nun sein Fund! — Im zweiten Buche der Schrift des byzantinischen Kaisers Konstantinus Porfirogenitus „De Thematibus“*), im dritten Bande der Bonner Ausgabe, Seite 53, steht das Todeswort der hellenischen Nationalität der Neugriechen, — so meinte Herr Fallmerayer und fand natürlich zahllose Gläubige. „Natürlich“ deshalb, weil die Menge der Gebildeten — und nun erst der Ungebildeten — einen heillosen Respekt hat vor einem deutschen Professor, zumal vor einem, der mit einem griechischen Zitat aus einem so ehrwürdigen, wenn auch sonst ganz unbekannten Buche, noch dazu dem eines Kaisers von Byzanz, anrückt.

Herr Fallmerayer war zwar noch niemals im Peloponnes gewesen, ist auch nachmals nie hingereist; aber für ihn stand es fest: ganz Griechenland ist im Laufe des Mittelalters „slawisirt“ worden; kein Tropfen echthellenischen Blutes fließt in den Adern der Neugriechen.

Ob die Peloponnesier slawische Gesichter hätten oder nicht, das wußte er nicht. Um ihre Sitten, ihre Mythologie kümmerte er sich nicht. Wäre nur die Sprache, die böse griechische Sprache nicht gewesen! Um die ist der aalglatte, in allen Künsten witziger Sophisterei wohlbewanderte Jesuitenzögling niemals herumgekommen. Diesen untrüglichsten Zeugen der hellenischen Abstammung der Griechen hat der gelehrte Professor nicht der Lüge zeihen können. Er fand sich damit ab, indem er drei, ganze drei! — „Ähnlichkeiten“ der neugriechischen Sprache mit den slawischen behauptete: 1) Neugriechisch neige zu Verkleinerungswörtern, — Slawisch gleichfalls; 2) Neugriechisch habe keinen Infinitiv; Slawisch habe zwar einen, aber Neugriechisch sage statt des Infinivs: „Ich kann nicht arbeiten“ — „Ich kann nicht, daß ich arbeite“,

*) Themata hießen zur Byzantinerzeit die Provinzen des oströmischen Kaiserreichs; Hellas war eines dieser Themata.

und etwas Ähnliches finde sich auch irgendwo im Slawischen. Endlich: 3) das Neugriechische habe einen Buchstaben zur Ortsbezeichnung, nämlich ein vorgeschlagenes 's (z. B. in „'s tus stilus“, bei, oder zu den Säulen); — das Slawische habe eine örtliche Präposition is oder iz oder z.

Daß die erwachsenen Gelehrten Deutschlands sich dazu hergegeben haben, diesen unreifen Gallimathias gelehrt zu widerlegen, ist unbegreiflich.

Jeder Primaner konnte Herrn Fallmerayer darauf erwidern: 1) Die meisten neueren Sprachen Europas neigen zu Verkleinerungswörtern, so das Italienische, Spanische; die meisten deutschen Dialekte, obenan das Schwäbische und Allemannische. Außerdem finden sich im volkstümlichen Altgriechisch, besonders bei Aristophanes, schon die meisten der Verkleinerungssilben, welche Herrn Fallmerayer im Neugriechischen so sonderbar slawisch vorkommen. — 2) Daß Neugriechisch sich des Hochgenusses eines Infinitivs nicht erfreut, ist zwar bedauerlich, muß aber mit Würde hingenommen werden, zumal da die Ausdrucksweise: „Ich kann nicht, daß ich arbeite“ sich schon mehrfach im Neuen Testament findet, also zu einer Zeit, wo in Griechenland wohl noch keine Slawen saßen! — 3) Wer das 's vor neugriechischen Ortsnamen für slawisch hält, der leidet an einer Unwissenheit im Griechischen, die einem deutschen Professor sehr übel ansteht. Selbstverständlich ist das 's nichts als die Abkürzung des urgriechischen εἰς (is), einer Präposition, die schon gebildeten Quartanern bekannt zu sein pflegt. Auch hätte Fallmerayer, wenn er es gewollt hätte, wohl wissen können, daß das S in „Stambul“, wie das ganze Wort „Stambul“, griechisch ist.

Es ist Herrn Fallmerayer und seinen Anhängern niemals gelungen, den Schimmer einer faßbaren Erklärung des merkwürdigen Umstandes zu liefern, daß in dem angeblich ganz und gar slawisirten Griechenland nirgends Slawisch, überall

nur Griechisch gesprochen wird. Es blieb ihm nichts als die bewußte „Stelle" bei dem bewußten Byzantinerkaiser und einige slawisch klingende Ortsnamen.

Der freundliche Leser, der auf jene „Stelle" mit Recht schon gespannt ist, wolle sich noch ein wenig gedulden. Es erscheint zweckmäßiger, erst mit den „slawischen Ortsnamen" fertig zu werden. — Kein Mensch leugnet, daß zu wiederholten Malen zwischen dem 6. und 9. Jahrhundert einzelne Horden slawischer Eroberer in Griechenland eingebrochen sind und viele früher hellenische Ortschaften besetzt oder neue gegründet haben, denen sie slawische Namen gaben. Diese Ortschaften, überwiegend in den Ebenen des Binnenlandes gelegen, sind nach der Austreibung der Slawen im Anfang des 9. Jahrhunderts durch die aus den Bergen, aus den Hafenstädten und von den Inseln zurückströmenden, geflohenen Griechen besetzt worden. Die slawischen Namen, welche eine hellenische Zunge sprechen konnte, wurden beibehalten; die anderen wurden hellenisirt. Für eine Stammesveränderung aber des griechischen Volkes beweisen jene Ortsnamen garnichts. Sie beweisen nur, daß einmal Slawen hier und da in Griechenland gewohnt haben, aber wieder verschwunden sind, ohne eine andere Spur ihres Wesens, besonders ihrer Sprache zurückzulassen.

Wenn sich im Peloponnes Ortsnamen wie Werwitsa, Andritsena, Tripolitsa, Arachowa finden, so hat man zunächst zu untersuchen: sind diese slawisch klingenden Namen wirklich slawisch? Die Endungen itsa oder itsi beweisen für das Slawische nichts: sie sind oft aus guthellenischem itia (itja) oder itjon (verkürzt in itji) entstanden. Aber auch die reinslawisch befundenen Ortsnamen beweisen nichts für die Nationalität der jetzigen Bewohner. Wir wissen, daß die Slawen nach der vernichtenden Schlacht bei Patras (807) aus dem Peloponnes zu entweichen begannen; wir wissen, daß von dann ab ein starkes Zurückströmen der Griechen von den ganz hellenisch gebliebenen Inseln stattfand.

Und da sollen wir an einer von Griechen bewohnten Stadt Arachowa oder Andritsena uns stoßen, wir, die wir in Deutschland allenthalben gutdeutsche Städte mit slawischen Namen besitzen?!

Wenn slawische Ortsnamen mehr beweisen, als daß an den Orten irgend einmal Slawen gesessen haben, dann ist so ziemlich ganz Nord- und Ostdeutschland slawisch. Man denke an die slawischen Namen von Berlin, Potsdam, Brandenburg, Stettin, Danzig, Breslau, Dresden, Leipzig, Strelitz. Ja, sogar der Name Preußen ist ein slawischer. Sollte also wirklich selbst das Wort Morea slawisch sein, was noch sehr zweifelhaft ist, so wäre auch damit für die Nationalität der Moraïten garnichts bewiesen. Wie viele Ortsnamen in West- und Süddeutschland sind römischen Urspruugs! Wie viele englische Städtenamen ursprünglich römisch! — Was hat denn überhaupt das Blut der Bewohner eines Landes mit dessen Ortsnamen zu tun?!

Der Fallmerayerschen Auffassung ethnologischer Verhältnisse lag, trotz der Gelehrsamkeit des Verfassers, eine heutzutage unglaubliche Unwissenheit, ja Unlogik zu Grunde. „Morea" ist wahrscheinlich ein slawisches Wort, — ergo sind alle Moraïten heute Slawen. So und nicht um ein Deut besser hat jener Professor gefolgert. Man sieht: weder Gelehrsamkeit noch Geistreichigkeit schützen vor dem, was man grob aber richtig doch nur als Dummheit bezeichnen kann. So hart es klingen mag, — die Überzeugung habe ich durch das genaue Studium der Fallmerayerschen Schriften gewonnen: es hat selten einen im schärfsten Wortsinn dümmeren, unwissenschaftlicheren Mann von Witz und Gelehrsamkeit gegeben, als Fallmerayer. Wehe dem Ethnologen, der seine Methode befolgt!

Und nun das berühmte kaiserliche Zitat aus dem Buche des

Konstantinus Porfirogenitus. Es lautet in genauer Übersetzung, nicht in der von Fallmerayer zu seinem Zweck gefä—rbten:

„Später aber, nach der Besiegung der Makedonier durch die Römer, kamen ganz Hellas und der Peloponnes unter das Netz der Römerherrschaft, sodaß sie aus Freien zu Unterjochten wurden. Um die Zeit ferner, da unter der Regirung des Konstantinus mit dem Beinamen des „Mistigen“ (Kopronymus) der Pesttod den ganzen Erdkreis entvölkerte, kam das ganze flache Land unter das Joch der Slawen.“

Die letzten gesperrten Worte sind die einzige Waffe in Fallmerayers Hand gewesen gegen das Hellenentum der Griechenland bewohnenden, Griechisch redenden, unslawisch aussehenden Menschen griechischer Sitte und griechischen Volksglaubens!

Man brauchte eigentlich angesichts eines Griechisch redenden Volkes kaum den Beweis zu führen, daß es ein griechisches, kein slawisches ist; der Beweis läge vielmehr den Gegnern ob. Indessen: das Dasein eines griechischen Volkes in Griechenland mit völlig reiner griechischer Sprache ist etwas so Wunderbares, fast Unheimliches, daß man nichts Überflüssiges begeht, wenn man auch die letzte Spur der Slawen-Theorie ausrottet.

Die große Autorität für Fallmerayer, der Kaiser Konstantinus Porfirogenitus, hat das Szepter in Byzanz geführt von 912 bis 959. Er war seiner Abstammung nach selbst ein Slawe, hatte also ein begreifliches Interesse daran, die Bedeutung der Slawenherrschaft über Hellas hervorzuheben. Als Geschichtschreiber gilt er der ernsten Kritik nicht viel; die beiden besten Historiker des mittelalterlichen Griechenlands, Hopf und Hertzberg, haben dem kaiserlichen Schriftsteller arge Ungenauigkeiten und, mit Respekt zu sagen, Lüderlichkeiten in seinen Ortsangaben nachgewiesen. Trotzdem hat selbst jener Skawenkaiser in der berühmten Stelle weiter nichts gesagt, als daß das flache

Land unter slawische Botmäßigkeit geriet*), und das kann ihm unbedenklich zugestanden werden.

Daß aber irgendwelches Zeugnis des Porfirogenitus, selbst wenn es anders lautete, nicht viel besagen würde, geht daraus hervor: er ist ja durchaus kein Augenzeuge der von ihm berichteten slawischen Eroberung gewesen, denn der „Mistkaiser“ Konstantinus, unter welchem die Pest und die Eroberung Griechenland heimsuchten, hat regirt von 741 bis 775. Im Jahre 807 aber, mehr als 100 Jahre vor des Porfirogenitus Tronbesteigung, hatten die frechgewordenen Slawen ihre Niederlage bei Patras erlitten. Eine nahezu unumschränkte Herrschaft haben sie in den Tälern des Peloponnes nur geübt von 750 bis 807. Nach ihrer Entweichung wurde Hellas wieder griechisch, wie es gewesen; einige slawische Ortsnamen blieben zurück, sonst keine Spur ihres Daseins.

Welche kindliche Anschauung muß Fallmerayer von der Art gehabt haben, wie unterjochte und unterjochende Völker sich zu einander verhalten! Welche unbegreifliche Blindheit gegen Dutzende allbekannter geschichtlicher Beispiele! Man kann geradezu behaupten: eine ethnologische Umwandlung oder gar Vernichtung eines Volkes durch das andere ist überhaupt nur möglich durch schonungslose Abschlachtung. Geschieht diese nicht, so kann eine Vermischung eintreten, bei der je nach dem Zahlenverhältnis, je nach dem Kulturzustande die Eroberer oder die Eroberten die ethnologische Herrschaft behaupten. Ein Volk kann sogar seine Sprache einbüßen, ohne seine Stammesart gänzlich aufzugeben.

---

*) Im Text: ἐσθλαβώθη δὲ πᾶσα ἡ χώρα. — Der Sprachgebrauch von χώρα für „flaches Land“ im Gegensatz zu Städten und Bergen, — und der von σθλαβώνομαι für „von Slawen erobert werden“ steht ebenso fest, wie der von τουρκεύω für „den Türken gehören“. Beide Wörter sagen nichts über die Nationalität der von den Slawen oder Türken unterjochten Länder.



So glaubt, trotz der romanischen Sprache der Rumänen, heute kein Ethnologe mehr, daß sie römischer Abstammung sind, so wenig wie es die Spanier oder die Franzosen sind. — Aber kein Fall in der Weltgeschichte ist bekannt geworden, in welchem Eroberer ein besiegtes Volk ausgerottet, dagegen dessen Sprache und Sitten unter vollkommener Preisgebung der eigenen angenommen haben.

Die Griechen von heute für Slawen auszugeben, ist nur dann möglich, wenn man folgende Opfer des Verstandes bringen will. Erstens: Die von 750 bis 807 in Griechenland herrschenden Slawen haben alle oder die meisten Griechen abgeschlachtet. — Zweitens: Nachdem das geschehen, haben sie in diesen 57 Jahren ihre slawische Sprache, ihre ganze slawische Eigenart mit Stumpf und Stiel verloren. — Drittens: Als die Slawen nach der Schlacht bei Patras im Jahre 807 wieder aus Hellas vertrieben wurden, sind sie — dennoch in Hellas geblieben. — Viertens: Auch die zahllosen Griechen, die nach der Vertreibung der Slawen von den Inseln, aus Byzanz und Kleinasien nach Griechenland zurückströmten, hatten nichts Eiligeres zu tun, als sofort Slawen zu werden, immer unter Beibehaltung ihrer Sprache und Sitten! —

Wer diese Opfer des Verstandes bringt, mag an ein slawisches Griechenland glauben. Der neueste Kulturhistoriker Herr Heinrich Vierordt z. B. hat diese Opfer gebracht, denn er nennt die Griechen: „Gallomane Slawen“. — Wer mit seinem bischen Verstand so opferwillig umgeht, der wird auch keine Schwierigkeiten haben, die Bewohner Nord- und Ostdeutschlands für Slawen zu erklären. Fast alle Ortsnamen und Provinznamen, zahllose Personennamen in jenen gutgermanischen Landen sind slawisch. Auch hat sich eine stattliche Menge slawischer Fremdwörter in das Deutsche eingeschlichen. Daß dort Slawen Jahrhundertelang gesessen, daß die deutsche Reichshauptstadt selber einst ein slawisches

Fischerdorf gewesen, weiß jedes Kind. Und jene deutschen Länder können für ihr Deutschtum nicht einmal anführen, daß sie schon vor der Slawenherrschaft von Deutschen bewohnt gewesen, wie Griechenland von Griechen bis zum Einbruch der Slawen.

200 Jahre lang hat England unter dem Joche der Römer gelebt. Ist es römisch geworden? — 222 Jahre ist Elsaß in den Händen der Franzosen gewesen. Ist es französisch geworden? Angenommen selbst, in Elsaß wäre die französische Sprache vorherrschend geworden, — würde man berechtigt sein, die Elsässer darum dem Stamme nach für französisch zu erklären? — Wie lange hat Schleswig-Holstein das Joch der Dänen getragen, auch sprachlich, und ist dennoch deutsch geblieben! Die Eroberung Englands durch die Normannen ist gewiß politisch so vollständig und dauernd gewesen, wie möglich; auch tiefe sprachliche Spuren haben die normannischen Franzosen in dem angelsächsischen Englisch zurückgelassen. Wem aber fällt es vernünftiger Weise ein, die Engländer für eine romanische Nation zu erklären? Und da kommt man auf die Tollhäuslerei, das griechische Volk, in welchem sich außer wenigen Ortsnamen auch nicht eine Spur von sprachlichem oder sonstigem Slawentum nachweisen läßt, dagegen das Griechentum in allem und jedem, — für ein Volk von Slawen zu halten! Und dieser Unsinn verdankt seine Verbreitung einem deutschen Professor, der in seiner Eigenschaft als Deutscher und als Professor den gedoppelten Heiligenschein der Wissenschaftlichkeit besitzt! —

Einen ebenbürtigen Geistesgenossen hat Fallmerayer nur noch in jenem französischen Professor Quatrefages gefunden, der die Bevölkerung des Königreichs Preußen für ein slawisch-finnisch-tatarisches Gemisch ausgab. So töricht wie Fallmerayers Gründe waren übrigens die Quatrefages' nicht, wiewohl töricht genug.

Einzig wie die allseitige Kulturblüte der Griechen im Altertum, — so einzig steht die Erhaltung ihres nationalen und sprach-

lichen Daseins da. Welches zweite Kulturvolk der Erde hat trotz der schwersten Schicksalsschläge, trotz wiederholter Unterjochung und Überflutung durch erobernde Völker seine Sprache so treu bewahrt, wie das griechische? Etwa die Juden, die man so sehr mit Unrecht das unzerstörbare Volk nennt? Ihr Blut ist fast ungemischt geblieben; doch wo ist ihre Sprache? Das wahre Geistesblut aber eines Volkes, sein „Ichor", wie Homer das Götterblut nennt, ist einzig seine Sprache. Und wenn alle Chronikenschreiber des Byzantinerreichs mit ihren Schmökern aufständen gegen das hellenische Volkstum der Bewohner Griechenlands, — die griechische Sprache würde sie Alle Lügen strafen. Da aber auch jene Chroniken nichts aussagen gegen das Hellenentum, so haben wohl die Recht, welche behaupten: in Griechenland wohnen die Abkömmlinge der alten Hellenen, gemischt mit einigen Slawen und ziemlich vielen Albanesen. Aber so gemischt, daß Griechenblut, besonders aber Griechensprache und Griechensitte herrschend geblieben sind.

Ja, wenn die Sprache nicht wäre! Wenn Griechisch wirklich „ein Gemisch aus allen Sprachen des Orients und des Occidents mit einigem Hellenisch" vorstellte! Wie steht es aber in Wahrheit mit dem Griechischen Neugriechenlands? So, daß wenn Plato, wenn Demosthenes, wenn Aristophanes aufständen und mit einem Bauern in den Bergen Arkadiens oder Lakoniens sprächen, sie ihren neugriechischen Landsmann ohne große Schwierigkeit verstehen würden. Vielleicht der Bauer nicht ganz die Sprache des Plato, des Demosthenes, des Aristophanes, aber doch das Meiste davon.

Ernst Curtius, in griechischen Dingen eine andere Autorität als alle Fallmerayer der Erde, sagt in seinem Aufsatz: „Das Neugriechische in seiner Bedeutung für das Altgriechische" auf Grund seiner vollkommenen Kenntnis beider Sprachstufen: „Mit Ausnahme einiger Grenzpunkte des griechischen Sprach-

gebiets (wie z. B. der Jonischen Inseln), spricht auch der geringste Grieche reingriechisch.“ Ist das klar genug? Auch „der geringste Grieche“, nicht etwa der durch die Schule gelaufene Grieche. Ernst Curtius hat jene Worte vor 30 Jahren geschrieben — ich habe noch heute an jenem Urteil nichts zu ändern gefunden; und ich habe mit vielen sehr „geringen“ Griechen Tagelang verkehrt.

Das Neugriechische ist nicht nur kein barbarisches Gemisch; es ist vielmehr, nach meiner bescheidenen Kenntnis fremder Sprachen, die am allerwenigsten mit fremden Bestandteilen gemischte Sprache. Nicht den tausendsten Teil der Fremdwörterzahl des Deutschen weist das Neugriechische auf. — Wo ich hier von Neugriechisch rede, meine ich stets die unverdorbene, durch keine Hellenisirungsversuche „veredelte“, schöne Sprache der griechischen Bauern; eine Sprache, die übrigens die allgemein herrschende genannt werden darf, denn das Kunstbutter-Griechisch der neugriechischen Zeitungen und Bücher ist eine tote, von Keinem gesprochene Sprache. Sie lebt nur in der Tinte und in der Druckerschwärze; beginnt allerdings leider jetzt auch in die Schulen einzudringen.

Wahrhaft unheimlich ist die Zähigkeit dieses merkwürdigen Volkes, am unheimlichsten die Unzerstörbarkeit seiner Sprache. Zwischen der Sprache Homers und der Xenophons ist ein fast so großer Unterschied wie zwischen der Redeweise Xenophons und der eines beliebigen peloponnesischen Bauern. Dabei ist es mehr als fraglich, ob Xenophon und seine Zeitgenossen auch wirklich so gesprochen haben, wie geschrieben. Es hat sicher zu allen Zeiten neben der Tribünen- und Büchersprache eine Familiensprache und Marktsprache gegeben, deren Abweichung von der heutigen Umgangssprache eine sehr kleine gewesen sein dürfte.

Das Griechische hat einige Fremdwörter aufgenommen. Es wäre unnatürlich, wenn die tausendjährige Fremdherrschaft der

Slawen, Franken, Italiener, Türken gar keine sprachliche Wirkung geübt hätte. Es giebt ein Halbdutzend altfranzösischer, vielleicht ein Dutzend italienischer und zwei Dutzend türkischer Fremdwörter im Griechischen; ihre Zahl nimmt fortwährend ab und wird unter dem in dieser Hinsicht lobenswerten Streben der Schule bald auf ein Nichts zusammengeschrumpft sein.

Nirgends aber zeigt sich ein Einfluß fremder Sprachen auf den grammatischen Bau des Neugriechischen. Wo es in der Grammatik vom Altgriechischen abweicht, da läßt sich nachweisen, daß Ansätze zu der Abweichung schon bei den klassischen oder nachklassischen Schriftstellern vorkommen.

Der richtigen Beurteilung der neugriechischen Sprache steht ein sehr allgemein verbreitetes Vorurteil, auch bei gebildeten Philologen, im Wege. Man vergleicht nämlich das Neugriechische meistens mit einem Dialekt des Altgriechischen, von dem jenes garnicht herstammt, und sagt dann stolz: Seht, wie abweichend ist doch das Neugriechische vom Altgriechischen! Unter „Altgriechisch" verstehen nämlich die Philologen im großen und ganzen nur das Altattische, und wo das Neugriechische vom Altattischen abweicht, da wird es der barbarischen Verderbtheit bezichtigt. Das Altattische war aber keineswegs die Sprache des gesamten Althellas; es war die Schriftsprache der attischen Schriftsteller. Ob auch die des attischen Volkes? — wer will das sagen bei den mangelhaften Überresten altgriechischer Volkssprache überhaupt! Attika ist ein sehr kleines Stück von Hellas, nicht größer als mancher „Kreis" Preußens. Außerhalb Attikas wurde wenig Attisch gesprochen, überwiegend Äolisch-Dorisch; und da die Neugriechen nicht von den Altattikern allein, sondern in der Mehrzahl von den Äolo-Doriern abstammen, so muß auch das Neugriechische nicht mit dem Altattischen, sondern mit dem alten Äolo-Dorischen, und zwar mit dessen Volkssprache, nicht mit der des Alkäus und der Sappho, verglichen werden.

Wer Neugriechisch mit Altattisch vergleicht, begeht eine wissenschaftliche Torheit.

Halten wir dies fest, so muß der völlig hellenische Charakter des Neugriechischen unsere Bewunderung erregen. Welche unverwüstliche Kraft muß diese griechische Sprache, welche zähe Abneigung muß das griechische Volk gegen alles Fremde besessen haben, wenn es wohl einige Fremdwörter, aber keine lautliche oder grammatische Eigentümlichkeit von den fremdsprachlichen Eroberern annahm! Vollends von den Slawen kaum einige Fremdwörter. Der größte Kenner der slawischen Sprachen, Franz Miklosich, hat zugeben müssen, daß von einem lautlichen, formalen oder syntaktischen Einfluß des Slawischen aufs Neugriechische keine Rede sein könne. Er ist deshalb auch der entschiedenste Gegner Fallmerayers gewesen, er der Slawe! An unzweifelhaft slawischen Wörtern hat Miklosich im Neugriechischen nur acht nachgewiesen; einige derselben sind inzwischen als griechischen Ursprungs erkannt worden.

Dabei ist zu bedenken, daß die slawischen Völker keineswegs zu denen mit schwächlichem Sprachgefühl gehören. Sie nehmen es hierin mit den Griechen beinahe auf. Die slawischen Ureinwohner Rußlands haben die erobernden Tataren, die heutigen Beherrscher Rußlands, sprachlich slawisirt. Die Polen haben bis jetzt in Rußland, Östreich und Preußen allen Versuchen siegreich widerstanden, ihnen ihre Sprache zu rauben. Das Slawische hält sich tapfer in Oberschlesien; es verschwindet nur langsam im Spreewald, eine Eisenbahnstunde von Berlin; und in meiner geliebten Heimatprovinz Pommern widerstehen die kassubischen Sprachinseln hartnäckig der Überflutung durch die deutsche Sprache, trotz Schule und Militärdienst.

Auch sprachliche Eroberungen in fremden Ländern haben die Slawen gemacht. Die Bulgaren, ursprünglich ein ugrofinnisches Volk, sind durch slawische Bezwinger vollkommen slawisirt

worden. Nur an der Granithärte des griechischen Volkstums ist der Ansturm der slawischen Horden abgeprallt, ohne auch nur ein Splitterchen davon abzuschlagen.

Ja man kann den lautlichen Charakter des Neugriechischen eigentlich kaum besser bezeichnen, als durch die Hervorhebung des merkwürdigen Umstandes: das Neugriechische entbehrt aller Laute, die den slawischen Sprachen vorzugsweise eigen sind; die slawischen Sprachen dagegen besitzen keinen der dem Neugriechischen vorzugsweise eigenen Laute! Was wohl die Anhänger der Fallmerayerei hierzu sagen mögen? Bis jetzt haben sie sich gehütet, sich hierüber zu äußern. — Das Neugriechische kennt weder das kehlköpfige l der Russen und Polen, noch das gequetschte n, noch die anderen holden Quetschlaute tsch, scht, tscht, schtsch, nicht einmal ein sch, weder ein hartes, noch ein weiches. Andrerseits: woher mögen die Griechen wohl ihr wie das weiche englische th gesprochenes δ, und ihr gleich dem harten englischen th lautendes ϑ haben?! Von den Slawen nicht, denn die haben nichts dergleichen.

Auch von den Albanesen nicht. Und damit sei des Volksstammes kurz gedacht, der noch am meisten zur Blutmischung der Neugriechen beigetragen. Gerade an den Albanesen bewähren die Griechen ihre Zermalmungs- und Aufsaugungskraft. Fast widerstandslos fällt das Volk der Schkipetaren der Hellenisirung zum Opfer. Ob die Albanesen, wie nicht ganz unwahrscheinlich, ein urhellenisches, pelasgisches Volk sind oder nicht, darüber herrscht unter den größten Kennern ihrer Sprache völlige Unsicherheit, und ich bin nicht berufen, in diesen Streit hineinzusprechen. An der Aufsaugung der Albanesen aber durch die Griechen kann niemand zweifeln, der aus älteren Reisebeschreibungen dieses Jahrhunderts weiß, daß in zahllosen Ortschaften, besonders in Attika und auf einigen Inseln des saronischen

Meeres, das albanesische Volkselement mit seiner Sprache früher das alleinherrschende war. Heute kann man schon den Zeitpunkt berechnen, wann innerhalb der Grenzen des Königreichs die Schkip-Sprache ausgerottet sein wird.

Wie das zugegangen? Ähnlich wie in Heraklion mit dem Deutschen. Auf der bis vor kurzem noch ganz albanesischen Insel Salamis hat eine kleine Dorfschulmeisterin aus Athen binnen wenigen Jahren die sämtlichen Kinder schulpflichtigen Alters zum Griechischen bekehrt, mit Zustimmung der Eltern.

Auf griechischer Erde gedeiht nichts Fremdes. Keine fremde Sprache, keine fremde Sitte. Wohl auch keine fremde Dynastie. Die des dänischen Prinzen kann auf die Dauer nur durch die vernünftige Maßregel gerettet werden, daß er seine Kinder ganz und gar griechisch hat erziehen lassen.

Römer, Gothen, Slawen, Franken, Italiener, Türken, Bayern, — wurzellos sind sie alle nach einander in diesem seltsamen Lande geblieben. Was haben sie zurückgelassen? Einige Säulentrümmer und Backsteinmauern, einige Ortsnamen, ein paar zerbröckelnde Burgen, eine schlechte Bierbrauerei, und alle zusammen noch nicht hundert Fremdwörter. Wo sind die Tausende und Abertausende der erobernden Ansiedler geblieben? Fragt die Bauern in Lakonien mit ihren Hellenenköpfen, — in demselben Lakonien, in welchem Fallmerayer nichts als slawische Ortsnamen gefunden haben wollte. Ja, wer aus byzantinischen Scharteken und Pariser Landkarten die Ethnographie eines Volkes bestimmen will, der ist gewiß auf dem Wege zur Wahrheit.

Das Griechentum scheint unausrottbar zu sein, wo immer es in lebensfähiger Anzahl und nicht allzu fern vom Mutterlande sich angesiedelt hat. Daher denn auch die gewaltige Kolonisirungskraft der Griechen im Altertum, nicht unähnlich der englischen. Glaubt man vielleicht, jene zahllosen blühenden Kolonien griechi-

scher Zunge an allen Gestaden des Mittelmeeres und Schwarzen Meeres haben gleich zu Anfang nur aus Griechen bestanden? In den meisten Fällen hat eine Hand voll Griechen genügt, um ganze Küstenstriche zu hellenisiren. Verloren gegangen ist dem Hellenismus von seinem Kolonialbesitz nur Südfrankreich, durch den schweren Arm des dazwischen liegenden übermächtigen Römerreiches. Dagegen blühen bis auf den heutigen Tag auf italischer Erde griechische Gemeinwesen mit griechischer Sprache und Sitte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Griechische Sprache und Aussprache.

Wie erlernt man am zweckmäßigsten die neugriechische Sprache? Was ist echtes Neugriechisch?

In dieser Hinsicht steht die lernbegierige Welt unter der Herrschaft eines nichtsnutzigen Schwindels, an dessen Aufrechterhaltung alle Grammatikschreiber beteiligt sind, — die griechischen obenan, aber auch die berühmtesten deutschen und englischen. Der Schwindel, den endlich einmal rücksichtslos aufzudecken mir Gewissenspflicht ist, besteht in folgendem: Es giebt keine einzige Grammatik des wirklich gesprochenen Neugriechisch. Mit Hilfe der zahlreichen sogenannten „Grammatiken des Neugriechischen„ (darunter die beste die von Sanders bearbeitete englische von Vincent und Dickson) kann man die Sprache der griechischen Zeitungen und Bücher, aber weder des Volkes noch der Gebildeten Umgangssprache erlernen. Diese Umgangssprache ist keineswegs eine barbarische; sie ist die Sprache der herrlichen griechischen Volkslieder und der Volksmärchen. Sie ist aber auch die Sprache des innigen Verkehrs zwischen Hoch und Niedrig, die Sprache des Professors zu seiner Mutter und seinen Kindern, die Sprache der Herren Zeitungsschreiber, Bücherschreiber und Kammerredner unter einander.

Daneben haben sich die Griechen eine Sprache zurechtgemacht, die ich mehrfach in diesem Buche als Kunstbutter-Griechisch bezeichnet habe: ein aus altattischen Wörtern und Formen zu einem Scheinleben auf dem bedruckten und beschriebenen Papier galvanisirtes Kunstgriechisch. Niemand spricht es; keine Dichtung, die zum Herzen gehen soll, ist in dieser Sprache möglich, weil sie nicht vom Herzen, sondern nur vom klassisch gebildeten Kopf verstanden wird.

Innerhalb dieses Kunstgriechischen giebt es nun wieder mehrere Abstufungen. Einige vom Geiste ihres Volkes gänzlich verlassene Schulfüchse tun der Sprache so weit Gewalt an, daß sie die unentbehrlichsten Wörter des Volksgriechischen durch althellenische ersetzen. „Den“ (nicht) ist ihnen zu plebejisch; sie schreiben „u“ oder „uk“, wie Homer und Xenophon. Sprechen aber tun auch diese toten Griechen mit ihren lebendigen Landsleuten das plebejische „den“. — Die aus ältestem Griechisch stammenden schönen Wörter für „Wein“ und „Wasser“ (krassi und neró) ersetzen sie durch das attische inos und idor; aber wohlgemerkt: immer nur mit der Feder, nicht mit der Zunge. Deklinations- und Konjugationsformen, die das Volksgriechisch nun einmal eingebüßt hat, — wenn es sie überhaupt je besessen! — werden künstlich dem Altattischen entliehen, und dieses tote Reis wird dem lebendigen Baum aufgepfropft.

Es soll dadurch in Europa der Glaube hervorgerufen werden, die Neugriechen sprechen die Sprache ihrer Zeitungen und Bücher. Das tun sie nicht, weder die Bauern noch die Städter. Möglich allerdings, daß es den gewalttätigen Modlern der Sprache gelingen wird, durch die Schule allmählich auch die kräftige, poetische Volkssprache so zu xenophontisiren, daß der Bauer seine Sprachsicherheit verliert und ein neugriechisch-altattisches Messinasch spricht. Die frische Springquelle der neugriechischen Poesie wird dann verschüttet sein. Ein Zeitalter trübseliger

Prosa und Alexandrinerei wird anbrechen; und kommt gar die Akademie wie zu einem Palast so auch zu Akademikern, so ist es mit der schönen Volkssprache vorbei.

Woraus also soll man die wirkliche Sprache der Neugriechen lernen? — Man blättere allenfalls der Aussprache wegen eine der vielen Grammatiken durch; dann aber werfe man sie in die Ecke und nehme sich die Sammlungen neugriechischer Volkslieder und Volksmärchen vor. Den Schluß mache die Lektüre von Lustspielen, von denen man weiß, daß sie wirklich zur Aufführung gekommen sind. Was ich an Tragödien gesehen, war ausnahmslos in der toten Büchersprache geschrieben.

Wer tüchtig Altgriechisch gelernt und seine Kenntnisse aufgefrischt hat, wird nicht viel mehr nötig haben, als sich einige hundert neuer Vokabeln einzuprägen, was um so leichter ist, als es sich nur um bekannte altgriechische Wurzeln handelt. Damit ausgerüstet, könnte ein klassischgebildeter Reisender sich getrost auf die Reise begeben und hoffen, er werde das Volk, und das Volk werde ihn verstehen, — — wenn die unglückselige Aussprache nicht wäre! Die auf den deutschen Schulen erlernte Aussprache des Griechischen erschwert das gegenseitige Verständnis in so hohem Grade, daß auch ein leidlich griechischgebildeter Reisender mit deutscher Schulaussprache taubstumm durchs Land fährt. Da hat man nun 7 Gymnasialjahre und womöglich mehrere Universitätsjahre auf das Studium einer schönen Sprache verwendet, und beim ersten Schritt in dem Lande, wo sie gesprochen wird, ist man so hilflos, wenn nicht hilfloser als der ungebildetste Matrose des Schiffes, auf dem man hingefahren. Mit manchem Reisenden, der auf hohen deutschen Schulen gewesen, habe ich unterwegs darüber gesprochen; keiner, der nicht seine für so „schön“, so „wohllautend“ ausgegebene Gymnasialaussprache zum Kuckuck gewünscht hätte. Zum Umlernen halten sie sich fälschlich

für zu alt, und so müssen sie das schmerzliche Gefühl ertragen, in dem einzigen Lande, wo ihr schwererworbenes Griechisch ihnen praktisch nützen und Freude machen könnte, genau so zu reisen, wie irgend ein böhmischer Konzertsänger.

Die Frage, ob die neugriechische Aussprache auch die der alten Griechen gewesen, streife ich hier nur; sie wird demnächst in einer besonderen Schrift eingehend behandelt werden. Vielleicht ist der Beweis schwer zu erbringen, daß die Alten so oder ähnlich ausgesprochen haben, wie die Neuen. Dagegen bedarf es gar keines Beweises, daß die deutsche Gymnasialaussprache vollkommen verkehrt ist, jeder historischen, jeder wissenschaftlichen Begründung entbehrt; daß sie zu keiner Zeit die Aussprache der alten Griechen gewesen ist. Sobald dies einmal allgemein zugegeben sein wird, wie es jetzt schon alle vernünftigen Philologen eingestehen, ist die Frage leicht zu beantworten: wie sollen wir denn das Griechische aussprechen?

Die Aussprache des Griechischen auf unseren Gymnasien geschieht genau so, als handle es sich um Neuhochdeutsch. Homer, Herodot, Plato, Sophokles, Xenophon werden ausgesprochen, als hätten sie deutsche Laute mit griechischen Buchstaben geschrieben. Die ganze Kunst dieser von einigen sehr naiven Gemütern für „altgriechisch" ausgegebenen Aussprache besteht in folgendem: jeder Buchstabe des griechischen Alfabets erhält sein Äquivalent in dem äußerlich ähnlichsten deutschen Buchstaben. Das ist alles. Ein Alfa entspricht dem a, ein Jota dem i, folglich wird Alfa Jota gesprochen wie a i = ai. Epsilon entspricht dem e, Jota dem i, folglich Epsilon Jota = ei. Alfa = a, Ypsilon angeblich = ü, macht zusammen: aü; aü giebt's im Deutschen nicht, sagen wir statt dessen au, und die „altgriechische" Aussprache ist fertig. Die Sache ist so einfach, daß ein Bauernjunge diese gemütliche neuhochdeutsche Aussprache des Altgriechischen

in einer halben Stunde lernen kann. Ob die alten Griechen wirklich Neuhochdeutsch gesprochen haben, ob jemals diese possirliche Aussprache des Altgriechischen von Griechen, alten oder neuen, gesprochen wurde, das wird kaum noch untersucht. Tausende und Abertausende klassischgebildeter Deutscher reden sich ein, eine Art von altgriechischer Aussprache zu besitzen; wenn auch nicht die fehlerlos echte altgriechische, so doch eine annähernd echte, und natürlich eine unvergleichlich echtere, als die der Neugriechen.

Ein Gelehrter — nicht des Kladderadatsch, sondern einer der größten deutschen ernsthaften Zeitungen, der Kölnischen, hat vor einigen Monaten auf eine harmlose Bemerkung von mir zu Gunsten der neugriechischen Aussprache wörtlich folgendes zum Besten gegeben: „Wir sind weit davon entfernt, die in den deutschen Lehranstalten geläufige Aussprache des Altgriechischen als in allen Punkten richtig darzustellen; aber sie ist trotz einiger Unarten erheblich besser als die der Neugriechen.“ — „Trotz einiger Unarten“ ist unbezahlbar.

Ferner bemerkte jener „Gelehrte“: „Es ist eine Frage, welche von den größten Gelehrten längst in ganz anderem Sinne entschieden ist.“ Und um mich niederzuschmettern, zitirt er die von mir hoch verehrten Gelehrten, wirkliche Gelehrte, Gustav Meyer und Brugmann. Nun bin ich gerichtet, dachte er. Die Art solcher Zeitungsschreiber, einen Gegner zu widerlegen, besteht darin, daß sie dem urteilsunfähigen Publikum zwei oder mehr Autoritäten als auf ihrer Seite stehend vorführen; eine Erwiderung erfolgt selten, — die Sache ist abgemacht.

Die Philologen unter den verehrten Lesern können ja an die Quelle steigen. Für die Nichtphilologen bemerke ich, daß die obigen Gelehrten, Meyer und Brugmann, soweit sie in ihren griechischen Grammatiken die Aussprache behandeln, an verschiedenen Stellen sich mehr zu Gunsten als zu Ungunsten der neugriechischen

Aussprache äußern. Und da dem deutschen Publikum vielleicht mehr mit Autoritäten als mit Gründen gedient ist, so führe ich an, daß gerade die allergrößten deutschen Gelehrten die Frage längst im Sinne der neugriechischen Aussprache entschieden haben. Gehört Thiersch zu den größten Gelehrten des Griechischen? Ich denke doch. Thiersch, einer der besten Kenner des Alt- und Neugriechischen, schreibt in seiner großen Grammatik: „Bleibt zwischen den beiden Aussprachen zu wählen, so bekennt der Verfasser, der an beide gewöhnt ist, gern, daß er der Reuchlinischen oder Neugriechischen im ganzen bei weitem den Vorzug giebt, nicht nur aus den oben angeführten (strengwissenschaftlichen) Gründen, sondern auch weil sie in der jetzt gewöhnlichen griechischen Mundart, besonders im Munde der Gebildeten, der Sprache eine schöne und lautere Harmonie giebt.“—

Ich hebe die letzten Worte besonders deshalb hervor, weil Thiersch für den so oft bestrittenen Wohllaut der neugriechischen Aussprache eintritt, und er, „der an beide gewöhnt“ war, hatte zu solchem Ausspruch zweifellos ein größeres Recht, als alle jene, die an keine andere als an die neuhochdeutsche Gymnasialaussprache des Griechischen gewöhnt sind und deshalb, ausschließlich deshalb, diese deutsche Aussprache des Griechischen für die „richtigere“ und „wohllautendere“ halten.

Ein anderer berühmter Grammatiker, der alte Rost, sagt in seiner Grammatik: „Die Reuchlinische (neugriechische) Aussprache läßt sich bis auf die Zeit von Christi Geburt und zum Teil bis auf noch weit frühere Zeiten als die richtige durch Zeugnisse belegen.“

Aus neuerer Zeit sei der große Kenner des Alt- und Neugriechischen Ellissen erwähnt, der 1852 auf der Philologenversammlung in Göttingen auf das Entschiedenste für die neugriechische Aussprache eintrat. — Auch Roß, der berühmte

Archäologe und Philologe, war Zeit seines Lebens ein leidenschaftlicher Vertreter der neugriechischen Aussprache des Griechischen.

Andere bedeutende Gelehrte älterer und neuerer Zeit, Hermann, Bursian, Georg Curtius, verteidigen wenigstens die neugriechische Aussprache mehrerer Vokale, die trotzdem noch immer neuhochdeutsch ausgesprochen werden. Der namhafte Gelehrte Bursian ging noch weiter und erklärte auf der Philologenversammlung von 1862: „Was die Konsonanten anbetrifft, so muß ich bestimmt aussprechen, daß ich bei keinem Konsonanten irgendwelchen Grund habe, von der neugriechischen Aussprache abzuweichen.“ — Und der Präsident jener Philologen-Versammlung durfte in seinem Schlußwort verkünden: „Ich nehme als Resultat der eingehenden Besprechung so viel mit, daß in diesem Kreise doch Keiner sich zum Verfechter der Erasmischen Aussprache aufgeworfen hat.“

So, das sind die Entscheidungen der größten Gelehrten über die doch nicht ganz unwichtige Frage, wie eine der Sprachen auszusprechen sei, mit welcher Jahraus Jahrein in Deutschland gutgezählte 50000 junge Menschenkinder gequält werden!

Trotz jenen Entscheidungen ist natürlich noch lange nicht daran zu denken, daß dem sinnlosen Unfug einer als gänzlich falsch erkannten Aussprache des Griechischen ein Ende gesetzt werde. Der alte Schlendrian wird auf diesem Gebiet des Schulwesens wohl ebenso lange dauern, wie auf so vielen anderen; denn bequem ist allerdings jener Schlendrian, nur wissenschaftlich ist er nicht, und unpraktisch für das Leben ist er obendrein. Daß der Schlendrian beseitigt werden wird, hoffe ich nicht mehr zu erleben, auch dann nicht, wenn Plato selber aus der Asche auferstünde und die deutschen Schulmänner die richtige Aussprache lehrte. Sie würden ihm beweisen, daß er sich irrte: er hätte in den mehr als zwei Jahrtausenden seit seinem Tode gewiß die richtige Aussprache vergessen; sie aber, die deutschen

Oberlehrer und Direktoren, kennten sie ganz genau: sie wäre just ebenso wie das Neuhochdeutsche des 19. Jahrhunderts gewesen, und ein Freund lateinischer Citate würde hinzusetzen: „Amicus Plato, magis amicus Schlendrianus.“ Damit wäre Plato geschlagen, denn Latein verstand er nicht.

Der Streit der sogenannten Reuchlinianer und Erasmianer tobt um folgendes. Die Reuchlinianer, — oder sagen wir zunächst: der große deutsche Humanist der Renaissancezeit, einer der klarsten Köpfe und wahrsten Charaktere seiner Zeit, daneben der bedeutendste Kenner des Griechischen in seinem Jahrhundert, hatte das Altgriechische von den aus dem eroberten Konstantinopel geflohenen Griechen erlernt und sprach es natürlich so aus, wie diese. Er machte sich gar kein Bedenken darüber, sondern ging von dem vernünftigen Grundsatz aus: wie die alten Griechen in Wahrheit gesprochen haben, das wird dem Ohr der Nachgeborenen jetzt nach 2000 Jahren wohl für immer verborgen sein; so bleibt mir denn nichts anderes übrig, als es so auszusprechen, wie es die Nachkommen der alten Hellenen sprechen. Eine besondere Schrift Reuchlins über griechische Aussprache giebt es nicht; wir wissen indessen aus seinen Briefen, daß er der Aussprache der Neugriechen folgte. Und sintemalen Reuchlin der erste und größte Lehrer des Griechischen in Deutschland gewesen, nennt man alle, die es bezüglich der Aussprache mit ihm halten, „Reuchlinianer“. Der Schreiber dieser Blätter ist stolz, sich nach dem edlen Manne zu nennen.

Erasmus von Rotterdam ist der Schutzpatron derer, welche behaupten, daß die Altgriechen im wesentlichen, „einige Unarten“ abgerechnet, so gesprochen haben, wie wenn ihre Sprache lautlich mit dem Neuhochdeutschen sich gedeckt hätte. Die Erasmianer haben zur Zeit fast in ganz Europa die Herrschaft in den Schulen, was nicht besonders zu verwundern ist, da der Unsinn auf gewisse Zeiträume meistens mächtiger ist als der

gesunde Menschenverstand. Er ist in diesem besonderen Falle so mächtig, daß er selbst dem Urteil einer ganzen Philologenversammlung Stich hält.

Erasmus von Rotterdam hat sich in dieser vergleichsweise kleinen Frage ähnlich benommen, wie in den großen Fragen seines Jahrhunderts. Er sah und glaubte das Bessere, so in der Frage der Reformation Luthers; aber er folgte kleinen menschlichen Rücksichten und lehrte durch seine hinterhaltige Art Andere das Schlechtere. So auch in der bescheidenen Frage nach der richtigen Aussprache des Altgriechischen. Er selber hat sein Lebelang genau so ausgesprochen, wie Reuchlin, hat auch seine Studenten in Löwen die Reuchlinische Aussprache gelehrt, — ja er hat sich von seinem griechischen Freunde Láskaris eigens einen griechischen Lehrer ausgebeten, damit seine Kinder die Aussprache mit Ohren und Munde erlernten!

Da passirte dem gelehrten Manne folgende Menschlichkeit. Ein zu lustigen Schelmereien aufgelegter Freund besuchte ihn und erzählte ihm die Wundermär: er hätte Griechen, sehr gelehrte Leute, kennen gelernt, welche ganz anders sprächen, als bis dahin alle Welt, in Deutschland, Holland, England, Frankreich u. s. w., das Griechische ausgesprochen hätte. Und nun machte er dem Erasmus vor, wie jene merkwürdigen Griechen gesprochen hätten: aufs Haar so, wie wenn Griechisch Holländisch wäre!

Ob nun Erasmus diesem gutniederländischen Scherz vollen Glauben geschenkt hat oder nur halben, — jedenfalls wollte er ihn für die Zwecke seiner Eitelkeit ausbeuten. Nicht auf die Erforschung der wissenschaftlichen Wahrheit kam es ihm an, denn sonst brauchte er ja bloß einen jener so abweichend sprechenden Griechen nach Löwen zu berufen. Nein, er wollte vor der Gelehrtenwelt als der Entdecker dieser nagelneuen Weisheit glänzen, falls sie sich als begründet herausstellte. Doch wollte er auch klüglich jeden Spott

und Schaden von seiner gelehrten Reputation abwenden, falls sich jene Entdeckung als Scherz und Narreteiding Männiglich kundtäte.

Solchermaßen und als der richtige Dummpfiffikus, der er war, setzte er sich hin und verfertigte eine sehr absonderliche Schrift, aus der bisher noch kein Mensch klug geworden ist, in einem saft- und kraftlosen Latein und mit sorgfältiger Offenhaltung aller möglicher Hintertürchen für den schlimmsten Fall, — also daß er sagen könnte: ich hab' mir nur einen Scherz mit euch machen wollen, ihr hochgelahrten Mitpedanten und wohlweisen Perrücken. „De recta pronunciatione latini graecique sermonis“ heißt der tötlich langweilige Wälzer, zu deutsch: „Von der richtigen Aussprache der lateinischen und griechischen Sprache“, und ist ein Zwiegespräch zwischen — einem Bären und einem Löwen, die sich darüber unterhalten, wie man gut täte die alten Sprachen von sich zu geben.

Eine feste, mit Gründen belegte Vorschrift giebt Erasmus in diesem albernen Wischiwaschi nicht; dazu fürchtete er zu sehr sich — zu blamiren. Aber dem Löwen legt er als Vermutung, — „Konjektur“ nennen die Philologen so etwas — in den Mund jene Weisheit, die er von seinem schalkhaften Freunde gehört, und ließ es darauf ankommen. Bestätigte sich „seine Vermutung“, so konnte er hintreten: Habe ich, der große Erasmus, der divus Erasmus, es nicht gleich geahnt?!

Der Löwe sprach zu dem Bären also die Vermutung aus, die alten Griechen möchten wohl die holländische Aussprache, hier und da mit Anklängen ans Französische, besessen haben, — und richtig, es fanden sich Bären und andere kluge Tiere allenthalben genug, welche sich zu den eifrigsten Verfechtern dieser glorreichen Entdeckung machten. Es war um dieselbe Zeit, da mit sehr großem Aufwande von Gelehrsamkeit — mit größerem, als Erasmus für seine geistige Fälschung aufgeboten, — der Beweis geführt wurde, Adam und Eva müßten im Paradiese Holländisch, nach dem

Sündenfall Französisch gesprochen haben, was in jedem Lande Europas anmutig auf die eigene Sprache angewandt wurde.

Nach dem Löwen des Erasmus sollte man also die Vokale und Diphthonge im Griechischen holländisch sprechen, demnach *ου* nicht wie u, sondern wie das holländische ou, also ähnlich dem deutschen au, — *υι* wie holländisches ui, also wie deutsches eu; nur für *οι* empfahl der Löwe, es zu machen wie die Gallier, also ähnlich einem oa zu sprechen.

Wie ein Wildfeuer griff dieser Blödsinn um sich, in ganz Europa. Der große Erasmus hatte ihn verkündet; zwar nur im Scherz, aber selbst die Scherze eines solchen Mannes verdienten Nachahmung. Und so ist die erasmische Aussprache entstanden. Nicht wahr, die Erasmianer können stolz darauf sein?! —

Das Holländische wollte nun den Deutschen, Engländern, Franzosen nicht recht in den Sinn. Sie zogen die weitere Folgerung: die richtige Aussprache des Altgriechischen ist dieselbe wie die des Deutschen, Englischen, Französischen, je nachdem, — und so ist es bis zum heutigen Tage geblieben. Die Deutschen sprechen das Altgriechische neuhochdeutsch; die Engländer sprechen es englisch; die Franzosen französisch. Zu Reuchlins Zeiten sprach man in ganz Europa das Altgriechische auf die gleiche Weise aus; erst durch Erasmus ist die babylonische Verwirrung entstanden, so daß heute niemand mehr das Griechische eines Ausländers, geschweige eines Griechen versteht.

Während aber die Engländer und die Franzosen wenigstens eingestehen, daß ihre Aussprache ganz und gar falsch ist, daß sie nichts ist als englisch und französisch, und daß man sie nur einstweilen beibehalte, weil eine Änderung in der Schulpraxis zuerst Schwierigkeiten bereiten würde, — setzen wir Deutschen uns aufs hohe Pferd und rufen: abgesehen von „einigen Unarten“ ist die neuhochdeutsche Aussprache des Altgriechischen die einzig richtige. D. h. nicht „wir Deutschen“, denn die

gelehrtesten Männer haben ganz anders gerufen; aber sehr viele Deutsche. Zum Trost, aber nur zum geringen, darf man sich sagen: ein Mann von hoher wissenschaftlicher Bedeutung und tiefer Kenntnis des ganzen Hellenismus, nicht bloß des Altgriechischen, befindet sich unter jenen Rufern im Streit nicht; kein einziger! Das tröstet schwach, denn leider führen in solchen Fragen die Vielen das große Wort, nicht die Wenigen; und was die Vielheit, ja nur die Mehrheit ist, das steht in Schillers Demetrius.

Der freundliche Leser, auch der Nichtphilologe, wird aus dem Obigen entnommen haben, daß die sogenannte Aussprache der Erasmianer nicht den Schatten einer historischen, einer wissenschaftlichen Begründung hat. Sie ist also entschieden in die Rumpelkammer zu werfen, und es muß dann untersucht werden: nachdem wir wissen, wie das Altgriechische nicht zu sprechen ist, — wie sollen wir es sprechen?

Ist denn aber die ganze Frage so wichtig, — werden Manche einwerfen — daß lange darüber zu streiten verlohnt? Griechisch ist ja nur eine „tote Sprache"; die lernt man ja doch nur, um das „einjährige Zeugnis" zu kriegen, oder um das Abiturientenexamen zu machen, und es kann ja ganz gleichgiltig sein, wie eine tote Sprache ausgesprochen wird.

Wäre wirklich Griechisch eine tote Sprache, wie Latein eine ist, so wäre es mir und jedermann allerdings vollkommen gleichgültig, wie man es ausspricht, ob neuhochdeutsch, englisch, französisch oder holländisch. Griechisch ist keine tote Sprache, und damit gewinnt die Frage nach der Aussprache eine Wichtigkeit, die weit über den Rahmen der Schule hinausreicht. Die heutige griechische Sprache ist kerngriechisch; in ihrem Wörterbestande so rein, wie keine zweite Sprache Europas; in ihren Formen abgeschwächt, aber viel weniger, als Italienisch in seinem Verhältnis zum Latein; in seiner Betonung fast unver-

änderlich der alten Sprache gleich geblieben. Alle Veränderungen welche die neue Sprache erlitten hat, sind aus echtgriechischem Stoff hergenommen; für die allermeisten lassen sich schon im Altgriechischen Beispiele nachweisen; fremde Beimischungen, wie schon gesagt, so gut wie nicht vorhanden. Die feinsten Gesetze des inneren Rhythmus der Sprache sind mit einer Treue bewahrt worden, auch von dem „geringsten Griechen“, daß es Staunen erregt. Richtig ausgesprochenes Altgriechisch ist keine tote Sprache: sie wird von allen gebildeten Griechen, und größtenteils auch von den ungebildeten, in der ganzen hellenischen Welt verstanden. Wer also Altgriechisch mit der griechischen, nicht mit der holländischen oder neuhochdeutschen Aussprache erlernt, besitzt ein Verständigungsmittel, welches ihm die Wege bahnt — nicht allein im Königreich Griechenland, sondern durch die ganze große Welt der Levante, durch die europäische Türkei, Egypten, Kleinasien. Griechisch ist das Französische des Orients.

Es würde also schon darum lohnen, daß man während der 7 Jahre des griechischen Gymnasialkursus die griechische Aussprache des lebendigen Griechisch erlernte. Dazu muß aber die Erwägung kommen, daß heutzutage selbst die strenge Philologie nicht mehr mit der Buchstabenklauberei im heimischen Bibliothekenstaub, — und strenge Archäologie nicht mehr mit dem Studium der heimischen Museen und Bilderbücher auskommen. Mehr und mehr wächst die Zahl der klassischen Philologen und Archäologen, welche zum Zweck lebendiger Studien in das klassische Land reisen. Die muß man gesehen und gehört haben, wie sie mit ihrem hinterpommerschen, mecklenburgischen, berlinischen, schwäbischen oder sonst welchem Griechisch landen und sich zu verständigen suchen! Welch eine Qual! — Nach einigen Wochen richtig ausgenutzten Aufenthalts kommen sie natürlich als stramme Verteidiger der griechischen Aussprache zurück, und besonders hat sich ihr Vorurteil zu Gunsten der neuhoch-

deutschen Aussprache als der „wohllautenderen“ ganz verloren, nachdem sie sich an die griechische gewöhnt haben.

Die Wahrscheinlichkeit, daß die alten Griechen den neuen Deutschen den Gefallen getan haben, vorahnend neuhochdeutsch auszusprechen, ist mit eins zu einer Milliarde vielleicht noch zu hoch gegriffen.

Für den, welcher im Griechischen eine tote Sprache lernen will, die ihm ewig tot bleiben soll, ist jede Aussprache gut genug; der lernt ja keine Sprache, sondern nur einen Examen-gegenstand, den er gut tut sofort wieder zu vergessen. Für alle die aber, welchen das Studium des Griechischen ein lebendiger Gewinn bleiben soll, giebt es gar keine Wahl zwischen zwei Aussprachen; es giebt nur die eine Aussprache, welche von den Nachkommen der Griechen gesprochen wird. Es läßt sich nicht mit vollkommener Sicherheit nachweisen, wie die alten Griechen im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr., in der „klassischen“ Zeit, gesprochen haben; dagegen läßt sich wissenschaftlich beweisen, daß sie durchaus anders gesprochen haben, als die deutschen Gymnasien es lehren. Ja, es läßt sich beweisen, daß zwischen der Aussprache der klassischen Jahrhunderte und der neugriechischen nur sehr geringe Unterschiede bestanden haben. In Attika scheint man im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. einige Vokale ein wenig anders gesprochen zu haben, als heute, obgleich selbst das nicht unumstößlich feststeht. Dagegen giebt es schon für die älteste Zeit, aus der uns griechische Inschriften überkommen sind, zahlreiche Beweise, daß im nichtattischen Griechenland eine Aussprache geherrscht hat, deren direkte Erbin die der Neugriechen geworden ist. Daß die neugriechische Aussprache nicht eine ganz moderne Verderbtheit ist, etwa durch die „Slawisirung“ oder durch die Türkenherrschaft entstanden, wird von der gesamten kundigen Philologenwelt zugestanden. Ein Alter von 1800 Jahren hat sie selbst nach dem Urtheil der Erasmianer. Sollte Jesus Christus

Griechisch gesprochen haben, so hat er die Aussprache der Neugriechen befolgt. Paulus hat unzweifelhaft mit neugriechischer Aussprache zu den Athenern auf dem Hügel des Areopags gepredigt. Ich wiederhole jenen Satz des gelehrten Grammatikers Rost, von dem die meisten unserer Väter ihr Griechisch gelernt haben —: „Die Reuchlinische (neugriechische) Aussprache läßt sich bis auf die Zeit von Christi Geburt, zum Teil bis auf noch weit frühere Zeiten als die richtige durch Zeugnisse belegen."

Es wäre doch mehr als wunderbar, wenn eine Aussprache, die sich 1800 Jahre lang durch alle Stürme der Völkermischung so zäh erhalten hat, gerade in den drei Jahrhunderten vorher sich vollständig geändert haben sollte! Wer das behauptet, dem liegt der Beweis ob.

Und wer einwendet: wie dürfen die Griechen sich einbilden, daß gerade sie die Aussprache so lange umwandelbar sich erhalten haben, während doch alle andere Sprachen große Wandelungen der Aussprache durchgemacht, dem ist folgendes zu erwidern. Allerdings dürfen die Griechen sich das einbilden, denn sie sind in sprachlicher Hinsicht durchweg ein Ausnahmevolk wie kein zweites. Ein Volk, welches während 1800 Jahren niemals aus der Fremdherrschaft, aus der Überflutung durch barbarische Völker herausgekommen, welches dennoch seine Sprache so wunderbar rein von fremden Beimischungen erhalten, — ein Volk, welches das innerste musikalische Gesetz seiner Sprache gerettet, welches noch heute wie vor 2700 Jahren deklinirt: pólemos, polému, wegen der gefühlten Länge des u, und so durch die ganze Accentlehre hindurch, — warum soll denn das seine Aussprache in drei Jahrhunderten geändert haben, wenn es sie nachweislich in den folgenden Jahrhunderten nicht geändert hat?!

Übrigens tun wir Deutschen genau dasselbe, was die Neugriechen tun. Wir sprechen das Gothische und Althochdeutsche so aus, wie wenn es Neuhochdeutsch wäre. Was würden wir einem

Engländer oder Franzosen antworten, der uns sagen wollte: Ulfilas und Otfrid müssen englisch oder französisch ausgesprochen werden? Wir würden sie für verrückt erklären. Die Neugriechen sind ein zu höfliches Volk, um so etwas zu sagen; ich bin aber nicht sicher, daß sie es nicht denken.

Mit Gründen des „Wohllauts“ gegen die neugriechische Aussprache, die man ja praktisch meist gar nicht kennt, und für die deutsche Aussprache des Altgriechischen einzutreten, ist menschlich; aber einen Anspruch auf wissenschaftlichen Wert haben solche Gründe nicht. Alles klingt schön, woran man gewöhnt ist; häßlich das Meiste dessen, was einem ungewohnt ist. Des Einen „Uhl“ ist des Andern Nachtigall. Merkwürdig ist nur folgendes: wer auch immer längere Zeit in Griechenland verweilt und dort Griechisch sprechen gehört und gelernt hat, ist zum theoretischen wie praktischen Anhänger der neugriechischen Aussprache geworden. Dagegen ist wohl kein Fall bekannt, in welchem jemand, Neugrieche oder nicht, sich von der neugriechischen Aussprache zu der neuhochdeutschen bekehrt hätte.

Einige der untergeordnetsten Gegner, so auch der „Gelehrte“ der Kölnischen Zeitung, kommen mit langen Listen solcher Wörter, welche in der neugriechischen Aussprache völlig gleich klingen, obschon sie verschiedene Bedeutung haben. Diese braven Leute bilden sich ein, eine Sprache bestehe aus Sätzen mit nichts als solchen gleichlautenden Wörtern. Der völlige Gleichklang der Wörter ver, verd, vers (Vers), vers (gegen), verre, oder der von tan, tant, tend, tends, temps, t'en im Französischen; der von ungezählten Wörtern im Englischen, selbst im Deutschen, — hat ja wohl noch niemals zu ernsten Schwierigkeiten im Verstehen eines Satzes geführt, wie er auch noch keinen geistiggesunden Menschen auf den Gedanken gebracht hat, hier müsse die Aussprache geändert werden.

Die deutschen Schulmänner haben ein besonderes Wohlgefallen an den Diphthongen ai, ei, oi, eu, au, welche sie dem

Griechischen aufzwingen. Wer ihnen diese herrlichen Laute rauben will, „benimmt der griechischen Sprache ihren Wohllaut". Den Griechen selbst klingt unsere „wohllautende" Aussprache bekanntermaßen entsetzlich; ihnen drehen sich dabei die Eingeweide im Leibe um, wie einer ihrer besten Schriftsteller, Ikonomos, darüber geurteilt. Den Engländern und Franzosen klingt unsere Aussprache ebenso scheußlich. Nur uns, die wir vom zarten Quartaneralter nie eine andere gehört, klingt sie wie Orgelton und Glockenklang; und wann deutsche Gymnasiallehrer an den berühmten Vers in der Odyssee geraten, der in deutscher Aussprachebezeichnung so aussieht:

Aiei de malakoisi kai haimülioisi logoisi,

so geraten sie in musikalische Verzückung. Dieses „aiei"! — dann besonders dieses dreimalige „oisi", — und nun gar dieses himmlische „kai hai"! Es giebt empfindliche Ohren, denen diese Schönheiten eher wie chinesisch denn wie griechisch klingen.

Schade, schade, daß Französisch eine so unangenehm lebendige Sprache ist. Wäre es ein bischen toter, so würden unsere Philologen längst drüber hergefallen sein, und wir sprächen jetzt:

„Jai fait un heureuks weuage afeck deuks chefauks,"
und gelehrte Leute würden Abhandlungen darüber schreiben, um wie viel schöner, ja fast homerisch, jonisch, obiger Satz klinge, als das abgeblaßte, verderbte: J'ai fait un heureux voyage avec deux chevaux." Man lausche nur: „heureuks, heureuse"! Klingt es nicht wirklich nahezu griechisch? D. h. neuhochdeutsch-griechisch! — Ähnliche Versuche mit dem Englischen anzustellen, sei dem Leser selbst überlassen. Ich empfehle als Leseübung etwa den Monolog Hamlets „To be or not to be". Die Wirkung ist ziemlich genau dieselbe, wie die deutsche Aussprache des Griechischen auf jedes an die griechische Aussprache gewöhnte Ohr. —

Übrigens ist die neugriechische Aussprache längst die der

meisten griechischen Fremdwörter im Deutschen. Wir sprechen: Pädagoge, Gynäkologie, Epaminondas, Phidias, Pisistratos, Aristides, Phädra, Klytämnestra, Ewangelion, weil wir diese und tausend andere Wörter durch die Römer so überkommen haben; und die Römer, die Zeitgenossen und Beherrscher der Griechen, werden immerhin etwas mehr von der richtigen Aussprache des Altgriechischen gewußt haben, als unsere sämtlichen Gymnasiallehrer zusammengenommen. Von den armen Griechen aber verlangt man, daß sie Paidagogos, Gynaikologia, Epameinondas, Pheidias, Peisistratos, Aristeides, Phaidra, Klytaimnestra, Euangelion aussprechen sollen!

Für das große Publikum der Gebildeten ist die Frage nach der richtigen Aussprache einfach von dem Gesichtspunkt zu beantworten: da mit der Erlernung des Griechischen der so wertvolle doppelte Gewinn verbunden ist, die Sprache einer der herrlichsten Litteraturen der Welt und zugleich eine sehr weit verbreitete, lebende Handels- und Verkehrssprache zu erlernen, so versteht es sich von selbst, daß die Aussprache der lebenden Sprache gelehrt werden muß, zumal da sie mindestens 1800 Jahre alt ist.

Den Philologen aber, denen es Herzensernst ist mit der Erhaltung des Studiums des Griechischen auf den Gymnasien, möchte ich zum Schluß, als Sühne für manches herbe Wort gegen sie, eine aus meiner eigenen Liebe für griechische Sprache und Litteratur fließende Mahnung vorhalten.

Der Ansturm auf die Gymnasialbildung wird immer heftiger, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht; die Verteidigung wird schwächer und schwächer. Stände das höhere Schulwesen in Deutschland nicht unter Schutz und Aufsicht der Staatsgewalt; wäre nicht für die meisten Staatsämter, ja für manche reinbürgerliche Beschäftigung der Besuch von Schulen mit Latein

und Griechisch unerläßliche Bedingung, — wie viele Griechisch lernende Gymnasiasten hätten wir wohl noch in Deutschland?!

Der stärkste Angriff richtet sich gegen das Griechische. Schon ist es gelungen, den Beginn des griechischen Unterrichts aus der Quarta in die Tertia zu schieben. Die Wühlerei gegen das Griechische dauert trotzdem fort. — Latein? Nun ja, das soll zum Rechtsstudium erforderlich sein. Aber Griechisch?! So fragen zehntausende von Eltern, und auf die Dauer wird und muß vor dieser Frage das Griechische, diese „tote“ Sprache, aus der Schule weichen und dem Fachstudium der Philologen überwiesen werden. Unaufhaltsam wird dieses Geschick des griechischen Unterrichts sich vollziehen.

Nur einen Damm giebt es dagegen, nur ein Mittel, um gerade das Studium des Griechischen mit ganz neuer Lebenskraft zu erfüllen. Die Behandlung des Griechischen auf dem Gymnasium als einer lebenden Sprache, deren ältesten Zustand man lehrt, weil er die Grundlage für die heutige Sprache bildet, den man aber so lehrt, daß aus seiner Kenntnis heraus sich die Beherrschung einer schönen, nützlichen, weitherrschenden, lebenden Sprache mit Leichtigkeit gewinnen läßt. Daß dazu die Einführung der neugriechischen Aussprache notwendig ist, versteht sich von selbst. Ist das geschehen, — eine praktisch viel leichtere Maßregel, als man vorschützt —, so kann man den Gegnern des Griechischen auf dem Gymnasium der Wahrheit gemäß erwidern: eure Kinder lernen eine lebende Sprache, deren Kenntnis ihnen eine dauernde Quelle litterarischen Genusses werden und ihnen die Welt des Orients sprachlich erschließen kann.

Schlußwort.

Ein Philologe, natürlich ein deutscher, hat einmal — halb im Scherz, halb im Ernst — das geistreiche Urteil über die Neugriechen gesprochen: „Was kann man von einem Volke erwarten, welches apó mit dem Accusativ konstruirt!" Die alten Griechen konstruirten nämlich apó (von) mit dem Genitiv. Man begreift den tiefen moralischen Verfall eines Volkes, welches vom Genitiv bis zum Accusativ hinter apó gesunken ist!

Der richtigen Würdigung des bis heute von den Neugriechen Geleisteten steht bei den Meisten die Erinnerung an die Großtaten der alten Hellenen im Wege. Man weiß zwar aus näherer Kenntnis nichts vom Stande der Kultur im heutigen Griechenland; aber man begnügt sich mit versprengten Zeitungsnotizen über eine neue Ministerkrisis, glaubt den Spöttereien der türkenfreundlichen Blätter über den „jämmerlichen Zustand der griechischen Armee", hört vom „finanziellen Untergang" des kleinen Landes — beiläufig schon seit Menschenaltern — reden und hat in dunkler Erinnerung, daß Griechenland früher ganz voll von Räubern war: das werde wohl jetzt noch ähnlich so sein. Und schließlich: „Was kann man von einem Volke erwarten, welches apó mit dem Accusativ konstruirt!"

Dem gegenüber spreche ich meine feste Überzeugung dahin aus: in Griechenland wohnt heute ein Volk, welches eine schöne Zukunft, ja welches eine glückliche Gegenwart hat. Andere haben dasselbe vor mir gesagt; aber solche Wahrheiten dürfen wiederholt werden. Ein Zeugnis für die Wahrheit meines Urteils möchte ich nicht unterdrücken. Aus den letzten 30 Jahren, seit dem Erscheinen des Werkes von Edmond About „La Grèce contemporaine“ — dieses eingerechnet —, ist mir in der stattlichen Reihe von Werken über Griechenland keines bekannt geworden, welches nicht überwiegend wohlwollend und glückverheißend für die Griechen sich ausspricht. Ich nehme hiervon natürlich die meisten Schriften solcher Skribenten aus, die sich in Tissots Schule gebildet haben: also solche, die ohne Kenntnis der Sprache auf einer Reise mit dem Dampfer über Korfu, Korinth nach Athen in 8—14 Tagen Land und Leute „studirt“ haben, — auf einer Reise, die eigentlich Konstantinopel galt, wobei man Griechenland „mitnimmt.“ Doch ist mir selbst in den Schriften solcher Reisenden sehr vieles vorgekommen, was mit dem Urteil ernster Beobachter übereinstimmt. Alle Deutschen zumal, die längere Zeit in Griechenland gelebt und Griechisch verstanden, äußern sich in ihren Büchern oft geradezu enthusiastisch über die ausgezeichneten Eigenschaften des aufstrebenden kleinen Volkes. Man höre nur solche Männer wie Ernst Curtius, Warsberg, Steub, Bötticher; aber selbst solche, die wie Pietsch, Lang, Karl Braun, Faucher zwar ohne Kenntnis des gesprochenen Griechisch, dagegen mit scharfem Blick für öffentliche Zustände und innere Kultur das Land bereist haben.

Bei verständigen und unterrichteten Männern ist die Tatsache längst ausgemacht, daß die Griechen die wichtigsten Kulturträger des Orients sind, und daß sie bei der Lösung der Balkanfrage eine größere Rolle zu spielen verdienen, als ihnen bis jetzt zugestanden worden.

Daß sie ein Volk sein wollen, haben sie bewiesen und sie sind jeden Augenblick, auch in dem der Übereilung, bereit, es aufs neue zu beweisen. Daß sie mit den Türken zur Not allein fertig werden können, haben sie durch ihren siebenjährigen Freiheitskrieg gezeigt; ohne die Hilfe der großen egyptischen Armee unter Ibrahim Pascha wären die Türken schon am Ende des Jahres 1824 aus Griechenland vertrieben worden. Seitdem ist die Türkei schwerlich erstarkt, Griechenland gewiß nicht schwächer geworden.

Die Lebensfähigkeit Griechenlands als Staat? Ein Volk, welches nach mehr als 1800jähriger Knechtschaft unter den verschiedensten Eroberern sich zu einer heroischen Selbstbefreiung erhebt und seine Selbständigkeit mit Säbel und Büchse erzwingt, wird auch als Staat das Seinige leisten. Über die Charaktereigenschaften des einzelnen Griechen mögen die Meinungen auseinandergehen; ihre nationalen Eigenschaften sind von so hervorragender „staatserhaltender“ Kraft in des gemißbrauchten Wortes höchster Bedeutung, wie bei den wenigsten Völkern Europas.

Und hier trete ich das Wort einem lieben griechischen Freunde ab, mit dem ich oft beim Glase Wein über Griechenland und seine Hoffnungen gesprochen. Ich tue nichts, als seine etwas unbeholfenen deutschen Sätze einzurenken. Er liebt sein Vaterland und hat die Waffen in seinem Dienst getragen; aber er ist kein großgriechischer Chauvinist, sondern ein in rauher Schule des Lebens und durch den Verkehr mit Ausländern abgekühlter, fast nüchterner Denker. Was er mir gesagt, unterschreibe ich aus eigener Kenntnis.

— „Sie wissen, daß ich Philologie und Archäologie studirt habe und für Altgriechenland mindestens so schwärme, wie Ihr deutschen Philologen. Soll ich Ihnen meines Herzens wahre Meinung sagen? Wir Neugriechen mit all unseren Schwächen und

Gebrechen, mit unserer Hast und doch wieder mit unserer orientalischen Trägheit, — wir sind viel besser als die alten Griechen." —

„Bitte, hören Sie mich bis zu Ende! — Jawohl, besser als Bürger unseres Staates, besser als Söhne unseres Vaterlandes, besser als Mitglieder der menschlichen Gesellschaft. Eines gebe ich Ihnen zu: das Parthenon ist schöner als die Metropolitankirche in der Phokionstraße; der Hermes des Praxiteles schöner als sein Gipsabguß im Börsensaal von Athen; Sophokles ist ein größerer Dichter als Herr Koromilas, und Thukydides ein größerer Historiker als der ältere Trikupis, obwohl dessen Geschichte des Freiheitskrieges nicht übel ist. Ja, in allem, was das Leben mit Kunst schmückt, sind wir Neugriechen ein kläglicher Schatten dessen, was unsere Ahnen gewesen.

„Dagegen haben wir uns mit Feuer und Schwert Eines erobert, was unsere glorwürdigen Vorfahren niemals besessen: ein gemeinsames Vaterland. Wie heißt das Größte, was sie geleistet als Nation? Es heißt Marathon, Salamis, Platää, Thermopylä. Wo waren bei Marathon die Hellenen? Die Athener und die Platäer haben dort allein gefochten, und wurden sie besiegt, so ward Hellas eine persische Satrapie. — Daß bei Salamis die Schiffe der Peloponnesier umkehren wollten, wissen Sie so gut wie ich. Und ähnlich ging es überall, nur daß bei den Thermopylen sich noch ein Ephialtes fand, der seine Brüder an die Barbaren auslieferte. Nirgends und niemals ein einiges Griechenland; Verrat und Tücke und Bruderzwist überall, durch die ganze gepriesene altgriechische Geschichte hindurch. Für die Schulen mag das alles zu Lesestücken und Exerzitien sehr dienlich sein; wir neugriechischen Männer haben bessere Vorbilder nötig und wir finden sie Gott sei Preis! in unserer eigenen neugriechischen Freiheitsgeschichte. Wir besitzen ein einiges, geliebtes Vaterland, dessen Söhne Schulter an

Schulter gegen den Zwingherrn unserer Brüder stehen. Wo hat es je ein hellenisches Heer gegeben, gleich unserem in Thessalien? Da ist es vorbei mit Athens Hegemonie und Spartas peloponnesischem Bunde; mit Korinths Neide und Thebens Tücke. Was Demosthenes nicht gelang: ganz Griechenland zusammenzurufen gegen den Feind im Norden, — bei uns genügt dazu ein Befehl unserer Regirung. Wir werden kein Parthenon und keinen Hermes mehr der Welt schenken, aber wir werden auch nicht wieder durch die eigene Schuld der Zwietracht unter die Sohlen der Barbaren gebeugt werden. Das ist auch etwas.

„Unsere Finanznot? Was ihr Europäer klug seid! Ihr richtet euch nach dem Stande der Staatspapiere an der Börse, — die griechischen Anleihen stehen schlecht, — ergo! Was hat das mit dem Wohlstande eines Landes zu tun? Unsere Regirung hat kein Geld, aber die Einwohner haben Geld oder sonstigen Besitz. Es giebt keine Armut, kein Proletariat bei uns, und das ist mehr wert als der Parikurs der Anleihen. Übrigens haben wir bis jetzt stets die Zinsen unserer Schulden pünktlich bezahlt, und das ist mehr, als andere Länder, z. B. Österreich, sich berühmen können. Unsere Nationalbank ist vielleicht die solideste der Welt: ihre Anteilscheine von 1000 Drachmen sind jetzt 4620 Drachmen wert!

„Wir arm?! — Lassen Sie die Türkei uns anbieten, wir möchten ihr Epiros, Makedonien nnd Kreta für eine Milliarde Drachmen abkaufen, — in einem Monat ist das Geld beisammen. Dagegen würde König Ludwig der Zweite von Bayern für eine Milliarde nicht die erbärmlichste unserer Inseln erhalten haben.

„Wir haben ein Vaterland und lieben es. Alle Völker lieben das ihre; nicht alle mit solcher Schmerzinnigkeit, wie wir. Daheim und in der Fremde: Hellas über alles! Haben Sie schon einmal gehört in neuerer Zeit, daß Griechen im Ausland ihrem Vaterlande untreu wnrden? Daß uns Stücke dessen geistig

verloren gingen, was wir „unser großes Vaterland“ nennen, gerade so wie Sie vom deutschen Vaterland singen, das reicht so weit die deutsche Zunge klingt? Sie wissen, woher die schönsten Gebäude Athens uns geworden sind: von Hellenen im Ausland! Schon ein alter Grieche, Theognis, hat gesungen: „Viele Länder habe ich gesehen und war mit manchen zufrieden; doch Süßeres als Vaterland giebt's nichts.“ Darum war auch die härteste Strafe bei den Alten die Verbannung. Wissen Sie, welches noch jetzt der wildeste Fluch ist, den ein Grieche dem andern im Zorne zuruft? „Daß man dich in fremder Erde begrabe!“ Und wann sich irgendwo im Ausland zwei Griechen begegnen, mit welchem Gruß scheiden sie? „„Kalin patrida!“ (Glückliches Vaterland).

„Dazu nehmen Sie unsere Einigkeit im Innern. — Sie lachen? ‚Trikupis und Delijannis, Delijannis und Trikupis!‘ Recht, aber das sind zwei Namen; zwei Männer, die einander in der Regirung ablösen, weiter nichts. Hinter ihnen stehen keine politischen Gegensätze, keine sich außerhalb der Wahlkämpfe befehdenden Parteien. Übrigens ist es jetzt auch für lange, vielleicht für immer mit diesem Ablösungssystem zweier Männer vorüber. Es giebt keine Parteigänger des Delijannis mehr; wir haben in Wahrheit jetzt nur eine Partei: die der Patrioten, und ihr Führer heißt Trikupis.

„Keine Trümmer alter Parteien; keine Prätendenten; keine Fehde zwischen Adel, Bürgern und Bauern. Keine religiösen Gegensätze; keine Ultramontanen, keine verfolgungssüchtigen Zeloten, keine spottenden Freigeister; keine Übergriffe der Geistlichkeit ins Weltliche. Auch keine Judenfrage! Auch keine Sozialdemokratie! Keine Prostitution! — Keine fremden Volkssplitter im lebendigen Leibe der Nation. Es giebt nur Hellenen in Hellas, und die Albanesen sind froh, wenn wir sie in unsere Gemeinschaft aufnehmen. Wir haben keinen Pfahl im Fleisch, wie England mit seinem Irland; Deutschland mit den Polen, Dänen, Franzosen;

Frankreich mit seinen Italienern; Rußland mit seinen Deutschen, Letten und Polen; Österreich mit der ganzen osteuropäischen Völkerkarte. Ein Volk sind wir; eine Sprache reden wir; zu einem Gott beten wir; einen und denselben Willen haben wir: den Willen, als Nation zu leben, — und wir werden leben!“

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

